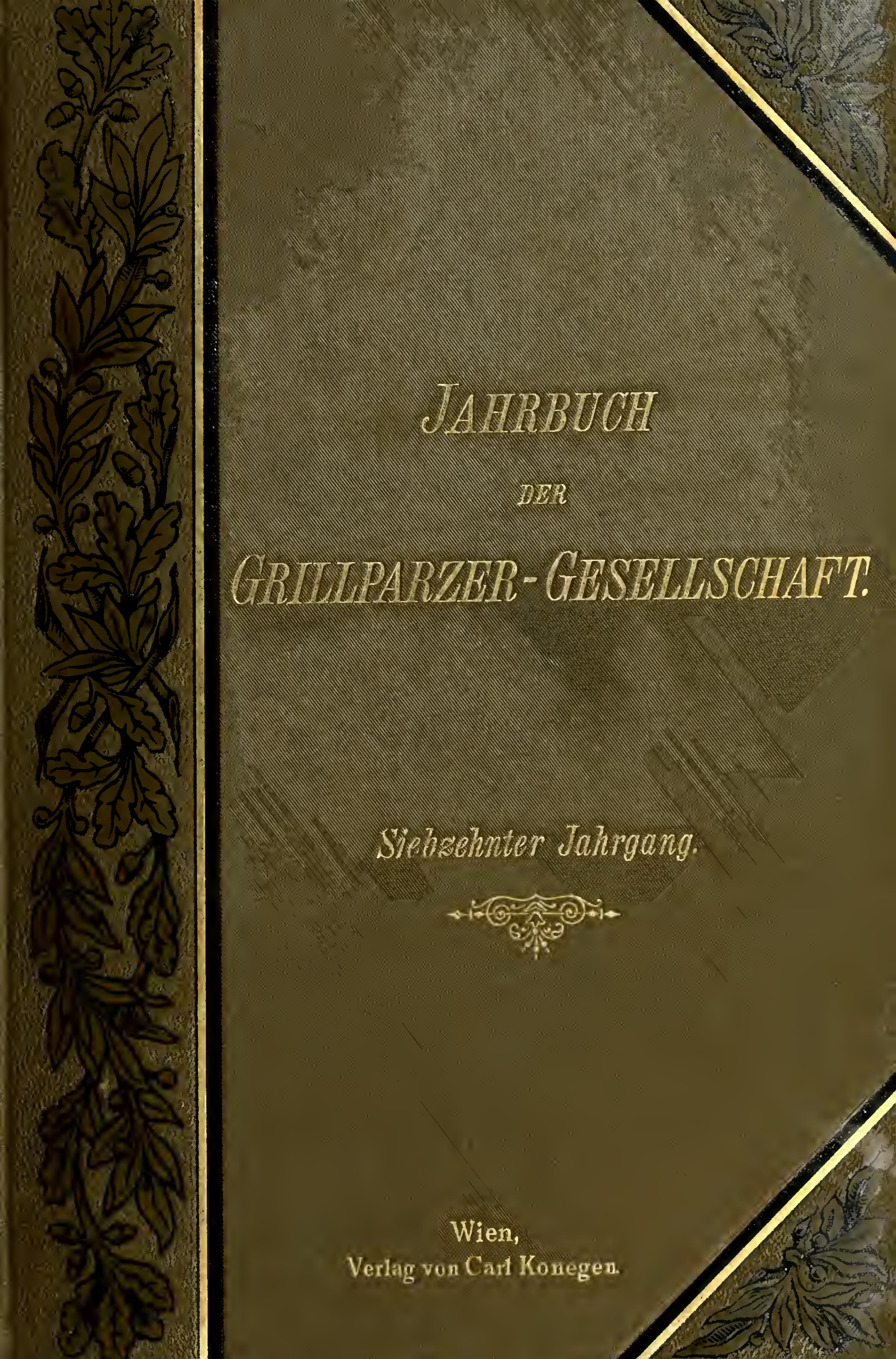

JAHRBUCH
DER
GRILLPARZER-GESELLSCHAFT.
Siebzehnter Jahrgang.
Wien,
Verlag von Carl Konegen.







Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.



Ger. Phil.
165837

Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Karl Glossy.

Siebzehnter Jahrgang.



Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1907.

Alle Rechte vorbehalten.

PT
2264
A168
E.1

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien III. Erdbergstraße 3.

Inhalt.



Goethesche Einflüsse auf Grillparzers Lyrik.

Von

Professor Dr. Artur Pelak.

Über die Stellung Grillparzers zu Goethe besitzen wir bis jetzt keine allseitige und abschließende Untersuchung. Denn von kleinen Aufsätzen und Notizen über persönliche Beziehungen der beiden Dichter abgesehen, gibt es bloß eine Publikation von Waniek[1]), welche darauf ausgeht, die literarische Verbindung zwischen Grillparzer und Goethe herzustellen; allein diese sorgfältige Studie kommt ausschließlich dem Dramatiker Grillparzer zugute, während die Kenner der Grillparzerschen Lyrik sich mit vereinzelten Hinweisen auf Goethesche Anklänge begnügt haben.[2])

Wenn nunmehr hier der Versuch unternommen werden soll, an der Hand der lyrischen Erzeugnisse Grillparzers Verhältnis zu Goethe aufzuzeigen, so muß dabei eine so ungenaue Behandlung der Frage ausgeschlossen bleiben, wie sie in der Untersuchung von Landmann[3]) geboten wird; dort begnügt sich nämlich der Verfasser mit der Aufzählung jener

---

[1]) Grillparzer unter Goethes Einfluß (Xenia Austriaca 1893, II., p. 66).

[2]) Aug. Sauer, Proben eines Kommentars . . . (Jahrbuch), VII., p. 1—170).

Aug. Sauer, Neue Beiträge zum Verständnis . . . (Heinzel-Festschrift 1898, p. 335—86).

Bulthaupt, Grillparzer als Lyriker (Die Zeit, Wien 1895).

[3]) Goethe und Grillparzer (Pädagogisches Archiv, 38. Band, p. 726—41).

Gedichte, welche Goethes Namen enthalten, ohne die tatsächliche Einwirkung Goethes auf einzelne lyrische Produkte Grillparzers festzustellen; überdies fehlt die strenge chronologische Anordnung und die zusammenfassende Verwertung etwaiger Ergebnisse.

Und doch liegt eben darin das Interessante an den Beziehungen zwischen beiden Lyrikern, daß diese (allerdings durchaus einseitige) Einwirkung sich über ein ganzes langes Menschenleben erstreckt oder, genauer gesagt, über einen Zeitraum von mehr als 60 Jahren.

Denn schon vor 1810 läßt sich der Goethesche Einfluß auf den Lyriker Grillparzer nachweisen und noch ein Jahr vor seinem Tode schreibt derselbe an die Kaiserin Augusta in Erwiderung der Glückwünsche zum 80. Geburtstage, welche ihm die „Tochter Weimars“ gesendet hat: „Zuerst die Ehrfurcht vor der Kaiserin und Königin. Dann ist aber noch etwas, was hundertfältig in meinem Herzen widerklingt: ‚Die Tochter Weimars!‘ Ja, Majestät, dort ist trotz Main- und Rheinlinie das wahre Vaterland jedes gebildeten Deutschen.“ [1])

Fragen wir uns nun, von welcher Art und Stärke Goethes Einfluß innerhalb dieser 60 Jahre war, so merken wir deutlich bestimmte Abstufungen. Wir können zunächst eine Frühzeit bis zum Jahre 1815 annehmen; dann folgt die erste Epoche (bis 1821), charakterisiert durch starke Einwirkung der Goetheschen Lyrik. Im Mittelpunkte der zweiten Epoche (bis 1832) steht die Reise nach Weimar und das Zusammentreffen mit Goethe. Die folgenden 40 Jahre endlich zerfallen in zwei Abschnitte; der eine reicht bis zur Reise nach Griechenland (1843) und zeigt uns den Kritiker Grillparzer, der das literarische Erbe des großen Toten untersucht. Dann tritt Alma von Goethe in den Lebenskreis des Dichters und von da an finden wir zwar

[1]) Jahrb., I., p. 267.

keine eigentliche Nachahmung Goethes mehr, aber in fast ununterbrochener Reihe ziehen sich kleine Gedichte an Goethe bis in die allerletzten Jahre.

* * *

Für die Frühzeit besitzen wir bereits treffliche Untersuchungen [1]) über die Anfänge der Einwirkung Goethes auf den jungen Grillparzer, deren Ergebnisse sich dahin zusammenfassen lassen, daß Grillparzer trotz der großen Abhängigkeit von Schiller doch gerade in den lyrischen Partien seiner Jugenddramen vielfach unter Goethes Einfluß steht, dessen „König von Thule" der Siebzehnjährige komponiert und wiederholt über Aufforderung dem Vater vorgesungen hat.

Den nachhaltigsten Eindruck hat, wie sich zeigt, Iphigeniens Parzenlied auf Grillparzers Frühzeit ausgeübt, so daß sowohl das Lied der unterirdischen Mächte in der „Blanka von Kastilien" (V., 1.), als auch der Monolog der „Psyche" an dieses Vorbild erinnern. „Die Klangfülle des Goetheschen Verses tönt uns berauschend aus ihnen entgegen." (Sauer.) Und das Ledalied in der „Psyche" zeigt echt Goethesche „naive, in reinste Schönheit erhobene Sinnlichkeit". (Waniek.)

Aber auch andere Goethesche Anklänge fallen mir auf. So weist in der „Blanka" das sehnsuchtsvolle Lied der Königin (I., 7) an ihre bourbonische Heimat in der Idee zwar auf die Schillerschen Vorbilder (der spanischen Königin aus Valois im „Don Carlos" und der gefangenen Maria Stuart) hin, aber in der Form hört man Mignons Lied, wenn Blanka zu ihrer Gesellschafterin sagt:

Dahin laß mich ziehen,
Diesem Kerker entfliehen,
Die seligen Auen
Noch einmal schauen . . .
Dahin, dahin,
Dahin laß mich entfliehn!

[1]) Vgl. namentlich Sauer in der Einleitung zu der 5. Ausgabe und Waniek a. a. O.

Und im „Psyche"-Monolog heißt es:

Fließet, fließet, süße Töne,
Stille Zeugen banger Lust!
Ach, vielleicht stillt ihr dies Sehnen,
Zwängt den Aufruhr dieser Brust.

Vgl. damit Goethes Lied „An den Mond".

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh;
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ebenso Goethes Gedicht „Am Flusse".

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergessenheit!

Fallen diese ersten Beweise des Goetheschen Einflusses auf den Lyriker Grillparzer schon in die Jahre 1808 und 1809, so zeigt uns der Plan einer Faust-Bearbeitung aus den Jahren 1811 und 1814, daß auch in den folgenden Jahren das Interesse für Goethe sich nicht verloren hat. Namentlich das Fragment vom Jahre 1814 zeigt trotz der gegensätzlichen Auffassung („atmet die Sehnsucht nach Ruhe und Unschuld"[1]) formelle Abhängigkeit von Goethe; im übrigen jedoch fehlt es an bestimmten Anhaltspunkten einer solchen Einwirkung auf Grillparzers lyrische Dichtung in jener Zeit.

* * *

Um so stärker aber macht sich diese Einwirkung in der ersten Epoche nach dem Jahre 1815 geltend. Vielleicht ist schon das Gedicht „Willkommen" auf die Ankunft der neuvermählten Kaiserin Karolina, der vierten Gemahlin Franz I., in Wien (1816) eine Nachahmung des Goetheschen

Ich hab' ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?

---

[1]) Volkelt, Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüt und Leben (Jahrb. IV., p. 18).

Dagegen erinnert das Gedicht „Froher Sinn" aus demselben Jahre 1816 ganz an Goethes „Vanitas! vanitatum vanitas!"

Wenn Grillparzer ausruft:

> Ohne Geld und ohne Sorgen!
> Gibt's ein Glück, das meinem gleicht?
> Geld, ei Geld, das kann ich borgen,
> Aber Frohsinn nicht so leicht.
>
> Heute sorget ihr für morgen,
> Morgen für die Ewigkeit!
> Ich will heut' für heute sorgen —
> Morgen ist für morgen Zeit!

wer denkt da nicht an den Frohsinn der bekannten Goetheschen Worte:

> Ich hab' mein' Sach auf Nichts gestellt,
> Juchhe!
> Drum ist's so wohl mir in der Welt,
> Juchhe!

Wir erkennen unseren schwerblütigen Grillparzer in einer solchen Goetheschen Stimmung gar nicht, zumal die Verse gerade aus dieser Zeit stammen; denn es ist das Jahr der „Ahnfrau". Aber wir besitzen ein wichtiges Zeugnis dafür, daß (wiederum trotz Schillers Einfluß auf dieses Drama) damals wirklich Goethe das Gefühlsleben unseres Dichters so sehr beherrschte, daß er auch seine Umgebung in diesem Sinne beeinflußte; dieses Zeugnis ist ein Brief der um wenige Monate jüngeren Cousine Grillparzers, Marie Rizy, die er als Selene besang. Sie schreibt unter dem Eindrucke der ersten Aufführung der „Ahnfrau" (31. Jänner 1817) an den Dichter (Jahrb., I., p. 65):

. . . Wenn jemand fühlt, was es für einen noch jungen Menschen ist, wenn sein erstes Werk glänzende Aufnahme erhält, so ist's Goethe, Du, aber auch ich; und daß nun dieser junge Mensch nicht von Weimar, Göttingen oder

Berlin kömmt, daß er ein Wiener ist, das ist alles, worüber ich Dir meine Freude äußern darf . . .

Und so wundern wir uns denn weiter nicht, wenn gerade in der „Ahnfrau" Berthas Lied („Nacht umhüllt mit wehendem Flügel") sich in der Stimmung mit Gretchens Lied „Meine Ruh' ist hin" begegnet [1]), wenn einzelne lyrische Stellen des Dramas im Gebrauche des Versmaßes an Goethes „Pandora" erinnern [2]) und speziell Berthas Jubellied „Ich kann's nicht fassen" fast wörtlich Gedanken aus der „Pandora" wiederholt. [3])

Wir wundern uns um so weniger, als das Jahr 1817 aufs neue diesen Anschluß an Goethes Lyrik bestätigt. Da sind zunächst die beiden schönen Gedichte an die Sängerin Katharina Altenburger. Das eine nennt der Dichter „Licht und Schatten" [4]) und gibt ihm die bekannten antithetischen Schlußworte:

Warm, was ich dachte,
Kalt, was ich schrieb.

Das andere („Erinnerung") setzt wieder mit einem echt Goetheschen Tonfall ein:

Hab' ich mich nicht losgerissen,
Nicht mein Herz von ihr gewandt,
Weil ich sie verachten müssen,
Weil ich wertlos sie erkannt? [5])

Aber noch mehr Goetheschen Einfluß zeigt die „Werbung".

Mädchen, willst du mir gehören,
So sprich ja und schlage ein!

---

[1]) Waniek, p. 79.

[2]) Sauer, Einleitung zur 5. Ausgabe, p. 33.

[3]) Fries, Chronik des Wiener Goethevereines, XX., p. 36.

[4]) Bulthaupt, a. a. O.

[5]) Über die Sängerin Altenburger und die ihr gewidmeten Gedichte (Wie, du fliehst, geliebtes Leben? Erinner. im Grünen, Str. 3—5) sowie über die Namengebung (Schreyvogel dachte zuerst an „Nachwehen") und Komponierung des zweiten Gedichtes zum 80. Geburtstage Grillparzers vgl. Sauer, Heinzel-Festschrift p. 346 ff.

Wer erinnert sich da nicht an die reizenden Friederiken-lieder? Auch Bulthaupt (a. a O.) hat darauf aufmerksam gemacht, daß in den Schlußversen der „frische, gesunde, sinnliche Odem Goethes zu spüren" ist.

Ein anderes Gedicht, das wohl auch noch ins Jahr 1817 gehört[1]), verrät trotz der scheinbar entgegengesetzten Stimmung wiederum Goethes Einfluß, „dessen heitere Klarheit aus demselben spricht".[2]) Es ist das berühmte Selbstbekenntnis „Bescheidenes Los", welches W. Scherer[3]) mit Recht dem „Armen Spielmann" vergleicht.

Und es ist vielleicht kein Zufall, daß die Anfangszeilen

> Bei dem Klang des Saitenspieles
> Geh' ich einsam und allein

auffallend an Goethe erinnern

> Vgl. Bei dem Glanz der Abendröte
> Ging ich still den Wald entlang (Die Bekehrte)

und daß Goethes erhabene Lebensweisheit

> Die Sterne, die begehrt man nicht,
> Man freut sich ihrer Pracht (Trost in Tränen)

in der 4. Strophe des Grillparzerschen Gedichtes fast mit denselben Worten ausgesprochen wird:

> Wen gelüstet's nach den Sternen?
> Man betrachtet sie allein.

Ob auch das dramatisch abgestufte Gedicht „Frühlingsgedanken", welches nach Grillparzers Angaben ebenfalls 1817 entstanden ist[4]), mit den charakterisierenden Monologen der fünf Personen, in Abhängigkeit von Goethe steht, wage

---

[1]) Vielleicht auch erst im Juni 1818 in Baden entstanden.

[2]) Bulthaupt, a. a. O.

[3]) Vorträge und Aufsätze zur Gesch. d. geist. Lebens in Deutschland u. Österreich (Berlin 1874).

[4]) Sauer, Jahrb., VII., p. 82, entscheidet sich für 1818.

Vgl. Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, III., p. 127.

ich nicht mit Sicherheit zu behaupten. Immerhin erinnert es in der Idee durchaus an Goethes „Verschiedene Empfindungen an einem Platze"; bei Grillparzer sprechen nacheinander die Mutter, der Dichter, das Mädchen, der Fahnenjunker und der nüchterne Gärtner, also fast dieselbe Situation wie bei Goethe, wo nacheinander das Mädchen, der Jüngling, der Schmachtende und zuletzt der realistische Jäger auftreten.

In den Juli des folgenden Jahres (1818) fällt dann Grillparzers bestes, vielbewundertes[1]) Gedicht, der „Abschied von Gastein". Daß diese berühmte Dichtung, welche Sauer in mustergültiger Weise kommentiert hat[2]), sowohl in der Form als auch hinsichtlich des Themas der literarischen Bedeutung und der Nichtvollendung mit Goethes „Zueignung" in Beziehung zu bringen ist, darauf habe ich bereits an anderer Stelle aufmerksam gemacht.[3]) Hier möchte ich noch andeuten, daß in der durch Sauer veröffentlichten Fortsetzung sich eine Stelle findet,

> Das hingesunkne Haupt zu drücken
> Durch Gras und Blumen an der Erde Schoß,

welche an Motive aus Goethes „Ganymed" erinnert; ferner, daß Sauer (a. a. O.) für den Vergleich mit der Perle in der 3. Strophe das Vorbild aus Goethes „Tasso" nachgewiesen hat.

Was die drei großartigen Gleichnisse als solche anlangt, so steht Grillparzer hierin wohl nicht unter Goethes Einfluß, sondern bewegt sich auf seinem ureigensten Gebiet. Denn wie eine Durchsicht der von Cafasso[4]) gebotenen Zusammen-

---

[1]) Gibt es doch drei Gedichte auf den „Abschied von Gastein" (Weißenbach, Houwald und Gräfin Wickenburg), Goedeke[2], VIII., p. 407.

[2]) Jahrb., VII., p. 1 ff.

[3]) Zeitsch. f. ö. Gymn. 1903, p. 1126 ff. Nachträglich erfahre ich, daß über die formelle Abhängigkeit von Goethe bereits Konr. Böhm (Zu Grillparzers Metrik, Progr. Nikolsburg 1896, p. 21 u. 23) ziemlich eingehend gehandelt hat.

[4]) Artur Cafasso, Das Bild in der dramatischen Sprache Grillparzers (Programm, Leoben 1884).

stellung von Gleichnissen aus Grillparzers Dramen beweist, finden sich in der „Ahnfrau“ (Wie mit einemmal durch die Nacht), „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (Und wie der Turm, in dessen Innern sich dein Wohnsitz wölbt), „Bruderzwist“ (Und wie der Mann, der abends schlafen geht), „Libussa“ (So wie die Sonne, wenn sie Wolken zog), und „Esther“ (Und wie der Sonne Pracht, wie Mond und Sterne) u. a., also bis in die letzten Jahre des Dichters, immer wieder solche weitausgeführte homerische Vergleiche.

Die hier besprochenen Gedichte der drei Jahre 1816, 1817 und 1818 bilden gewissermaßen eine zusammenhängende Gruppe. Sie stehen unter dem Zeichen der Begeisterung Grillparzers für Goethe, die ihn freilich nicht hinderte, gleichzeitig (1817) die Stellung Goethes zum Epos und Drama kritisch zu untersuchen [1]) und in einem Distichon „Goethe“ (1818) die dichterische Untätigkeit des „Göttlichen“ zu verurteilen:

> Sag', was stört deine Ruh', o Schatten des göttlichen Goethe,
> Daß du neblicht und kalt wallst um dein eigenes Grab? [2])

Wie stark er aber trotzdem im Banne des großen Weimarers steht, beweist zur Genüge die Diktion und Tendenz seiner „Sappho“, die er im Juli 1817 beendet hatte und die schon von den Zeitgenossen sofort mit Goethes „Iphigenie auf Tauris“ in Beziehung gebracht wurde. [3])

* * *

---

[1]) Werke[5], XVIII., p. 57.

[2]) Vgl. dazu die Worte des Briefes an Müllner im Jahre 1817 (Jahrb., I, p. 186), Müllner sei der Stammhalter der deutschen Tragödie seit (Schillers physischem und) Goethes literarischem Tode.

[3]) Brief von Karl August Böttiger an Grillparzer aus Dresden am 26. Februar 1818 (Jahrb., I., p. 188).

Brief von Karl Graf Brühl an Grillparzer aus Berlin am 2. April 1818 (Jahrb., I., p. 194).

Vgl. dazu Grillparzers eigene Worte: „Ich habe in der ‚Sappho‘ mit seinem (Goethes!) Kalbe gepflügt.“ (Jahrb. II., p. 346.)

Gleichwohl tritt nach dem Sommer 1818, nach der Rückkehr von Gastein, eine Unterbrechung des Goetheschen Einflusses ein. Die Ursache ist leicht anzugeben. Einerseits beginnt Grillparzer im Herbst an der Trilogie vom Goldenen Vließ zu arbeiten und entfernt sich hier von Goethe, um dafür Shakespeare und Calderon näherzutreten [1]), anderseits erschüttert ihn das entsetzliche Ende seiner Mutter (24. Jänner 1819) derart, daß jede dichterische Produktion aufhört.

Erst der befreiende Gedanke, eine Reise nach Italien zu unternehmen, löst neue poetische Stimmungen aus. Und da ist es bezeichnend, wie sofort wieder Goethes Vorbild sich geltend macht. Es ist ersichtlich, daß trotz der halbjährigen Pause die Verehrung für Goethe dieselbe geblieben ist.

Als unser Dichter sich ein Jahr zuvor im Frühling noch unter dem erhebenden Eindruck des großen Erfolges befand, den die Erstaufführung seiner „Sappho" (21. April 1818) erzielte [2]), da hatte er, ganz erfüllt von dem Gedanken, daß, im Goetheschen Geiste zu schaffen und zu genießen, das Ziel der Kunst bleiben muß, jene formvollendete Theaterkritik über die Aufführung des „Tasso" im Burgtheater (12. Mai 1818) mit dem verheißungsvollen Ausblick in die Zukunft abgeschlossen:

> „Schließlich sei es mir noch erlaubt, dem Publikum ein Kompliment zu machen über die Art, wie es das Ganze aufnahm und das Einzelne. Ich müßte mich sehr irren, oder Wien steht am Eingang einer schönen Zeit." [3])

In diese Stimmung versetzt er sich jetzt wiederum und so trägt sein erster Gruß an das Land der Sehnsucht,

---

[1]) Vgl. Brief an Brühl vom 22. Aug. 1821 (Jahrb., I., p. 196).

[2]) Er selbst wohnte ihr nicht bei, weil er überhaupt (wie etwa in unseren Tagen Ibsen) seit der „Ahnfrau" kein eigenes Drama dargestellt sehen mochte.

[3]) Werke [5], XV., p, 107.

am 8. März 1819, zwei Wochen vor der Abreise (24. März) geschrieben, die Überschrift „Kennst du das Land?".

Der Geist Goethes ist also sein Reisebegleiter. Vielleicht ist ein diesbezügliches Wort auch in dem (nicht erhaltenen) Briefe ausgesprochen worden, mit welchem er seinen Jugendfreund Wohlgemuth (in Verona) zur Teilnahme an der Reise einlud.[1]) Denn Wohlgemuths Brief vom 17. Juni enthält neben einer bewundernden Schilderung Italiens auch einen beachtenswerten Hinweis auf den Dichter des „Faust".[2])

Es würde vom Gegenstande dieser Untersuchung zu weitab führen, hier im einzelnen den Empfindungen nachzugehen, welche Grillparzer auf italienischem Boden mit der Erinnerung an Goethe verknüpfte.

Jedenfalls aber zeigen die während der Reise entstandenen Gedichte deutlich die Einwirkung Goethes.

Dies gilt zunächst von dem am 14. April in Rom aufgezeichneten Gedichte „Kolosseum". Wenn auch Grillparzer weit davon entfernt ist, etwa mit den Gefühlen des Goetheschen „Wanderer" die Ruinen zu betrachten, sondern vielmehr von der sentimentalen Empfindung Schillers übermannt wird — wie ja auch das wenige Tage später geschriebene Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino" nur als eine Paraphrase der „Götter Griechenlands" bezeichnet wird[3]) — so kann er doch auf der anderen Seite von der Mignon-Stimmung nicht loskommen und unwillkürlich redet er das Kolosseum mit Goethes Worten an:

Was stehst du da, du stolzer Bau
Und siehst mich traurig an
Aus deinen Brauen, altergrau,
Was hat man dir getan?

---

[1]) Vgl. dessen Antwort vom 18. Februar 1819 (Jahrbuch, I., p. 41 ff.).

[2]) Jahrb., I., p. 45.

[3]) Vgl. Sauers Kommentar (Jahrb., VII.), woselbst auch auf Blumauers Vorbild und den Gegensatz zu Zach. Werner hingewiesen ist.

Vgl. Goethe „Mignon“

> Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
> Was hat man dir, du armes Kind, getan?

Für eine solche gleichzeitige Einwirkung Schillers und Goethes auf Grillparzer fehlt es nicht an anderen Beispielen. So in der „Blanka von Kastilien“ [1]), im „Robert von der Normandie“ [2]), im „Spatarkus“. [3])

Aber auch die beiden anderen in Italien entstandenen Gedichte „Am Morgen nach einem Sturm“ und „Zwischen Gaeta und Capua“ stehen unter Goethes Einfluß.

Das erstere zum Beispiel enthält in der Form und Idee entschieden Anklänge an „Prometheus“. Vgl. Stellen wie:

> Hast wieder einmal gestürmt,
> Wildes, tobendes Element?
> Wider Erd' und Himmel
> Feindlich kämpfend angerennet?
> Töricht! Fruchtlos!
> Sieh, die Erde steht unbewegt usw.

Oder:

> Feinde nicht die Erde an,
> Weil sie fest und grünend

mit der Apostrophierung des Sturm- und Gewittergottes in Goethes Gedicht:

> Bedecke deinen Himmel, Zeus,
> Mit Wolkendunst,
> Und übe, dem Knaben gleich,
> Der Disteln köpft,
> An Eichen dich und Bergeshöhn!
> Mußt mir meine Erde
> Doch lassen stehn.

---

[1]) Vgl. das bereits oben Gesagte mit dem Programmaufsatze (Meran 1900) von Jos. Hafner „Die Nachahmung Schillers im Erstlingsdrama Grillparzers „Blanka von Kastilien“.

[2]) O. E. Lessing, „Schillers Einfluß auf Grillparzer“ (Bulletin of the Univ. of Wiscontin 1902).

[3]) Waniek, a. a. O.

Daß das Gedicht „Zwischen Gaeta und Capua" (Capua 27. April)[1]), dessen rein topographische Überschrift kaum ahnen läßt, welch hohes Lied auf die Schönheit Italiens hier gesungen wird, mit Goethes „Frühzeitigem Frühling" sich vielfach berührt, ist längst erkannt worden.[2]) Aber wiederum fehlt vielleicht auch ein Anklang an die Ballade „Mignon" nicht, wenn es bei Grillparzer von der Orange heißt:

Was glänzt im Laube,
Funkelnd wie Gold?

Vgl. damit Goethes Worte: „Im dunklen Laub die Goldorangen glühn."

* * *

An diese italienischen Gedichte Grillparzers reiht sich noch eine dritte (kleine) Gruppe an, gleichfalls aus jener Zeit stammend, die wir als die erste Epoche des Goetheschen Einflusses bezeichnet haben. Es sind Produkte aus den Jahren 1820 und 1821. Allein hier ist die Einwirkung Goethes nicht mehr so stark wie früher.

Dieses Herabsinken des Goetheschen Einflusses mag in der zeitweiligen Unterbrechung der lyrischen Produktion begründet sein, wie sie durch die Arbeit an der „Medea" veranlaßt wurde.

Freilich wollte man auch das bekannte Gedicht „Die tragische Muse" (Spätherbst 1819) wegen der ganz nach Goethescher Art gebrauchten freien Rhythmen mit Goethe in Beziehung bringen[3]); doch scheint hier Grillparzer unabhängig zu sein.

Anders steht es mit dem „schalkhaften Fleheruf" (Sauer) an die Sängerin Therese Heberle[4]) aus dem Jahre 1820

---

[1]) Ort und Datum nach Grillparzers eigener Angabe (im Carton Gedichte, p. 366). Vgl. Sauer, Heinzel-Festschrift, p. 354.

[2]) Bulthaupt, a. a. O.

[3]) Konrad Böhm a. a. O., p. 12.

[4]) Vielleicht mit mehr Recht auf das Verhältnis mit Charlotte v. Paumgarten zu beziehen.

(„Vorzeichen"), welcher, wie Bulthaupt (a. a. O.) bereits bemerkt hat, gewissermaßen aus dem „Westöstlichen Divan" stammen könnte.

Auch der Gasteiner Aufenthalt desselben Jahres gestattet zwei Hinweise auf Goethe; in dem Gedichte „Abschied" (1. August) gesteht der Dichter der geliebten Frau (es ist Josefine v. Verhowitz), daß sie ihm Mutter, Schwester und Sinnbild einer Gattin gewesen sei, wie Goethe von Frau v. Stein sagt, daß sie ihm Mutter, Schwester, Freundin und Geliebte wurde. Ferner mahnt das Gedicht „Am Hügel" (2. August) in seiner Schlußwendung an Goethesche Motive.

Ebenso gehört in diese Zeit, wenn Sauers Datierung richtig ist [1]), das Gedicht „Das elegante Frühstück im Kuhstall" (Seht mir doch die blanken Rinder), das, wenn es parabolisch aufzufassen ist, manche Ähnlichkeit mit Goethes Gedicht „Lilis Park" nicht verkennen läßt. Sauer will es allerdings nur als harmloses Gelegenheitsgedichtchen gelten lassen, aber für die von ihm (a. a. O.) mitgeteilte Fortsetzung (die gewissermaßen eine Widmung an Frau v. Pereira enthalten sollte) gibt auch er die parabolische Tendenz zu.

Am Ausgange dieser Epoche aber steht noch ein letztes, herrliches Denkmal der Gewalt, die Goethe auf unseren Dichter auszuüben vermochte; es ist das aus dem Jahre 1821 stammende reizende Gedicht „Allgegenwart", jene naiv-wunderbare Verherrlichung der Liebe zu Kathy, die der Dreißigjährige im Winter kennen gelernt hatte.

Wo ich bin, fern und nah ...

Nie wieder ist Grillparzer der Goethesche Ton so zu eigen geworden, wie in diesen mit Recht bewunderten kurzen Reimpaaren.

Es ist der Ausfluß tiefeigenen Mitfühlens und persönlicher Erfahrung, wenn er zur selben Zeit (im März 1821)

---

[1]) Heinzel-Festschrift, p. 355. Daselbst auch weitere Mitteilungen über Henriette v. Pereira.

„In ein geschenktes Exemplar von Goethes Werken" die Devise schreibt:

Wo du stehst im Kreis der Wesen,
Stellt er sich als Führer ein;
Doch er will nicht nur gelesen,
Er will auch gelebet sein.[1])

Nur andeuten möchte ich bei dieser Gelegenheit, daß auch die Stammbuchverse „Für Kathy Fröhlich" (6. März 1821) einen Goetheschen Gedanken auszusprechen scheinen. Wenn es in der zweiten Strophe heißt:

In flüchtigen Sekunden
Trifft das Geschick;
Was Jahre nicht gefunden,
Gibt im Moment das Glück,

so fällt uns der Ausspruch des Pfarrers in „Hermann und Dorothea" (V., 57) ein:

Der Augenblick nur entscheidet
Über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschick;

wie anderseits in der „Allgegenwart" die Verse

Wer in die Sonne sieht,
Weiß es, wie mir geschieht . . .

zum Vergleiche mit dem Anfange des VII. Gesanges von „Hermann und Dorothea" einladen.

* * *

Mit diesem Erzeugnis schließt die fünfjährige Epoche der stärksten Einwirkung Goethes auf den Lyriker Grillparzer ab.

Die zweite Epoche umfaßt, wie oben gesagt wurde, einen Zeitraum von mehr als 10 Jahren. Er zerfällt wieder

[1]) Vgl. übrigens zu dem Schlußgedanken Lessings Sinngedicht über Klopstock:

Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

in zwei ziemlich gleich große Teile, deren erster bis zum Jahre 1826 reicht.

In dieser ersten Hälfte fehlt es an deutlicher Einwirkung Goethes auf die lyrischen Erzeugnisse Grillparzers, nicht aber an Dichtungen, die an Goethe oder an seine Gegner gerichtet sind.

Gleich aus dem Jahre 1822 stammt der Entwurf eines Gedichtes an Goethe.[1])

Eine Goethesche Klarheit ist über Grillparzers Wesen gekommen und so schreibt er, er wünsche ein Gedicht an Goethe zu verfassen, „die Empfindung auszudrücken, wie seine Werke Ruhe und Klarheit verbreiten und zu sich selbst bringen, aus dem Toben innerer Ungewißheit".

Vielleicht sind auch manche Notizen über Goethe aus diesem Jahre[2]) als Vorarbeiten für denselben Zweck gedacht gewesen, wie auch gerade in diesem Jahre der schaffensfrohe Dichter den alten Plan eines „Faust" wieder aufgegriffen hat.

Dann aber tritt eine merkliche Pause ein.

Zwar fertigt er 1824 in dem Gedichte „Zur Kunstgeschichte" Pustkuchen (den Herausgeber der falschen Wanderjahre) ab, gegen den schon früher mehrere Notizen (zumeist aus dem Jahre 1822) gerichtet waren[3]), und 1825 apostrophiert er den literarischen Missetäter noch einmal („Der Goethen nachgeahmte Stil des Pseudowanderers") mit den Worten:

Den Ostracismus übst du frank und frei,
Verbannst den Großen, rufst wohl gar: Er sterbe!
Und läßt, damit das Gleichnis schlagend sei,
Ihn selbst das Bannwort schreiben auf die Scherbe.

Allein es ist immerhin festzustellen, daß in dieser kämpfereichen, oft sehr düsteren Zeit, in welcher Grillparzer

---

[1]) Glossy u. Sauer, Grillparzers Briefe u. Tagebücher, II., p. 48.

[2]) Es sind ihrer drei. Werke[5], XVIII., p. 55.

[3]) Werke, XVIII., p. 58, 59, 59, 61.

vor Selbstmordgedanken anlangt, sich keine lyrischen Geständnisse mit Anklängen an Goethe finden.

Ein bestimmter Grund läßt sich nicht aufzeigen; aber daß keineswegs eine Art Abkehr von Goethe vorliegt, bezeugt der Entschluß, sich durch eine Reise nach Berlin und Weimar von den finsteren Stimmungen loszureißen.

* * *

Diese Reise, im Herbste 1826 angetreten, brachte in ihrem Verlaufe den denkwürdigen Besuch Grillparzers bei Goethe.

Über diesen „beinahe wichtigsten Moment seines Lebens" besitzen wir verschiedene Zeugnisse Grillparzers [1]), dann Berichte von Zeitgenossen u. a. [2]) Auch fehlt es erfreulicherweise nicht an hübschen Darstellungen dieses Zusammentreffens. [3])

Aus allem geht hervor, daß Grillparzer, als er vor 80 Jahren dem Olympier gegenübertrat (von dessen damaliger Erscheinung uns das Stielersche Bildnis von 1828 die beste Vorstellung gibt), in jene hilflose Bewunderung und wortlose Erregung geriet, die in der Eigenart seines Wesens begründet war und schon vor Antritt der Reise sich zu einem förmlichen „Gefühl vollkommenen Selbstverlustes gesteigert hatte". [4]) Wie wenig Ursache freilich der Fünfund-

---

[1]) Vgl. insbesondere die Selbstbiographie.

Ferner Rob. Zimmermann, Aus Gesprächen mit Grillparzer. 6. Jänner 1866 (Jahrb., IV., p. 346).

[2]) Der ausführlichste und zuverlässigste ist Peucers Brief an Böttiger vom 3. Oktober 1826 (Goethe-Jahrbuch, I., p. 347).

[3]) Vgl. Emil Kuh, Grillparzer und sein Besuch bei Goethe (Jahresbericht d. Wiener Handelsakademie 1866) sowie einige kleine Artikel von Julius Wahle in verschiedenen Zeitschriften, ferner Schröer, Grillparzer bei Goethe (Chron. d. Wiener Goethe-Vereines 1891, p. 4 ff.). Abschließend behandelte die Begegnung zuletzt Sauer, Grillparzers Besuch bei Goethe (Goethe-Festschrift der Rede- und Lesehalle der deutschen Studenten in Prag 1899, p. 158—167).

[4]) Volkelt („Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüt u. Leben", Jahrb., IV., p. 34) hat diese eigentümliche Stimmung zu erklären versucht.

dreißigjährige hatte, sich selbst so klein zu fühlen, beweisen die großen Ehrungen, die ihm der ganze Goethesche Kreis in Weimar bereitete [1]), worüber der schweigsame, bescheidene Grillparzer nicht einmal an Kathy berichtet. [2]).

Uns interessiert hier natürlich nur die literarische Nachwirkung jenes Besuches. Sie äußerte sich zunächst in dem Gedichte „Reiselust“, das eine Rückschau auf die Reise durch Deutschland mit einer wehmütigen Betrachtung des Unterschiedes von einst und jetzt verbindet. Das Einst ist für Grillparzer die italienische Reise von 1819, deren mächtige Wirkung der Dichter erst nach so viel Jahren eingesteht, das Jetzt die nüchterne Wanderung durch die Städte Deutschlands, wo keine großen Eindrücke ihn aufrichteten. Bloß Goethe, mit dem er stets eine Ausnahme machte (vgl. die Stelle in der Selbstbiographie vor der Abreise 1826)[3]), hat ihn ergriffen.

Einer nur ist mir erschienen,
Aber ich ertrug ihn nicht ...

Es ist äußerst interessant zu beobachten, wie Grillparzer wenige Monate später in dem großen „Beethoven“-Gedichte (Abgestreift das Band der Grüfte) fast mit den nämlichen Worten von Lord Byron redet:

Einer nur steht noch im Weiten,
Wartet, bis die Flut verrinnt,
Kommt jetzt näher, hinkt im Schreiten,
Kräftig sonst und wohlgesinnt.
Byron ist's, der Feind der Knechte,
Mißt ihn jetzt mit stolzem Blick.

Da anderseits auch in der (obenerwähnten) Stelle der Selbstbiographie die Worte stehen „Noch aber lebte einer,

[1]) Vgl. außer Peucers Brief (wie oben!) auch Minor, Grillparzer bei Goethe (Glossy-Stammbuch 1898, p. 277) und (als Ergänzung bezüglich Roberts Gedicht) Chron. d. Wiener Goethe-Vereines XII. (1898), p. 42 ff.

[2]) Vgl. Brief vom 5. Oktober 1826 (Jahrb., I., p. 106).

[3]) Werke [5], XIX., p. 136.

Goethe, den zu sprechen . . .“, so möchte ich durchaus Sauer[1]) beistimmen, der (auf einem anderen Wege) ebenfalls zu der Ansicht gelangte, daß in jenem Beethoven-Gedicht der Schatten Lord Byrons als stellvertretender Ersatzmann für den noch lebenden Goethe eingeführt wurde.

Daß dabei Grillparzers Wahl auf Byron — und nicht auf Schiller! — fiel, möchte ich wiederum mit dem Besuche in Weimar in Verbindung bringen. Bei jener Unterredung nämlich hat Goethe unseren Dichter insbesondere auf Lord Byron hingewiesen und noch 40 Jahre später hat dies Grillparzer ausdrücklich hervorgehoben.[2])

Wenden wir uns nach dieser Bemerkung wieder zurück zu dem Gedichte „Reiselust“, so müssen wir sagen: Das ist nicht mehr die Goethesche Klarheit, die Grillparzer noch 1822 feiern wollte.

Und in demselben düsteren oder wenigstens ernsten Ton sind auch die übrigen Dichtungen dieser Zeit gehalten, in welchen man den Nachhall des Zusammentreffens mit Goethe verspüren kann.

Aus demselben Jahre 1826 zunächst wären das Gedicht an die dämonische Marie v. Smolenitz[3]) „Sinnpflanze“ und die drei „Spaziergänge“ zu erwähnen, welche teils in ihrer knappen, dialogischen Form, teils in ihrem Tonfall, teils in ihrer Weltanschauung an Goethe gemahnen.

Deutlicher noch offenbart sich Goethes Einfluß in mehreren Gedichten des Jahres 1827 (die sämtlich später nebst der „Reiselust“ in den „Tristia ex Ponto“ Aufnahme fanden).

So in dem Gedichte „Der Fischer“ (Hier sitz' ich mit lässigen Händen . . .)

---

[1]) Heinzel-Festschrift, p. 373 ff.

[2]) Robert Zimmermann, Aus Gesprächen mit Grillparzer (wie oben).

[3]) Sie heiratete bald darauf (30. Dez. 1827) den Maler Daffinger.

Ebenso enthalten die drei nach dem Tode Charlotte v. Paumgartens [1]) geschriebenen „Verwandlungen" mehrfach Anklänge an „Schäfers Klagelied".

Auch das Gedicht „Sorgenvoll" (Ende 1827) möchte ich noch erwähnen, obgleich hier der Einfluß Goethes etwas fraglich ist.

> Mein Kummer ist mein Eigentum,
> Den geb' ich nicht heraus.

Das vorletzte Gedicht aus den „Tristia" endlich, „Freundes Wort", welches wahrscheinlich auch in dieser Zeit entstanden ist, trifft sowohl in der Anlage als auch im Inhalt mit Goethes „Trost in Tränen" zusammen.

Auf der anderen Seite zeigen uns zwei Dichtungen aus dem Jahre 1827, wie Grillparzers Gedanken immer wieder nach Weimar zu dem großen Manne zurückkehren, den er von Angesicht zu Angesicht hatte sehen dürfen.

Die eine ist „In Ferdinand Hillers [2]) Album" am 5. August 1827 geschrieben worden (Kommst du von Weimar, dem schönen Ort . . .) und schließt mit dem Ausruf:

> Gehst du nach Weimar, geh' mit mir,
> Mein ganzes Wesen folget dir.

Die andere („Rechtfertigung"), eine Antwort in 13 Stanzen (also im Versmaß des „Abschieds von Gastein"!) auf ein Gedicht E. v. Bauernfelds, enthält in der dritten Strophe eine bemerkenswerte Selbstvergleichung mit Homer, Shakespeare, Goethe und Tasso.

Daß es übrigens Grillparzer mit der Beziehung auf Tasso [3]) recht Ernst war, beweist ein Ausspruch aus den Beiträgen zur Selbstbiographie:

---

[1]) Gestorben 16. September 1827.

[2]) Klavierspieler und Komponist.

[3]) Auch Marie v. Picquot hatte ihn ihren Tasso genannt. (Vgl. ihr Testament.)

„Es ist etwas vom Tasso in mir, nicht vom Goetheschen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich . . ."[1])

Überdies wissen wir, daß Tasso im selben Jahre (1827) in dem großen Beethoven-Gedicht neben Shakespeare, Lope de Vega und Dante erscheint und daß Grillparzer im folgenden Jahre (1828) den Plan zu einem Gedichte „Die Klage des Tasso" entwarf.[2])

Vom Jahre 1828 an hört dann die intensive Nachwirkung des Weimarer Besuches auf Grillparzers Lyrik wieder auf, es sei denn, daß man den „Nachruf an Therese Löwe" (gestorben am 5. September 1830) in gewissem Sinne mit Goethes „Euphrosyne" vergleichen wollte.[3])

* * *

Noch mehr im Zeichen der Unabhängigkeit von Goethe steht die Lyrik Grillparzers in der dritten Epoche, von Goethes Tod bis zur Reise nach Griechenland (1832—1843). Nicht, als ob das Interesse für Goethe auch nur im geringsten nachgelassen hätte. Vielmehr beweisen die vielen Äußerungen über Goethes Dichtung und Persönlichkeit, wie sehr der einsame Grillparzer bemüht ist, alles kritisch zu bewerten, was nach dem Hingange des Altmeisters der Poesie über dessen Leben und Dichten veröffentlicht wird.

Wenn man indes genauer zusieht, so kann man sehr gut beobachten, wie Goethesche Anlehnung und Anregung in der Lyrik immer mehr zurücktreten, je eingehender und zahlreicher anderseits die kritischen Bemerkungen über Goethe werden. Man kann daher diese Epoche wieder in zwei Ab-

[1]) Werke⁵, XIX., p. 190.

[2]) Glossy u. Sauer, Grillparzers Briefe u. Tagebücher. II., p. 73.

[3]) Ohne Bedeutung für unsere Untersuchung ist wohl Grillparzers Epigramm auf Goethes Brief an Deinhardstein (vom 27. März 1830), der damals in Bekanntenkreisen als Gemäßigter geneckt wurde (Deutsche Dichtung 1889).

schnitte gliedern. Der erste reicht bis zur Reise nach Frankreich und England (1836) und zeigt noch vereinzelte Hinweise auf Goethe, so 1833 die Invektive „Ritter von Osten", wo der Angegriffene mit deutlicher Beziehung als „west-östlicher Hanswurst" bezeichnet wird. Ferner 1834 der gedankenreiche Prolog „Zu Beethovens Egmont-Musik", in welchem der Dichter dem Publikum Beethoven und Goethe vorführt:

... wandelnd Hand in Hand
Ein Paar, wie ihr vereint wohlt nie mehr schaut.[1])

Aus demselben Jahre stammt dann der bekannte Spruch „Abermals Goethe" (Und ob er mitunter kanzleihaft spricht ...).

Was insbesondere die beiden letzten Zeilen anlangt,

Der Schlafrock steht nur denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen,

so hat Landmann (a. a. O.) darauf hingewiesen, daß man in der Verwendung des Schlafrockes eine Reminiszenz an den Besuch in Weimar (1826) vermuten darf. Übrigens wiederholt Grillparzer, wie ich sehe, das Bild von der Schlafrockpoesie zwei Jahre später in einer interessanten Äußerung über Goethe.[2]) Anderseits findet sich im Fragment der Fortsetzung des „Abschiedes von Gastein" die Stelle:

Denn ach, wer singt, kann nicht in Harnisch gehn,[3])

welche im selben Wortlaut in die „Jugenderinnerungen im Grünen" (1824) aufgenommen wurde.

Ins Jahr 1835 endlich gehört die letzte größere lyrische Dichtung, für die sich ein Goethesches Vorbild mit Sicherheit aufzeigen läßt, nämlich „Bretterwelt" (Komm, Muse, her! Du sollst mir vor das Volk), auf dessen Verwandtschaft mit

---

[1]) In ähnlicher Weise stellt ein Epigramm aus dem Jahre 1843 (Beethovens neunte Symphonie) Beethoven neben Goethe.

[2]) Werke[4], XVIII., p. 52.

[3]) Veröffentlicht von Sauer (Jahrb., VII., p. 13).

Goethes „Vorspiel zu Faust“ schon E. Lange[1]) hingewiesen hat und Sauer[2]) in erschöpfender Weise eingegangen ist.

Nicht so zweifellos ist der Goethesche Einfluß auf das aus demselben Jahre stammende Gedicht „An die Sammlung“ (Die du dein Haus entfernt von Menschen baust.).

An das Faustische Wort „Entbehren sollst du, entbehren“ klingt dagegen deutlich die tiefernste „Entsagung“ an[3]), welche Grillparzer im folgenden Jahre (1836) in Paris niederschreibt, zur selben Zeit, da er anläßlich der Bekanntschaft mit Börne über dessen Haß gegen Goethe ungehalten ist.[4]) (Eins ist, was altersgraue Zeiten lehren . . .)

Überblicken wir diesen ersten Abschnitt der dritten Epoche, so vermissen wir in den lyrischen Erzeugnissen jede Kundgebung aus Anlaß von Goethes Tod.

Ein solches Schweigen charakterisiert unseren Grillparzer. Es mag ihm da genau so ergangen sein wie bei dem Besuche von 1826. Er fürchtete, nicht die Worte zu finden, welche wirklich die ganze Tiefe seiner Empfindung auszudrücken vermögen, und so überließ er die offiziellen Epiloge den übrigen Dichtern.

Dagegen besitzen wir andere Belege dafür, daß seit Goethes Hingang eine grenzenlose Verehrung für den „größten aller Deutschen“ bei Grillparzer sich dauernd festsetzt.

Das eine Beweisstück ist der bekannte Brief an Ottilie v. Goethe vom 10. Oktober 1835[5]), wo er von der „unbegrenzten Verehrung“ für Goethe spricht, der ihm „ein strahlender Leitstern und ein ernster Mahner“ ist.

Das andere ist die (schon zweimal erwähnte) Bemerkung

---

[1]) Franz Grillparzer 1894, p. 151.

[2]) Jahrb., VII., p. 147 ff.

[3]) Sauer, Jahrb., V., p. 248.

[4]) Vgl. aber auch die versöhnliche Bemerkung über Börnes Motive. Werke[4], XIV., p. 118.

[5]) In der Bibliothek zu Jena. Mitgeteilt v. B. Litzmann. Goethe-Jahrb., X., p. 166.

über Goethe aus dem Jahre 1836, in welcher er Goethe als Ausnahmsmenschen bezeichnet, der im Laufe von Jahrhunderten nicht wiedererscheint, als einen anderen Napoleon, dessen Glanz bleiben wird bis ans Ende der Zeiten. In dieser Bemerkung stehen auch die berühmten Worte: Wer kein Verehrer Goethes ist, für den sollte kein Raum sein auf der deutschen Erde.

Welch ein kraftvoller Nachruf hätte sich schon aus diesen paar Gedanken jener Notiz aufbauen lassen! Wie müssen wir es daher bedauern, daß sich Grillparzer nicht berufen fühlte, dem großen Toten ein literarisches Denkmal zu errichten, um so mehr als wir wissen, wie ausgezeichnet er bei ähnlichen Anlässen (vgl. Nachruf an Zach. Werner, an Lenau) zu charakterisieren verstand.

* * *

Im zweiten Abschnitt unserer (dritten) Epoche, d. i. von 1836 bis 1843, fehlt es gänzlich an untrüglichen Einflüssen Goethes auf Grillparzers Lyrik, während gleichzeitig Jahr für Jahr verschiedene Äußerungen über den literarischen Nachlaß Goethes und ähnliche Bemerkungen erfolgen, deren Gesamtzahl in diesem Abschnitt sich auf 17 beläuft.

Ein einzigesmal beschwört er Goethes Namen in einem lyrischen Gedicht, indem er in der Satire „Jahrmarkt" (1841) (Potz Hegel und Schlegel, Was gibt's in Berlin?) nach Abkanzelung verschiedener mißliebiger Personen zuletzt noch den oft gegeißelten Wolfgang Menzel in folgender Schlußstrophe sich ausborgt:

Nun fehlt, ob man böte,
Nur Wolfgang — wie, Goethe? —
Wer denkt noch an den?
Der schnürte sein Ränzel!
Fehlt', meint' ich, nur Menzel,
Zum deutschen Athen.

Vielleicht ist übrigens auch bezüglich des Aufbaues und

der Idee dieses Gedichtes auf Goethes Scherz „Das Neueste von Plundersweilen“ hinzuweisen.

Dies um so mehr, als bald nach dem Jahre 1841 sich eine auffallende Wandlung in der Einwirkung Goethes auf Grillparzer vollzieht. Die kritischen Bemerkungen nämlich verschwinden jetzt fast gänzlich, während anderseits zahlreiche kleine lyrische Erzeugnisse auftauchen, die sich mit der Person Goethes beschäftigen.

* * *

Eben diese völlige Umkehr veranlaßt uns, um das Jahr 1843 den Beginn einer neuen, vierten Epoche anzusetzen.[1])

Es fällt auch nicht schwer, das äußere Erlebnis festzustellen, welches den Anstoß zu dieser neuen Richtung gab; es ist der Eintritt Almas in die Wiener Gesellschaft und ihr frühzeitiger Tod.[2])

Schon vorher hatte es Grillparzer als ein spät erworbenes Glück empfunden, in Ottiliens Haus eingeführt zu werden, die er wie Goethes Tochter betrachtet. „Die teuren Erinnerungen (an seine Begegnung mit Goethe) leben wieder auf“, wie Schröer mit Recht sagt (a. a. O. p. 7).

Die liebreizende Erscheinung der jugendlichen Alma vervollständigt den sympathischen Eindruck, den dieser Verkehr mit Goethes Angehörigen in Grillparzer hervorrufen mußte. Er beginnt sich mehr und mehr als der berechtigte Erbe desjenigen zu fühlen, dem er vor zwei Dezennien als beklommener Fremdling in Weimar gegenüberstand. Er hat uns dies in den ergreifenden, tiefempfundenen Worten aus-

---

[1]) Warum Landmann (a. a. O.) den einzigen Abschnitt, den er vornimmt, im Jahre 1849 ansetzt, bleibt unerfindlich, denn das Revolutionsjahr änderte nichts an dem Verhältnis Grillparzers zu Goethe. Ebenso belanglos wäre es, wenn Landmann daran gedacht haben sollte, daß Grillparzer seit 1849 bei den Schwestern Fröhlich wohnte.

[2]) Vgl. den Aufsatz von Auguste v. Littrow-Bischoff in der Chron. d. Wiener Goethe-Vereines 1887, p. 30 ff.

gedrückt[1]), die er beim frühen Ableben Almas (19. Sept. 1844) an den „Gewaltigen" richtet.[2]) (Alma v. Goethe.)

Wie er hier die Worte gebraucht:

Es kommt so manches anders, als man meint,
Und ist gekommen, warst du gleich der Weise,

so apostrophiert er Goethe als den großen „Weisen" im selben Jahre bei Zurücksendung der nachgelassenen Werke auch in einem anderen Gedichte („Zum westöstlichen Divan") (Tadle nicht der Gläub'gen Meinung . . .).

Und von da an läßt sich Grillparzer mit einer fast schematischen Regelmäßigkeit bei den verschiedensten Anlässen in gleichem Sinne vernehmen.

1846 verteidigt er den Großen, dessen Wesen ihm immer vertrauter wird, mit dem er sich so einig weiß, daß er zur selben Zeit unter das eigene Bildnis („Auf ein zweites Portrait") die bekannten Worte setzt:

Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
Wo Schiller und Goethe stand,

gegen den Vorwurf der Kälte mit folgender Belehrung (Goethe):

Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint,
Und da er sie teilte zuletzt ins All,
Kam wenig auf jeden einzelnen Fall.

1847 schreibt er (26. Juni) in das Stammbuch des Schauspielers Genast die Botschaft an die Fürstengruft zu Weimar[3]):

[1]) Vgl. die Bitte Ottiliens um eine Abschrift dieses Gedichtes; Brief v. 29. Sept. 1860 (Jahrb., I., p. 78).

[2]) Das Gedicht enthält auch andere Reminiszenzen an den Besuch von 1826. So dürfte das Motiv: Alma mit dem Teebrett wegen der Parallele mit dem Teeabend in Goethes Hause am 29. September aufgegriffen worden sein Denn noch zu Weihnachten 1866 erinnert sich Grillparzer der Teebrote des Jahres 1826. (Vgl. Brief an Frau von Littrow, Jahrb., I., p. 85.)

[3]) Vgl. dazu Rollett „Goethe im Jahre seines Todes in einer Wiener Zeitung" (i. e. Bäuerles Theaterzeitung!), welcher auf eine Notiz

Kehrst du nach Weimar wieder,
So geh zu Goethes Grab;
Sag ihm, die deutsche Dichtung,
Nicht er nur, stieg hinab.

und im Mai 1851 „In ein Exemplar von ‚Traum ein Leben'", das er an den Großherzog nach Weimar sendet:

So willst du dich dahin begeben,
Wo Goethes Spur verwittert kaum!
In Weimar war die Kunst ein Leben;
Uns ist sie höchstens nur ein Traum.

Dieselbe Unzufriedenheit mit der zeitgenössischen Literatur und ihrer Anfeindung und Geringachtung der Weimarer Klassiker veranlaßt ihn 1853 zu einer scharfen Bemerkung anläßlich der Errichtung des Schiller-Goethe-Denkmales. Auch sein ästhetischer Sinn lehnt sich gegen die scheinbare Stilwidrigkeit des Monumentes auf. (Die Gruppe von Schiller und Goethe.)

Schließlich verführt ihn sein Unmut zu beißendem Spott gegen das undankbare, wankelmütige Epigonentum.

(idem)

Wollt so viel Dichter ihr mit Monumenten lohnen —
Statt Marmor — nehmt Metall, d'raus gießt man einst Kanonen.

Im folgenden Jahre (1854) fühlt er sich schon wieder in der Heiligkeit seiner Goethe-Verehrung verletzt und er wendet sich sarkastisch gegen die auf ihre Werther-Forschungsresultate stolze Goethe-Philologie in der Satire Goethe und Kestners Briefwechsel.

Daß er über diese Empfindung nicht hinwegkommen kann, zeigt der an dieselbe Adresse gerichtete höhnische Dialog aus einem der folgenden Jahre (1857) Schwierige Kaiserwahl[1]) und schließlich auch die Satire aus dem Jahre 1862, in welcher der Grollende seinem Ärger über Vischers dritten Teil des Faust Luft macht.

im Journal des Débats hinweist (Chronik des Wiener Goethe-Vereines, XV., p. 15).

[1]) Der Titel ist apokryph.

Und als Vierundsiebzigjährigem (1865), der sich seufzend gestehen muß:

Das Alter ist fürwahr beklagenswert,
Das wußt ich lang, doch heute fühl' ich's erst,

fällt ihm wieder „Ein Spruch Goethes" ein, (den er vor 35 Jahren in einem Briefe an Kathy[1]) erwähnt hatte) und er ergänzt denselben nach der anderen Seite hin:

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug",
So sagen die Reichbegabten mit Fug;
Wir aber, mindern Pfundes Verwalter,
Was wir jung hatten, wünschen wir im Alter.

So ist ihm Goethe, der alte Goethe, auch ein Freund und Vertrauter seines eigenen Alters geworden und wir wundern uns nicht, daß er ihn im selben Jahre noch ein letztesmal weit über Schiller stellt, indem er In das Stammbuch der Frau Berta v. Preyß, der Gattin seines Hausarztes und Freundes, am 2. Juli 1865 die Worte schreibt:

Hat Dir Schiller gefallen,
Teilst Du den Beifall mit vielen, mit allen;
Doch wenn Du Goethe liebst,
Empfängst Du nur, weil Du gibst.

Wir besitzen schließlich noch einen kleinen Spruch aus dem Jahre 1867, nicht der beste aus dieser Gruppe, aber auch nicht der schlechteste, der sich zwar auf beide Dichterfürsten bezieht, den wir aber dem früher zitierten Stammbuchverse und anderen Äußerungen[2]) zufolge wohl zum größeren Teile für Goethe in Anspruch nehmen dürfen. Es ist gleichsam eine Grabschrift für Weimars vergangene Herlichkeit.

[1]) Brief aus Gastein vom 18. August 1831 (Jahrb., I., p. 114). Hier mit derselben Abänderung des Goetheschen Textes wie in unserem Gedichte, nämlich „genug" statt „in Fülle". (Vgl. Dichtung und Wahrheit, II. Teil.)

[2]) Vgl. auch die Stelle aus dem Briefe an L. v. Sztankovits vom 3. Juni 1868 (Glossy u. Sauer, Grillparzers Briefe u. Tageb., I., p. 256), „Meine Verehrung für Goethe hat nie gewankt."

Weimar ist ein heiliger Ort;
Es lebten große Männer dort;
Die großen Männer sind jetzt fort,
Und Weimars Ruhm lebt nur im Wort.[1])

* * *

Die letzte Epoche zeigt uns also eine Kette kleiner Dichtungen an Goethe, eine fortgesetzte Reihe von Huldigungen; es sind 14 Bekenntnisse statt jenes einen großen, zu dem er sich bei Goethes Tod nicht aufzuraffen vermochte.

Diese Dichtungen sind aber auch in jenem anderen Sinne Goethisch, daß sie in der Form und im Ton mit Goethes Sprüchen verglichen werden können; ganz ebenso gilt dies von den zahlreichen Epigrammen und Invektiven jener Jahre, in welchen die typische Verbitterung des österreichischen Beamten, der politische Unmut des Altösterreichers, der Eigensinn eines kranken, alternden Mannes[2]) sich Luft machen.

Allein in allen diesen Fällen ist wohl die Ähnlichkeit ganz zufällig und in der bei bejahrten Dichtern begreiflichen Vorliebe für die Spruchform begründet.

Ebenso dürfte es eine völlig unbewußte Berührung mit Goethe sein, daß der Anfang des Goetheschen Gedichtes „Der neue Amadis“

Als ich noch ein Knabe war

in Grillparzers berühmtem Geständnis „Ein altes Lied“, welches aus dieser Epoche stammt (1858), genau wiederkehrt:

(Als ich noch ein Knabe war,[3])
Rein und ohne Falte . . .)

* * *

[1]) Vgl. dazu die Stelle aus dem Briefe an die Kaiserin Augusta vom Jänner 1870.

[2]) „Alt, krank, beinahe taub und blind“ nennt er sich stets in den Briefen der letzten Jahre.

[3]) Bekantlich finden sich übrigens dieselben Worte noch in einem der allerletzten poetischen Erzeugnisse in ironischer Absicht wieder. („Ein Bändchen philosophischer Gedichte“ 1870.)

Fassen wir alles zusammen, so müssen wir gestehen: Es ist überraschend, wie groß der Einfluß Goethes auf den Lyriker Grillparzer ist. Denn schließlich darf man nicht übersehen, wie viel der österreichische Dichter trotz mancher äußerer Ähnlichkeiten (so die Abstammung von einer alten Patrizierfamilie, der Beruf des Vaters, die juridische Ausbildung, das hohe Alter) von dem Großmeister der Poesie verschieden ist. Man denke nur an Grillparzers tiefe Hinneigung zur Musik, an seine unaufhörliche Anteilnahme an den Ereignissen des politischen Lebens, an seine innigen Beziehungen zur Poesie der Spanier, an die entschiedene Abneigung gegen die volkstümliche Dichtung[1]), an die keusche Zurückhaltung gegenüber der erotischen Dichtung u. a.

Man denke überdies an die vielen Verschiedenheiten ihres äußeren Lebens (hier der verwöhnte, von einem huldigenden Kreise umgebene Goethe, dort der verkannte, von Zurücksetzungen heimgesuchte Grillparzer — hier ein Mann, der als Freund des Fürsten selbst die höchste Regierungsgewalt in der Heimat ausübt, dort ein in ewigem Kriegszustande mit Zensur und Hofpartei befindlicher Beamter — hier ein sanguinischer, bodenständiger Franke, der außer seiner italienischen Reise nur wenig in die Welt hinausgekommen ist, dort ein melancholischer Süddeutscher, ein Vielgereister, der nicht nur sein Österreich kennt, sondern auch Italien, Deutschland, Frankreich, England, Ungarn, Griechenland und die Türkei aufgesucht hat).

Trotzdem hat Bulthaupt (a. a. O.) sagen dürfen, daß Grillparzer „im innersten Kern weiblicher, lyrischer, Goethescher geartet war als Schiller", obgleich wir wissen, daß Grillparzers Diktion als Lyriker und Dramatiker stark

---

[1]) Über die er in Vers und Prosa manch hartes Wort fallen ließ. Tatsächlich fehlen alle Volksliedanklänge in seiner Lyrik. Nur manche Grabschriften haben volkstümliche Töne.

von Schiller beeinflußt [1]) und sein Prosastil keineswegs Goethisch ist. [2])

Und schon L. A. Frankl hat im Todesjahre Grillparzers in einem Briefe an Anastasius Grün [3]) das Urteil gefällt: „In der Abteilung ‚Leben und Lieben‘ sind, ohne die Originalität zu schädigen, echt Goethesche Lieder.“

Halten wir das zusammen mit der Tatsache, daß trotz der vorhandenen Gegensätze Grillparzer mit seinem Herzen zeitlebens auf Goethes Seite stand, so dürfen wir von einer Kongenialität des poetischen Gefühls bei beiden Dichtern reden, wie sie auch in der Übereinstimmung ihrer ästhetischen Anschauungen zum Ausdruck kommt; auf diese letztere hat erst in jüngster Zeit Fritz Strich in ausführlicher Weise hingewiesen [4]) und eine, wie mir scheint, sehr glückliche Lösung gefunden, die zugleich die Stellung Grillparzers sowohl zu Goethe als zu Schiller abzugrenzen vermag, indem er zu dem Schlusse gelangte, daß Grillparzer ein naiver Dichter, aber ein sentimentalischer Mensch und Denker war.

---

[1]) Vgl. O. E. Lessing (a. a. O.) und Arnold, Schiller u. Grillparzer (Jahrb., XV., p. 130 ff.)

[2]) Ewald A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache (Literaturhist. Forschg., XX., Berlin 1891), p. 306 ff.

[3]) Briefwechsel, p. 317 ff.

[4]) Franz Grillparzers Ästhetik (Forschungen zur neuern Literaturgeschichte, XXIX.), Berlin 1905, p. 32, 53, 75, 81, 87, 134, 187, 229.

Lorenz Leopold Haschka.

Von

Gustav Gugitz.

Kein augusteisches und mediceisches Zeitalter erblühte der deutschösterreichischen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Teilnahmslos sah der Hof ihrer mühseligen Entwicklung zu, wenn er sich dieser nicht geradezu feindselig gegenüberstellte. Jeder literarische Anstoß von außen her wurde abgelehnt. Lessings und Klopstocks Schicksal in dieser Beziehung ist bekannt genug, obschon genug reichsdeutsche Schriftsteller namentlich zur Zeit der Aufklärung in Österreich ihr Glück suchten und teilweise auch fanden. Aber die Ehren fielen von seiten des Hofes nicht den deutschen Schriftstellern zu, so sehr sie sich bis zum Servilismus bemühten, der jeweiligen Regierungstendenz gerecht zu werden, sondern nur die italienischen Hofdichter, die Zeno Apostolo, Metastasio, Casti 2c. sahen sich gefördert, was wohl zum größten Teil mit der Vorliebe des Hofes für die italienische Oper zusammenhing.

Es war begreiflich, daß die Schriftsteller der freieren josefinischen Zeit bewußt an das Mäcenat des Volkes appellierten, leider meist nur in journalistischer Hinsicht, und so sprach sich auch Blumauer Forberg gegenüber aus, daß er von der Wahrheit überzeugt wäre, daß der einzige Beruf des Schriftstellers sei, für ein großes Publikum, das ist für das Volk zu schreiben. [1]) Die Hoffnung auf den

---

[1]) S. Brief Forbergs an Reinhold in R. Keil, „Wiener Freunde". 1883, p. 25.

großen Reformkaiser, der den deutschösterreichischen Literaten mit der Zensurfreiheit nur ein einziges Geschenk und vielleicht ein Danaergeschenk machte, das beide Teile gleich schwer büßen mußten, verschwand bald genug; seine sozialpolitischen Reformen taten freilich besser, die Vorbedingungen zum Verständnis einer Nationalliteratur, die Volksbildung durch gute Schulen zu fördern, als einigen hungrigen Poeten den Magen zu füllen. Diese, welchen die Poesie schon vielfach auch Beruf war, zeigten sich dem Kaiser gegenüber bald sehr unzufrieden und gaben es ihm auch zu verstehen. Auch Haschka spielt auf diesen „Barbarismus" oft genug an; sehr stolz sagt er[1]:

> Ey, so laßt euch, Deutsche! doch recht durchs Mark den
> Übermuth gehn eurer Fürsten und rächt
> Durch stolzes Verstummen der Kunst
> Euch an ihnen dann unsterblich!

Diese Teilnahmslosigkeit des Regenten entlockte Haschkas Leier immer bitterere Töne, und der Dichter dachte wohl auch an seinen Kaiser, als er von den Fürsten schrieb:

> . . . (Sie) verschmähten Gesänge!
> Pfeifengequick, Pauken und Trommelgeröll &c.
> Ist diesem Landesvater allein Musik.[2]

Um so freudiger apostrophiert Haschka denn auch Leopold II. bei seiner Thronbesteigung:

> Ha Kaiser! voll der herrlichsten Trauben hängt
> Des deutschen Geistes Rebe! wo gleichet ihr
> Ein fremd Gewächs? Und dennoch, dennoch
> Hat sie kein König erwärmt, getränket!

Von einem anderen als Haschka würden diese Worte erschütternder, eindringlicher wirken, aber, fragen wir,

[1] S. Wiener Musenalmanach, 1782, p. 86 ff. „Zuruf an Deutschlands Künstler."

[2] S. Voß u. Göckingh, Musenalmanach, 1787. „Zuruf an Deutschlands Dichter."

brauchte denn der deutsche Dichter wirklich nur die Anerkennung seines Fürsten? Offenbart sich in diesem ewigen Ansturm, die königliche Gewogenheit zu erringen, nicht eine zweifelhafte Bedientenhaftigkeit, die die österreichische Literatur dieser und einer späteren Zeit überhaupt kennzeichnet? Ihr aufdringliches Eingehen auf die jeweiligen Regierungstendenzen mag gewiß zum Teil durch ihre prekäre Stellung entschuldigt werden, und das Wort Wekhrlins: „Was aber ein Mann in der Not tut, darf man niemals als seine Prinzipien auslegen", scheint speziell für die Schriftsteller dieser Zeit geschrieben worden zu sein, ohne aber ihren Charakter dadurch erfreulicher zu machen. Und es ist nur eine Tragikomödie dieser Bedientenhaftigkeit, daß sie bei aller Hingabe nichts erreichte und, als sie ihren Patriotismus entdeckte, nur um so widerlicher wurde.

In der Tat erklärt sich der ungeheure Einfluß Klopstocks und seines Bardentums auf die deutschösterreichische Literatur nur durch die frömmelnde Richtung der theresianischen Zeit, der dieser Dichter, trotzdem er ein Protestant war, gänzlich entsprach und dessen Nachahmung allein vor der Zensur bestand. Nennt doch Klopstock den späteren Schrecken der Josefiner, den Erzbischof Migazzi, wiederholt seinen „sehr guten Freund", und sein zeit- und weltfremdes Bardentum, in dem er als laudator temporis acti auftrat, war der Regierung der theresianischen Zeit um so bequemer, als man den Österreichern ebenfalls so lange als möglich die sozialen und kulturellen Anforderungen einer neuen Zeit entziehen wollte. Das Bardenkostüm mit seinen Eichenkränzen und Metkrügen schien in dieser Hinsicht eine unschädliche Ablenkung von den Forderungen der Zeit, während bezeichnenderweise der „Sturm und Drang", der überall Fährten in die Zukunft aufdeckte, in Österreich gar keinen Anklang finden konnte. Die Zensur versperrte ihm den Weg. So kam es, daß diese Bardenmanier speziell in Österreich in ihren typischen Formen erstarrte, und dadurch die Lyrik

einen gänzlich senilen Charakter annahm. Aber ebenso verderblich als das krampfhafte Anklammern an eine bereits veraltete Form, der lange Stillstand in ihr, war der zu rasche Aufschwung der deutschösterreichischen Literatur anläßlich der josefinischen Zensurfreiheit und trug alle Zeichen der Unreife an sich.

Die österreichischen Literaten verfielen, gewiß nicht durch ihre Schuld allein, von einem Extrem in das andere. Sie, die früher meist außer der Zeit standen und in ihrer Walhalla sich versammelten, schnitten nun auf offenem Markte die brennendsten Zeitfragen an. Notgedrungen gestaltete sich so die ganze Belletristik journalistisch, diente dem Augenblick und trug die Züge der Veraltung bereits am nächsten Tage, der einer neuen Tendenz untertan war. Auch Haschka trat aus seinem stillen Bardenhain hinaus auf das lärmende Forum der öffentlichen Meinung, verlockt durch den eitlen Moderuhm der Tagesschriftsteller und bestärkt durch die Freimaurerei, der er sich mit vielen anschloß und die wohl der guten Sache der allgemeinen Aufklärung zeitweilig nutzte, aber weniger gewinnreich für die eigentlichen Aufgaben der Poesie war. So erlangten die Dichter der josefinischen Zeit in Österreich mit wenig Mühe den heißersehnten Lorbeer auf dem dankbaren Felde der Tendenz [1]), der aber nur um so rascher welkte, und viele mußten die bittere Enttäuschung erfahren, ihren Ruhm lange zu überleben, den sie sich mitten in den brennendsten Zeitfragen oder durch billigen patriotischen Partikularismus, besonders gegen Nicolai und die „Preußen" erworben hatten. Nur den patriotischen Kirchturmstandpunkt wußte die österreichische Regierung später wieder zu entdecken, während alles andere der Vergessenheit anheimfiel.

Es war für die österreichischen Literaten der josefinischen Zeit gewiß schwierig, sich der Tendenz zu entziehen; der

---

[1]) Zum Beispiel gerade die berühmtesten Gedichte Alxingers waren tendenziös, wie: „Die Duldung", „Der Zölibat".

Kulturkampf jener Tage war für sie keine ästhetische interne Frage, sondern eine ethische soziale Frage, an deren Lösung zuerst auch ihre vitalen Interessen notwendig beteiligt sein mußten, wofern sie ihrer weiteren Entwicklung nicht selbst ein Grab bereiten wollten. In eine solche sozialpolitische Stellung wurde die deutschösterreichische Dichtung von der Staatsleitung bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts gedrängt, ihre rein ästhetische Mission stand immer an zweiter Stelle. Und selbst bei Grillparzer tritt diese Erscheinung zutage, immer wieder ertönt das Leitmotiv des josefinischen Kulturkampfes bei ihm, zu dem schon Haschka die Begleitung geschrieben hatte. Und es finden sich in der Tat genug Berührungspunkte dieser beiden Dichter, die ja freilich demselben Stamm entsprossen waren. Beide fallen bei ihrem Fürsten in schwere Ungnade wegen eines Gedichtes antirömischer Tendenz, Haschka wegen seiner „Ode an Josef II." und Grillparzer wegen der „Ruinen des Campo vaccino". Beiden kam diese Ungnade sicher unerwartet, denn Haschka, obwohl der Tendenz seines Gedichtes bewußt, erhoffte nur den besten Erfolg bei Josef II., und Grillparzer, dem sich die Tendenz sicher nur in unbewußter, gleichsam im Blut liegender Tradition aufgedrängt hatte, erwartete gewiß nicht einen so üblen Ausgang seines Werkes. Beide Dichter erlangten die Gnade erst wieder durch ihre patriotische Betätigung, als sie in einer schweren Zeit, als beidemal die Revolution ihr Haupt kühn gegen den alten Staat erhob, ihre Stimme für Österreich abgaben, Haschka in seiner „Volkshymne" und Grillparzer in seinem hinreißenden Gedicht: „In deinem Lager ist Österreich." Gewiß war Grillparzer ein weitaus treuerer Diener seines Herrn als Haschka, der nicht verzeihen konnte und seinen Patriotismus nur geschäftsmäßig ausschrotete, und ebenso war auch Grillparzers Preußenhaß temperamentvoller als der Haschkas, der nur gekränktem literarischen Ehrgeize gegenüber reichsdeutschen Literaturstimmen entsprang, wiewohl schon der Preußenhaß

keinem Österreicher schwer gemacht wurde. Die Resignation beider Dichter in ihren späteren Jahren, zwar ein gemeinsamer Charakterzug der österreichischen Poeten, mag wohl auch in dem weniger widerstandsfähigeren weichen Wesen des Süddeutschen mitbegründet sein. Jedenfalls fand sich Haschka leichter mit den geänderten Zeitumständen ab als Grillparzer. Zwar hatte gerade er am meisten gegen die Reaktion gelärmt, und sein Tyrannenhaß, von welchem wir bei Grillparzer keine Spur finden, hatte die lächerlichsten Formen angenommen. Dieser Tyrannenhaß entsprang seinem beleidigten Ehrgeize, hatte aber auch schon seine Vorbedingung in der Bardenpoesie, in Klopstocks Freiheitsgefühl, das von den Stolbergs und Schubart auf die Spitze getrieben worden war und denen auch Haschka persönlich nahe stand. Das Freimaurerwesen jener Tage mit seiner republikanischen Propaganda verschärfte nur die revolutionäre Geste Haschkas. Trotzdem Grillparzer hierin von Haschka gänzlich abweicht, erscheint uns sein konsequenter Patriotismus weitaus vornehmer, denn nur selten ließ er sich in dieser Beziehung verstimmen, und der jähe Wechsel der Gesinnungen bei Haschka läßt sich nur sehr milde als inkonsequente Charakteranlage entschuldigen. Grillparzer war der Patriotismus trotz aller schlimmen Erfahrung reine Überzeugung, Haschka dagegen Befriedigung seines Ehrgeizes und endlich sogar Lebensversorgung.

Es ist daher kein Wunder, wenn sich auch von Haschka sagen läßt:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

In jenen stürmischen Zeiten der großen Umwälzungen am Ende des XVIII. Jahrhunderts gab es kein Schwanken, man mußte entschieden Farbe bekennen. Mit dem bloßen Objektivismus kam man nicht aus, ja, man erschien dadurch, so vornehm man auch denken mochte, als zweideutiger

Charakter, Unduldsamkeit zeichnete jede Partei aus und trieb oft den besten Charakter, der sich vor jedem Verdacht schützen wollte, in ein Extrem. In eine solche Lage kam Haschka allerdings nicht, für ihn war die Wahl nie schwer, da er in seiner Eitelkeit stets eine Rolle spielen wollte und sich nicht begnügte, mit dem bescheidenen Pfunde zu wuchern, das ihm anvertraut worden war. Er hatte sich jedesmal der herrschenden Richtung angeschlossen, ohne zuerst etwas zu erreichen; unter Maria Theresia war er der frömmelnde und moralisierende Barde und Exjesuit, unter Josef II. kokettierte er als atheistischer schöngeistiger Abbé mit revolutionären Allüren, um schließlich als patriotischer Tartüff unter der franziscëischen Reaktion zu enden.

Auch Haschka gehört zu jenem unangenehmen Typus der Beamtenschriftsteller, die zuerst schrieben, um ein Amt zu erhalten und dann, um es zu behalten. Es waren gewöhnlich die ärgsten Schreier in der Aufklärungsperiode, die man nur um ihres Lärmes willen hören mußte, während vornehmere Naturen, die namentlich nicht jeden Geistlichen wie ein rotes Tuch vor den Augen empfanden, in ihrer Objektivität weit weniger erreichten, wenn nicht das genug ist, eine aufrechte Gesinnung ohne Reklame bezeugt zu haben. Aber die meisten der josefinischen Aufklärer mußten das Sprichwort von der jungen Dirne und alten Betschwester wahr machen. Gleichwohl war nach dem biblischen Worte auch hier ein bekehrter „Sünder" besser angeschrieben als neunundneunzig Gerechte und so mancher Saulus war zum Paulus geworden. Besonders geschickt wußte die Regierung den österreichischen Partikularismus, der durch die ungeschickte Nörgelei der auswärtigen „Brüder" mit Nicolai an der Spitze angefacht wurde, aus einer literarischen in eine nationale Sache überzuleiten und sich der gekränkten und herabgesetzten Literaten dabei zu bedienen.

Hatten die Literaten, denen irgendein deutsches Literaturblatt übel mitgespielt hatte, ihre Kritiker zuerst als „Volks-

feinde" ausgeschrien, so gingen sie nun einen Schritt weiter und erklärten, daß jene keine Patrioten wären, die sich nicht auf ihre Seite stellen und die Kirchturminteressen lobten. Und wer zur Zeit der ersten französischen Revolution in Österreich kein Patriot war, der mußte unfehlbar ein — Jakobiner sein. Und Jakobiner in Österreich geheißen zu werden, bedeutete in dieser Zeit dasselbe, wie in Frankreich ein Royalist zu sein. Wahrlich, es war nicht leicht, einen solchen vorwurfsfreien Übergang von der kurzen Freiheit in eine lange Knechtung zu finden, daß der Charakter keinen Schaden erlitt und mit der bürgerlichen Stellung sich vertrug. Es gelang nur wenigen; hatte man doch bei einer üblen Gesinnung das Schaffot und die Kasematten von Munkacz vor den Augen, wo Hebenstreit und Konsorten ihre Lust nach Freiheit büßten. Zwischen dem revolutionären Eipeldauerlied Hebenstreits und der Volkshymne Haschkas gähnt eine weite Kluft und doch stellte der letztere Dichter auch das Bindeglied in seiner „Ode an die Könige" her. „Gut ist keiner", sang er ehemals von den Königen und ihm genügte ein Schritt der Überzeugungslosigkeit, um alle Gegensätze zu überbrücken. So hätte auch Hebenstreit die Volkshymne dichten können, er hat es vorgezogen, der Märtyrer seiner Überzeugung zu werden, er ist als Jakobiner gestorben. Gleichwohl ist auch die „Volkshymne" von einem ehemaligen „Jakobiner" geschrieben, aber sie hat in ihrem Ursprung selbst nicht den Vorzug einer Überzeugung wie das „Eipeldauerlied"; nicht die Vaterlandsliebe hat sie diktiert, sondern auf Bestellung wurde sie verfertigt und von der Regierung künstlich gefördert. Ein elementares Lied wie die „Marseillaise" war sie nicht, die im ersten Ansturm die Herzen nahm. In ihrer ersten tendenziösen Fassung war sie nur die Parole der „Gutgesinnten" oder, besser gesagt, der Reaktion. Eher gebar sie die Furcht als die Liebe. Erst im Laufe der Zeiten ist sie dem Österreicher auch ein Weckruf des Patriotismus geworden, nachdem sie bezeichnender-

weise genug Abänderungen erfahren hat, wie sie sonst keine anderen Nationallieder erlitten, die über die Zeit hinaus an den Patriotismus appellierten und nicht bloß in einem gefährlichen Augenblick. So hatten freilich die österreichischen Staatslenker meistens den Patriotismus verstanden, daß er nur auf Befehl parat sein sollte, während sonst der Bürger nur Untertan sein durfte. Wenn er aber aus eigener Initiative das Beste seines Vaterlandes wahrnahm, war er „Jakobiner". Es war begreiflich, daß unter solchen Umständen mancher, um nicht als reaktionärer Patriot zu erscheinen, selbst sein Österreichertum verleugnete und den Anschluß an eine große deutsche Sache suchte. So klagte im Jahre 1796 Alxinger aus tiefstem Herzen in einem Briefe an Nicolai: „Bücherverbote und Pfaffenthum sind unsere einzigen Dämme, die wir einer befürchteten, wie wohl ohne Grund befürchteten Revolution entgegenstellen. Ich habe mir nach diesen inneren Kämpfen vorgenommen, nicht mehr Österreicher, sondern bloß Deutscher zu sein. Wie soll auch ein Gelehrter bei dieser förmlichen Fehde gegen die Wissenschaften noch an seinem Lande hängen? Es hält ihn ja für einen Feind, für einen Jakobiner."

Solche innere Kämpfe hat sein ehemaliger Freund Haschka nie bestanden. Er ist auch nur durch Zufall Österreicher gewesen, so wie durch einen tragikomischen Zufall, durch einen Witz der Literaturgeschichte die Österreicher ihm den Ursprung ihrer Nationalhymne verdanken. Sein Grundsatz war — vielleicht konnte er hier auch nicht den Jesuiten vergessen — ubi bene, ibi patria. Er ist ein poetischer Schmock gewesen, der je nach den Umständen der Zeit rechts und links geschrieben hat.

* * *

Lorenz Leopold Haschka [1]) wurde zu Wien am 1. September 1749 als ehelicher Sohn des Lorenz und der Theresia

[1]) Über Haschka ist bis jetzt nichts im Zusammenhange geschrieben worden. Dürftige Quellen bieten Wurzbach und Goedecke. Über Haschkas

Haschka geboren. Die Familie Haschka stammte aus Mähren und erst Haschkas Vater war nach Wien gekommen [1]), um dort schon frühzeitig eine Anstellung in städtischen Diensten zu finden. Da er fünfzig Jahre diente [2]) und im Jahre 1781 mit 74 Jahren kurz nach seiner Pensionierung starb, so dürfte er um 1730 bei der Stadt Wien angestellt worden sein. Er brachte es bis zum Kanzleiexpeditor (seit 1767). Die Familie scheint in den besten Umständen gelebt zu haben, da nach dem Tode des alten Haschka im Jahre 1781 sich ein für jene Zeit ganz hübsches Vermögen vorfand [3]), und so konnten auch die Kinder sicher eine sorgfältige Erziehung genießen. Es waren deren fünf, und zwar drei Brüder und zwei Schwestern. [4]) Lorenz Leopold Haschka, als das älteste Kind, widmete sich wohl infolge irgendeines frommen Gelöbnisses, wie es in diesen Zeiten gebräuchlich war, „nach dem vollendeten Studium der Humanioren" (s. Biographie der Glaubensfeger, 1783,

---

Jugendzeit findet sich viel in: Biographie der Glaubensfeger in Österreiche. Wien, 1783, 8°, und in Wekhrlins Pamphlet: Pantalon-Phöbus und Haschka. eine Diatribe des Verfassers der Chronologen ꝛc. Salzburg und Leipzig 1784, 8°. Was die Bibliographie anbelangt, so war ich bemüht, die Einzeldrucke möglichst vollständig und genau aufzuzeichnen, ein Verzeichnis aller in Zeitungen, Almanachen ꝛc. gedruckten Gedichte anzulegen, fällt außer den Rahmen dieser Arbeit. Die jeweiligen gedruckten und ungedruckten Quellen finden sich am gehörigen Orte angegeben. Einige Briefe Haschkas verwahrt die Hofbibliothek. Ein Porträt von ihm, das auch Wurzbach nicht kennt und das mir als einziges bekannt geworden ist, findet sich in Gestalt einer Silhouette im „Österr. Nationaltaschenkalender für 1789".

[1]) S. Brief Haschkas vom Mai 1808 in d. Hofbibl.: „. . . in Mähren, dem Vaterlande meines Vaters . . ."

[2]) Protok. f. Nied.-Österr. 1780, Fol. 205. (Arch. d. Min. d. Inn.), „Lorenz Haschka, Expeditor b. d. Stadt Wien, bittet um eine allerhöchste Gnade in Ansehung seines 50jährigen Dienstes."

[3]) Nach den Verlassenschaftsakten im Wiener Landesgerichte in Zivilsachen (546/312) hinterließ er 10.033 fl. 23 kr.

[4]) S. Verlassenschaftsakt. (alte Justiz 546/312 u. 1234 ex 1792). Vgl. auch über die Familie Haschka: „(Brabbé G.) Criminalproceß Zalheimb." Wien, 1870, p. 140 f.

p. 25) dem geistlichen Stande und trat bei den Jesuiten ein. Seine Brüder wählten eine profane Laufbahn.[1]) Haschka hörte nun bei den Jesuiten (vielleicht im Profeßhause zu St. Anna) nach den zwei Probierjahren die Philosophie und ward zu Krems an dem Schulhause als Lehrer der Parvisten angestellt. Er scheint nicht für den geistlichen Stand und gar bei den Jesuiten getaugt zu haben. Das Pamphlet „Pantalon-Phöbus, l. c. p. 67" von Wekhrlin, der sich ja bei seinem Aufenthalte in Wien bis 1776 mit Haschka bekannt gemacht haben könnte, behauptet, daß Haschka, auch wenn Ganganelli den Jesuitenorden nicht aufgehoben hätte, kein Jesuit geblieben wäre. Wekhrlin entwirft kein erfreuliches Bild von Haschkas Charakteranlage. „Durch seine Eigenliebe, unerträglichen Stolz, seine Unverträglichkeit, noch mehr aber durch die gänzliche Vernachlässigung aller ernsteren Wissenschaften war er für den Orden ganz untauglich; schon als Novitz zeigte er in Verfolgung eines gewissen Krebs, den er um die Gunst des P. Novitzenmeisters beneidete, seinen zu jeder Intrigue aufgelegten Geist." Haschka kam übrigens nicht dazu, seinen Ordensprofeß abzulegen, wie sowohl die Pichler in ihren „Denkwürdigkeiten" (I., p. 47) als auch die „Eudämonia ꝛc.", Frankf. 1796, p. 124, versichert, denn 1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben und Haschka konnte den ihm verhaßten Stand zwar mit Herzensfreude verlassen, aber der Titel „Exjesuit" blieb ihm doch und brachte ihn, wie die „Biogr. d. Glaubensfeger" 1783, p. 26, treffend sagt, bei der Zunft der Glaubensfeger immer um den ersten Sitz und die erste Stimme.

Haschka, der nun eine ungewisse Zukunft sah, kam wieder nach Wien, um den „weltlichen Stand" zu wählen, wie die

[1]) Andreas trat in die Fußstapfen des Vaters, brachte es bis zum wirklichen Sekretär beim Wiener Stadtmagistrat und wurde in der Nacht des 19. November 1791 von meuchelmörderischer Hand erdolcht. Franz Xaver, der zweite Bruder, wurde in der Folge geheimer Kabinetsexpeditor beim Fürstbischof von Passau.

„Biogr. der Glaubensfeger“ sagt. In der Tat scheint Haschka daran gedacht zu haben, einen ernstlichen Beruf zu ergreifen und wir finden ihn im 10. Band der Hauptmatrikel der Wiener Universität im Jahre 1775 (p. 888) als Juristen eingetragen. Auch sonst verstand er sich trefflich den Zeitverhältnissen bereits anzupassen. Die Exjesuiten konnten noch immer auf die fromme Kaiserin rechnen und so spielte er den „Bigoten, der sich so oft in Ansehung anderer der stummen Anklage bediente: sie hätten keine Religion“ [1]) und „durch Besuchung der Hofkirche, und durch die Gunst einer Kammerdienerin“ — es ist wahrscheinlich die spätere Hofrätin Greiner gemeint — „wollte er sein Glück machen.“ Beide Mittel schlugen fehl. [2]) Um diese Zeit entdeckte er nun sein poetisches Talent. Im Jahre 1775 trat er mit seinem ersten gedruckten Gedicht hervor: „Die Ehre der deutschen Tonkunst, bey der Rückkunft des Ritters von Gluck aus Frankreich. Gesungen im Frühling 1775. Wien, b. Trattner, 1775, 8⁰.“ [3]) Indessen sind seine ersten datierten Gedichte von 1774 erst später in die „Literarischen Monate“ aufgenommen worden.

In Österreich hatte um diese Zeit die Bardenschule mit Denis an der Spitze in der Nachahmung Klopstocks den Höhepunkt erreicht. Sie begann bereits unerträgliche Manier zu werden und vielfach den Spott herauszufordern. [4])

[1]) S. Pantalon-Phöbus, l. c. p. 8.

[2]) S. Pantalon-Phöbus, l. c. p. 68.

[3]) Realztg. Wien, 1775, p. 366 f.

[4]) S. (J. F. Schink) Marionettentheater, Wien ꝛc. 1778, p. 175 f.) „Haben Euer Gnaden die neuen Musenalmanache gelesen? Da stehen lange, schwerfällige Oden drin, die kein Mensch versteht und nicht verstehen soll, da kränzen sich die Barden mit Eichenlaub, rufen den Wodan an, und singen von Walhalla, krächzen von Tod für's Vaterland, und schimpfen auf die Könige und Fürsten, weil sie ihnen Zoll und Abgaben geben müssen, keine Kontrebande machen, und keinen fremden Tabak rauchen dürfen. Ich bin die Muse von den Herrn, die Bardenmuse. Die französischen Lekkereien veracht' ich“ ꝛc. ꝛc.. Und Ratschky scheint in seiner Parodie: „Der junge Odendichter“ (s. Dtsch. Museum, 1783, II, p. 274 ff.) speziell die Manier Haschkas im Auge gehabt zu haben.

Ihr einziger Vorzug, endlich einmal in Österreich die deutsche Sprache ausgebildet zu haben, mußte durch ihre innere und äußere Unnatürlichkeit teuer genug bezahlt werden. Die nationale Bedeutung dieser Dichtungsart, die zwar in der Mythologie und Kultur der alten Germanen gänzlich bewandert war, verschwand desto mehr, je mehr man auch die Gegenwart aus dieser „idealen Ferne" betrachtete und wurde zur eitlen Kostümspielerei. Es war erklärlich, daß sich die Jesuiten diesem „Bardentum" nicht entgegenstellten, ja gerade die bedeutendsten Vertreter, wie z. B. Denis, Mastalier, Regelsperger und schließlich Haschka, aus ihrem Orden hervorgingen, weil deren nationales Bewußtsein sich nur an einer unlebendigen Vergangenheit aufrichten konnte und der Geistesdruck der Gegenwart dasselbe aus der Realität auf ein oft abstraktes und abgelegenes Gebiet drängte, das diese Dichter allmählich ganz konventionell ausgestalteten. So war die alte Jesuitenpoesie mit ihrer klassischen Mythologie und ihren Typen innerlich der Bardenpoesie weit mehr verwandt, als sie äußerlich durch Form und Sprache getrennt war. Auch Haschka hatte sich sicher schon während seiner Jesuitenzeit in lateinischen metrischen Übungen, wie dies der Brauch war, versucht und setzte diese Versuche nur in deutscher Sprache fort. Ohne jegliche Originalität schloß er sich nun der bereits veralteten Bardenschule an, und da Anfänger und Dilettanten stets in diesen Fehler fallen, so übertrumpfte er noch ihre Manier um ein Beträchtliches, so daß seine Nachahmungen oft nur mehr unfreiwillige Parodie waren.

Um seine Stimme besser erheben zu können und rascher ein Publikum zu gewinnen, griff Haschka zu dem beliebtesten Mittel dieser Zeit und gab eine „Wochenschrift" heraus. Diese kamen zwar und starben wie die Eintagsfliegen, und auch die von Haschka im Vereine mit J. Fr. Riedel herausgegebenen „Literarischen Monate, Wien, b. Trattner", erschienen im Oktober 1776 das erstemal und waren im März

1777 bereits eingegangen.[1]) Es war kein Wunder, denn die Beiträge wurden fast nur von den beiden Herausgebern bestritten und mußten notgedrungen bald monoton werden. Man sah auch selten ein ungleicheres Paar als Haschka und Riedel eine Zeitung redigieren. Neben der unerträglichen Sentimentalität und der leeren Aufgeblasenheit Haschkas herrschte die göttliche Grobheit und nüchterne Weltanschauung Riedels, immerhin einer sympathischen Erscheinung. Haschka steuerte im ganzen einundzwanzig Gedichte bei und einen Aufsatz von dem „Alterthume, Wachsthume und der Ausbildung der deutschen Sprache", der bei aller Pedanterie und scheinbarer Gelehrsamkeit durchaus Mangel an Belesenheit und Gedanken verrät.

Haschkas lyrische Beiträge in den „Literar. Monaten" stehen gänzlich unter Denis' Einfluß, dessen Sprache und Form namentlich in den Fehlern sklavisch nachgeahmt werden. Haschkas Originalität bestand einzig in der Übertreibung. Die sogenannte Bardensprache mit ihren Compositis, altertümlichen und verkünstelten Formen, ihrer pedantischen Breite in ungeheuren Satzperioden und ermüdenden Wiederholungen findet sich in seinen Gedichten in den abenteuerlichsten Auswüchsen. Ein aufgedonnerter leerer Pomp der Sprache soll über die innerliche Nichtigkeit dieser poetischen Gattung hinwegtäuschen, wo plastische Kraft meist durch Schwulst ersetzt wird und eine ethische erhebende Wirkung durch ein langweiliges Moralisieren sich einstellen soll. Eine kurze Probe mag uns zur Veranschaulichung der Eigentümlichkeiten der Haschkaschen Muse dienen. So singt er in der „Kraft der Tonkunst"[2]):

---

[1]) Die „Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit", 1778, Juli. p. 36, schreiben: „Von der Zahl der Pränumeranten zu schließen, haben sie kein sonderlich Glück in Wien gemacht, ungeachtet sie seit den Sonnenfelsischen Wochenschriften unstreitig die besten waren; außer Wien erhielten sie mehr Beifall." Im folgenden werden die einzelnen Beiträge der verschiedenen Dichter, wie: Denis, Mastalier, Retzer und Alxinger gelobt, indessen Haschkas Gedichte mit vernichtender Kritik behandelt werden.

[2]) S. „Lit. Monate", p. 210 ff.

Höret die Sitten der älteren Zeit, die Sitte der Deutschen,
Nächte zu feiern! ich lobe die Sitte der älteren Zeit mir,
Also die Sitte der älteren Zeit, die Sitte der Deutschen,
Nächte zu feiern! ich lobe die Sitten der älteren Zeit mir,
Gleichen den Alten die Enkel, die Sitten der jüngeren Zeit die
Sitten der älteren, so lob' ich die Sitten der jüngeren Zeit auch.

Kein Parodist hätte Denis besser verspotten können, der ebenso alles recht breit auseinandersetzte und in vielen Worten nichts sagte.[1]) „Evitez de ce Bernis l'abondance stérile", schrieb einst Friedrich der Große in Anwendung eines Satzes von Boileau, weit mehr kann dieser Vorwurf die Haschkasche Muse treffen. Nicht genug mit diesem Lohensteinschen Schwulst, müssen wir oft noch über lange antiquarische Anmerkungen stolpern, die nur zu sehr an die lateinische Gelehrtenpoesie der Jesuiten erinnern. Freilich werden in den Anmerkungen nun auch Ossians Gedichte und Klopstocks Gelehrtenrepublik auf jeder Seite wechselweise zitiert, so wie Klopstock und Denis wechselweise in den Gedichten ausgeschrieben wird, so daß Haschka bei einem Verse:

Gott ist er, Gott! wir sind Staub und Asche ...

höflich bemerken muß: „Dieser Vers hat mit einem Klopstockschen Ähnlichkeit." Von Haschkas kühnen Wortbildungen gibt uns die Satire „Pantalon-Phöbus", l. c. p. 78 ff., eine kleine Probe eines Haschkaischen Wörterbuches. Ebenso wie er alltägliche Gedanken in ungewöhnliche Wendungen einkleidet[2]), die voll unfreiwilligen Humors sind, künstelt er

---

[1]) Vgl.:
Ich saß betrübt bey Mondesaufgang in der Halle,
Da war ein Laut, Allvaters Laut;
Denn Seelenschauer war im Laute.
S. andere Beisp. b. Hofmann-Wellenhof, Denis, 1881, p. 241 ff.

[2]) Zum Beispiel einige erheiternde Proben:
Schauer umflossen espenherab,
Brütet mein Harm ob ihrem Grab,
Er mag ewig brüten mein Harm.

in den Worten, die er nur in wunderlichen Zusammensetzungen poetisch findet, einem Merkmal des sterilsten Dilettantismus, der sich stets von der Sprache meistern läßt. Wer vermutet in „Federharfchen" und „Wipfelkindern"[1] die Vögel? Was soll sich ein vernünftiger Mensch unter solchen geschraubten Worten, wie: „Thalgangrose" (eine Rose im Tale), „Taucherbad" (Meer), „Wildgestalten" (Meteore), „Bragas gestimmtes Geschlecht (die Barden), „Harfenspielererb" (Deuschland!), „Ehrenpranger" (Schaubühne) vorstellen, wenn die meisten noch dazu gar nicht das Charakteristische treffen? Das Meer soll nichts anderes als ein „Taucherbad" sein! Welcher falscher Vergleich, welche lächerliche Banalität! Daß auch veraltete Worte zahlreich in Verwendung kommen, versteht sich bei einem Barden von selbst. Grammatikalische Unrichtigkeiten, die sich durch nichts entschuldigen lassen, gibt es übrigens in Menge, auch in seiner späteren Zeit noch.

In der Wahl der Stoffe verrät sich in Haschka der Barde vielleicht am wenigsten. Bei weitem der größte Teil der Gedichte in den „Literarischen Monaten" sind Liebesgedichte, Naturschilderungen und Gelegenheitsgedichte, bei denen sich namentlich ein arger Schwulst geltend macht, während gerade nationale und heroische Stoffe sich fast gar nicht finden. Auch hierin gleicht er Denis. Diese jesuitischen

---

Oder:

Da stümpfte den Ausblick mit Scham
Warum ich den Kaiser nicht singe.
Zu lange sang' ich Jüngling schon
Mit aufgehängtem Herzen kehr' ich nun
Zu meiner Höhle wieder.

Oder:

Verwitterten die Zeiten
In Glockenspeis und Eisen
Von waserley Kaliber
Sind denn wohl jetzt die Zeiten?
Von keinerley.

[1] S. Wipfelkind auch bei Denis, s. Ossians und Sineds Lieder, V., p. 145, 1.

Bardendichter in Österreich wollten wohl die in ihren oft deutschnationalen Stoffen immerhin gefährliche Bardenpoesie auf ein möglichst indifferentes Gebiet drängen. So finden sich in Haschkas lyrischen Produkten nur zahlreiche charakteristische Ausdrücke und Wendungen, die ihnen das Zeichen des Bardentums aufdrücken und ganz besonders findet sich in den Gelegenheitsgedichten das Bardentum ausgesprochen, wo die modernen Stoffe stets in einem rein äußerlichen bardischen Milieu gebracht werden, was zum Teil ebenso widerlich als unnatürlich wirkt. Zu alledem tritt bei Haschka bereits der Einfluß der Werther- und Sigwartperiode in einer unangenehmen Stilvermischung mit dem Bardentum zutage. Es wirkt doppelt verlogen, wenn nun die Sitten der alten Deutschen von moderner Sentimentalität angekränkelt und die Barden als traurige Waschlappen erscheinen. Man empfindet so das ganze Komödiantentum dieser Dichtungsart, die schon durch ihren Ursprung, der ein literarischer Betrug war, litt, und deren Vertreter ohnehin nie tief genug in den Geist einer abgestorbenen Zeit eingedrungen waren und in ihren Stoffen stets mit der Form in Konflikt gerieten. So läßt nun Haschka in seinem Gedicht: „Die Kraft der Tonkunst“ [1]) die alten Germanen in lächerlicher Rührseligkeit und Zimperlichkeit erscheinen, wie bei einem ihrer Trinkgelage.

> . . . so traten auch Fräulein in jeglichem Liebreiz
> Züchtig erröthend heran, und sangen in silbernen Saiten.

Die alten Deutschen müßten darüber verwundert ihre Köpfe schütteln. Neben dieser Verquickung von altdeutschem Bardentum mit moderner Sentimentalität geht auch die unnatürliche Aufpfropfung dieses schwärmerischen Bardentums auf die naive altklassische Dichtung. Da wird ein Gedicht „Minona“ [2]) aus einer Tibullschen Elegie einfach zum Barden-

---

[1]) S. „Lit. Monate“, p. 210 ff.

[2]) S. „Lit. Monate“, p. 116 f.

gesang umgeprägt. Aus der Juno machte Haschka den heiligen Mond, den „schweigenden Nachtsohn" und den Tibullschen Schluß:

> Sed Veneris sanctae confidam vinctus ad oras
> Haec notat injustos, supplicibusque favet.

parodiert er in das Bardische:

> Also gefesselt umfang ich die Trümmer der Löbna, der Vara,
> Liebende jene versöhnt, treulose diese bestraft.

Dieses Schwanken zwischen verschiedenen Stilarten und die Vermengung derselben kennzeichnet so deutlich die Unreife der ersten Anfänge der Haschkaschen Muse. Mit Denis und allen übrigen Bardendichtern [1]) teilt Haschka schließlich die fast ausschließliche Vorliebe für reimlose antike oder freie Metren und wendet innerhalb eines Gedichtes oft deren mehrere an. Ein Vorteil für die Popularität war diese Form nicht, und Denis sagt mit Recht:

> Und so sieht man mein Lied mit Erbarmen, und seufzet:
> Er reimt nicht!
> Seufzet, und leget es weg.

Trotz aller seiner barocken Einfälle in Form und Sprache, seines geschraubten Pathos und seiner vielfach unnatürlichen Empfindung würde man Haschka Unrecht tun, wenn man ihm alles Talent abspräche, da seine Fehler aus einer krampfhaften

---

Vgl. Tibull:

> Tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra
> Lumen et in solis tu mihi turba locis

Haschka:

> Labsal in Unmuth in düsterer Nacht mir Lichtstrahl in öden
> Wüsten, Minora! mir Welt alle das wärest du mir.

[1]) So singt Denis:

Ewige Priester der Musen! Ihr Zierden der Vorwelt! Ihr habt wohl
Niemal an Reime gedacht.
Mitten im Strome von euren entzückenden Harmonien,
Denk ich auch nicht an sie.

Originalitätssucht entstanden. Inmitten des vielen Spreus finden sich doch reife Körner und neben so vielen verunglückten Bildern stehen einzelne von plastischer Kraft und Schönheit.[1]) Es war indessen vorauszusehen, daß diese wenigen Stellen seine Kritiker nicht entwaffnen würden und daß man in Deutschland seine Fehler in ihrer ganzen Lächerlichkeit darstellen würde. In der Tat scheint sich Haschkas Ruhm mehr aus dem Spott abzuleiten, mit dem die Kritik seine Erstlingswerke überschüttete. So mißhandelten ihn die „Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit", Juli 1778, p. 36 ff., auf das grausamste und zerfasern seine Gedichte in den „Literarischen Monaten", wie später noch Wekhrlin in seinem „Pantalon-Phöbus" den „Unsinn aus Haschkas Bardengesängen (bey weitem nicht aller), nur um dem Herrn Prof. Lichtenberg in Göttingen das Lesen zu ersparen", sammelt. Ebenso nennt das „Allg. Verzeichnis neuer Bücher auf d. J. 1777, Leipzig," Haschkas Werke „hochtönenden Unsinn", und nur Retzer nimmt sich seiner in der „Realzeitung", Wien, 1777, p. 566 f., an, nicht ohne ihm auch einen leichten Vorwurf zu machen. „Haschkas Gedicht an Alxinger (Lit. Monate, p. 124) ist mit aller Wärme geschrieben und würde Klopstock Ehre machen. Was könnte Haschka leisten, wenn er nicht für die alten Deutschen, sondern für seine Zeitgenossen singen wollte? Er besitzt alle Eigenschaften zum großen Dichter, eine feurige bilderreiche Imagination, und ein gefühlvolles liebendes Herz." — Das Pamphlet „Pantalon-Phöbus", l. c. p. 67 f., behauptet zwar das Gegenteil und bei der schnöden Behandlung

[1]) Aus „An den Gespielen meiner Harfe":
Was ist ein Erderzeugter? Mein Bardensohn!
Ständ er auch hoch, der luftigsten Eiche gleich,
In Imars Fleisch tief eingewurzelt,
Schattenfroh, saftig und voller Leben!
Der Strom bricht los; der eherne Flügelschlag
Der Windsbraut streift nordherwärts: da liegt er
Der königliche Stamm des Haynes,
Ohne Blatt, ohne Mark, ohne Leben!

durch die Kritik wäre es ein Wunder gewesen, wenn sein intriganter Geist nun geruht hätte. „Er suchte durch Verkleinerung jedes fremden Verdienstes selbst groß zu scheinen, machte sich bey jeder Gelegenheit über den verstorbenen Hartel, über Blumauer, Ratschky, Leon, Zahlheim und Richter lustig, besonders schwur er gegen Sonnenfels und Retzer den unversöhnlichsten Haß, und versuchte es durch Briefe zwischen Klopstock und Denis, wenigstens Kaltsinn hervorzubringen." — Wir können einen Wahrheitsbeweis dieser Beschuldigungen, deren Ursprung wohl im gekränkten literarischen Ehrgeize lag, nicht erbringen, müssen aber annehmen, daß Haschkas Muse durch den ersten Mißerfolg zum Verstummen gebracht wurde, da wir bis 1780 fast nirgends mehr Gedichte von ihm antreffen. Nur ein Einzeldruck erschien noch bis dahin: „Der edlen Greinerin gesungen am dritten Wintermonats, 1777 von Haschka. Wien, druckts J. Edl. v. Kurzböck, 8°."[1]) Dieses Gedicht weist uns indessen auch auf eine entscheidende Wendung in Haschkas fernerem Schicksal.

Haschka verschwand aus dem literarischen Leben, um eine gesellschaftliche Rolle zu spielen und sich so klugerweise einen Kreis von Anhängern zu erwerben, der dem unbekannten Exjesuiten bis jetzt gefehlt hatte. Es gelang ihm, wohl durch Vermittlung von literarischen Freunden, vielleicht auch durch Konnexionen seines Vaters Eingang in das Haus des einflußreichen Hofrates Greiner zu finden, wo er es bald verstand, den Ton anzugeben und so den „Salon Greiner" zu einem der wenigen literarischen Mittelpunkte des alten Wiens zu machen. Vielleicht suchte Haschka ursprünglich eine Hofmeisterstelle, sonst damals der gewöhnliche Unterschlupf mittel- und stellenloser Literaten, und wurde so dem Greinerischen Hause empfohlen, wenn er sich nicht selbst um die Gunst der ehemaligen Lieblingskammerdienerin (s. fr.) der Kaiserin beworben hatte. In welcher Zeit dieser Eintritt

---

[1]) S. Realztg. Wien, 1777, II., p. 516, lobende Kritik.

in das Greinerische Haus erfolgte, ist unbekannt, wahrscheinlich aber im Jahre 1777. Karoline Pichler [1]) schreibt über Haschkas Aufnahme in ihrer Eltern Hause folgendes: „Bald nach dieser Geschichte — (es handelt sich um die magnetischen Experimente Mesmers) — wurde ein Mann in meiner Ältern Hause eingeführt, der bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung meines Geistes nahm — Herr L. L. Haschka, ein damals sehr junger, und so viel ich mich erinnere, liebenswürdiger Mann, der nun seit ein paar Jahren bei der Aufhebung des Jesuitenordens, dessen Mitglied er gewesen, wieder in die Welt getreten, und den geistlichen Stand, da er kein Profeß abgelegt, völlig verlassen hatte. Mit ihm zogen, möcht' ich sagen, die Musen in unser Haus, und meines Vaters Liebe für die schönen Künste kam jener Richtung, welche Haschka in sich trug, gern entgegen. Meine Mutter liebte zwar die Poesie durchaus nicht, aber sie hörte doch gern gute Gedichte lesen, und erfreute sich daran, wenn Haschka und auch später andere Musensöhne Wiens, die nach und nach mit uns bekannt wurden, ihre Werke bei uns lasen." Haschkas Auftreten scheint genug imponierend gewesen zu sein, wahrscheinlich schmeichelte der schöngeistige Kreis, den er versammelte, der Bedeutung des Hofrates Greiner noch mehr und so wurde ihm bei den Greiners sogar ein Quartier eingeräumt. [2]) Für den Dichter waren so nahe Beziehungen zu einem Hofrat für die Zukunft natürlich um so mehr von Bedeutung, als damals ein Hofrat weit mehr galt als jetzt. Die Neider traten natürlich bald genug auf.

Spöttelnd schreibt die „Biogr. d. Glaubensseg." p. 27: „. . . Durch Unterstützung des Herrn Hofrathes von Gr**, bey dem er Tisch und Wohnung frey hat, lebt Haschka ohne weiteren Charakter ganz bequem. Höchstens macht er einen gelehrten Sekretaire. Denn bey der Frau Hofräthinn

[1]) S. Denkwürdigkeiten, 1844, I, p. 47 f., 50, 53 f.

[2]) Vgl. Gräffer, Kl. Wien. Mem. 1845, III., p. 207 ff., wo Haschkas Auftreten im Greinerischen Salon novellistisch geschildert wird.

von Gr** gilt er alles; und da diese deutsche Sappho wochentlich etlichemal gelehrte Versammlungen giebt, bey welchen sie präsidirt, so macht dabey Haschka einen akademischen Sekretaire. Diese Akademie besteht aus Frauenzimmer, und süssen Herrchen von Genie. Das übrige mag man sich hinzudenken." So scheint Haschka die Rolle eines maître de plaisir in der Art der galanten schöngeistigen Abbés, dieses charakteristischen Typus des XVIII. Jahrhunderts, gespielt und sich bald unentbehrlich gemacht zu haben. Die Wiener verstanden diese „Profession" weniger und fanden Haschkas Treiben für das Haus eines Hofrates nicht würdig genug.[1]) Indessen war der galante Schöngeist bald bei der Frau vom Haus Hahn im Korb und gab so den bösen Zungen Stoff genug. In der Tat dürfte die Hofrätin Greiner in Haschkas Leben die Rolle einer Frau von Stein gespielt haben, und der Dichter zog es später vor, das Haus wieder zu verlassen. Karoline Pichler spricht in ihren „Denkwürdigkeiten" (I., p. 84) davon, daß Haschka infolge mancher kleiner Mißverständnisse das Greinerische Haus verlassen hatte, „obgleich er uns immerfort und fleißig besuchte". — Ein Pamphletist[2]) geht nun weit genug, Haschka intimer Beziehungen zur Hofrätin zu beschuldigen. „Noch einen jungen Dichter", sagt er, „hab' ich hier in dem Hause einer gewissen Frau von G** kennen gelernt, die eine Beschützerin der schönen Literatur ist, und bey der sich viele junge Schöngeister versammeln; er heißt Hatschka (sic!), ein Modell von teutschem Engelländer, nicht ohne Genie, das versichere ich,

[1]) S. Pantalon-Phöbus, l. c. p. 68: „In diesem Hause theilte er (Haschka) an Buchhändlern und Buchdruckern seine Protektion aus und spielte in den sogenannten gelehrten Zusammenkünften die Rolle des Lustigmachers, dadurch er dieses Haus, das sonst wegen der entschiedenen Verdienste des Herrn vom Hause um Staat, Religion und der ganzen Menschheit, Achtung und Verehrung verdient, lächerlich, sich aber selbst verächtlich gemacht hat."

[2]) S. „Reise eines Engelländers durch Mannheim, Baiern und Österreich nach Wien." Amsterdam, 1790, p. 108 f.

aber so voll Eigenliebe, daß er nicht den geringsten Widerspruch ertragen kann. Er ist der Freund des Hauses der Frau von G** und wohnt sogar des Sommers bey ihr in ihrem Landhause vor der Stadt. Ich muß aber auch gestehen, daß ich selbst am Platze der Frau v. G. mir einen Hausfreund gewählt haben würde; denn ihr trauter Herr Gemahl — der gar gerne für einen alten Teutschen[1]) von ächtem Schrot und Korne gehalten seyn will — hat unter allen nichts weniger, als eine einnehmende Aussenseite, und scheint in seinem ungeheuren Bauche mehr Pflegma zu tragen, als den Damen gemeiniglich lieb ist.“

So sehr wir sonst geneigt wären, in dieser Zeit des literarischen Pamphlets auch diese Notiz als müßigen Tratsch zu bezeichnen, so müssen wir doch auf Grund eines Briefes (in d. Wiener Hofbibliothek), den Haschka an Alxinger am 2. August 1792 aus einer Sommerfrische Rothof schrieb, das Gegenteil annehmen. Wir teilen folgendes aus diesem Briefe mit, das auf Haschkas Verhältnis zur Frau von Greiner ein interessantes Licht wirft und einen Liebeskonflikt enthüllt, der allerdings gar nicht „bardisch“, aber dem Goethes mit Frau von Stein ziemlich analog ist. „Meine Wirthin“, schreibt er, „ist die beste edelmüthigste Frau von der Welt, die dadurch, daß ich nun beynahe drey Wochen mit ihr wohne und bin, nicht nur allein nichts verloren, sondern wahrlich gewonnen hat, und bey jedem billigen Kenner und Schätzer der Menschen hätte gewinnen müssen. Wenn ich sie nun so ansehe, voll Ruhe eines guten Gewissens, aufgeheitert von dem Bewußtseyn redlich erfüllter Pflichten, freundlich und gefällig und dienstfertig gegen jede Creatur und bedenke, daß J e d e r m a n n, wie die Fr. H. Gr. (= Frau Hofrätin Greiner) sich in ihrem letzten Briefe auszudrücken beliebte, j e d e r m a n n d i e s e F r a u v e r a c h t e t e, Du hast schon recht gelesen — v e r a c h t e t e! O! dann zieht sich

[1]) Sollte hier Haschkas Bardentum Einfluß gehabt haben?

mein Herz krampfhaft zusammen, und ich möcht' ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden. Doch Du denkst ja nicht so; und sie dankt Dir und erwidert Dir deine Complimente aufs höflichste, und wird erfreut seyn, Dein Gesicht unter den ersten in der Stadt zu begrüßen. Ich werde Mittwochs, wills Gott, in Wien eintreffen. Vermuthlich werde ich mit sauern Gesichtern in Hernals [1]) empfangen werden. Je nun, was kann ich dazu. Ich glaube, das Menschenmögliche gethan zu haben. Erst vor ein paar Tagen schrieb ich an sie einen Brief von 9 Seiten, in welchem ich das Freund seyn oder nicht seyn mit aller möglichen Ruhe, Klarheit und Bestimmtheit abhandelte. In der That ist es für mich äußerst traurig, wenn ich auch das letzte Viertel meines Lebens so hundsföttisch verbringen sollte; und gleichwohl dauert mich die arme Frau, die eine wahre Selbstpeinigerin ist! Ich danke Dir auch dafür, daß Du ihr die Abende, an welchen sie keine Leute sieht, an meiner Stelle verkürzt hast." Trotz dieser „kleinen Mißverständnisse" wußte sich Haschka in der Familie Greiner zu behaupten und die Tochter des Hauses, die spätere Karoline Pichler, räumte ihm, „der durch seine Rechtlichkeit und echte Freundschaft, wohl aber auch durch ein Betragen, das ich jetzt, nach 50 Jahren darüber nachdenkend, fordernd und um sich greifend nennen möchte, mit jedem Tage mehr Ansehen und Gewicht in unserer Familie bekam" [2]), auch später ein bescheidenes Plätzchen in ihrem Hause ein.

Ebenso wichtig für Haschkas soziale Stellung und seine zukünftige materielle Lage war seine Bekanntschaft mit dem jungen und reichen Dichter Alxinger, die ungefähr um dieselbe Zeit zustande gekommen sein dürfte, als sein Eintritt in das Greinerische Haus erfolgte, vielleicht höchstens kurze Zeit danach durch Vermittlung der Hofrätin. Haschka scheint

---

[1]) Vgl. oben; das Greinerische Landhaus war in Hernals.

[2]) Denkwürdigk., I., p. 53 f.

indessen weniger ein Hofmeister des jungen Alxinger als ein literarischer Ratgeber gewesen zu sein, der den Jüngling in das Reich der Musen einführte.[1]) Die „Biogr. d. Glaubensfeger", l. c. p. 26, spricht nur davon, daß er Alxinger „im deutschen poetischen Stile" unterrichtete.[2]) „Dieser Unterricht fiel für Haschkas Beutel recht glücklich aus; denn da Al*** Majorenn ward, schenkte er von seiner Erbschaft dem Haschka als eine Remuneration 10.000 Gulden."[3]) Tatsächlich schreibt Haschka in einer Randbemerkung zu einem Gedichte auf Alxinger (s. d. Dtsch. Merkur, 1787, I., p. 63 f.): „Seit 1779 (in welchem Jahre Alxinger majorenn wurde) dank ich Alxingern die Unabhängigkeit, die Muße und die Bequemlichkeit meines Lebens." Das Geld soll er indessen später in einer für einen Aufklärer und Barden nicht recht würdigen Weise, und zwar im Sklavenhandel verloren haben.[4]) Lange nach Haschkas Tode widerspricht K. Pichler (s. Sonntagsblätter, Wien, 1843, p. 266) dem Gerücht, daß Haschka mit Menschenfleisch spekuliert hätte, wie es ihm seine Feinde nachsagten. Er soll das Geld einem Hamburger Kaufmann D . . . l, einem Verwandten Klopstocks, anvertraut haben, der Bankrott machte, allerdings aber auch mit Sklaven handelte.

Die Freundschaft der beiden Dichter scheint in jeder

---

[1]) Haschka nennt Alxinger schon in den „Liter. Monaten", 1776, p. 18 ff., seinen Bardensohn.

[2]) Vgl. Pantalon-Phöbus, l. c. p. 68: „. . . nun . . . erhielt er (Haschka) die 10.000 fl. und nicht durch Unterricht, der bey einem Menschen, wie er, der außer Jesuitenlatein und der deutschen Bardensprache, nicht nur keine Wissenschaft, ja selbst gar keine andere Sprache besitzt, höchst mager ausfallen müßte."

[3]) Die Tatsache dieser Schenkung verzeichnet auch die „Österreich. Biedermannschronik", 1784, p. 10, u. Gerning, Reise durch Österreich &c., 1802, I., p. 83.

[4]) S. Beytrag zur Charakteristik u. Regierungsgeschichte der Kaiser Josefs II., Leopolds II. &c. Paris, p. 112 f. u. danach Gräffer, Kl. Wien. Mem., 1845, 2. Bd., p. 71. Danach schenkt A. dem H. 10.000 Gulden, die er gewonnen hatte und die H. im Sklavenhandel anlegt und als das Schiff versinkt, verliert.

Hinsicht, besonders aber in literarischer ersprießlich gewesen zu sein, hier machten ja beide, als die Freimaurerei ihren Brüderbund noch bestärkte, den gleichen Übergang vom Barden zum josefinischen Tendenzdichter mit. Noch im Jahre 1792 richtete Haschka an seinen „Bruder" Alxinger in einem Brief vom 2. August (Wiener Hofbibliothek) folgende überschwengliche Zeilen: „Nun lebewohl, mein lieber, lieber Alxinger, und wiße, daß, wenn ich auch Dir nicht mehr als den übrigen Menschen auf Erden verpflichtet wäre, wie ich dies doch vor Gott und der ehrlichen Welt wirklich bin, ich Dich doch, als einen braven, edlen Mann, und meinen redlichen Freund mehr, als die übrigen Menschen lieben würde." Erst kurz vor dem Tode Alxingers, als Haschka gänzlich in das Fahrwasser der Reaktion einlenkte, was Alxinger mißbilligte, dürfte ein Erkalten dieser Freundschaft eingetreten sein.[1])

Von solchen Mäcenen unterstützt, konnte Haschka noch ein sorgenfreies Dasein führen, ohne einen besonderen Beruf zu ergreifen[2]), und auch bei dem Tode seines Vaters am 15. September 1781[3]), der ihm übrigens 500 fl. hinterließ, der Zukunft wohlgemut in das Auge blicken. Freilich strebte er trotzdem irgendeine feste Anstellung an, und noch seinem

---

[1]) Noch im Jahre 1807 erinnert sich H. seines Freundes A. wehmütig und sagt, daß dieser, Reinhold und ein gewisser Stürmer die einzigen gewesen wären, die er in seinem Leben duzte. S. R. Keil, Wiener Freunde, 1883, p. 98. — Beide Dichter wohnten auch jahrelang im selben Hause, im Neustädter Hof.

[2]) Bei der Verlassenschaftsabhandlung seines Vaters (1781, 546/312) und seiner Mutter (1234 ex 1792) heißt es von ihm „ohne Condition".

[3]) Totenprotok. 1781 vom 15. September. — Kurz vor seinem Tode wurden ihm noch verschiedene Ehrungen zugedacht. (S. Protoc. f. Nied. Österr. 1780. Fol. 600 unt. 11. Nov. per Decretat. an die Wirtschafts-Hofkommiss., „daß der Lorenz H. mit seinem ganzen Gehalt und Beylassung der übrigen Emolumenten in den Jubilations-Stand zu versetzen und ihm die Vertröstung zu geben sei, daß nach Abreichung einer goldenen Denkmünze auf seine 3 Söhne mit der Zeit werde reflectiret werden." — Die goldene Ehrenmedaille wurde ihm 12 Tage nach dem Tode der Kaiserin am 11. Dezember 1780 in pleno senatus überreicht.

Vater wurde versprochen, daß „auf seine drei Söhne mit der Zeit werde reflektiert werden“. Haschka konnte sich dazu den richtigen Zeitpunkt ersehen und hoffte diesen in der anbrechenden neuen Zeit zu finden. Es ist zum mindesten bezeichnend, daß er erst bei dem Tode Maria Theresias, den die Dichter Österreichs nur darum besangen, um zugleich ihren Wünschen und Hoffnungen für die Zukunft Raum zu geben, in einer Ode: „Über Theresias Tod“, Wien, Kurzböck, 4⁰ (b. Herrn v. Portheim[1]) wieder seine Stimme erhob. Von diesen zahlreichen Leichengedichten an datiert sich die spezielle josefinische Tendenzliteratur, und auch Haschka wandte sich mit diesem Gedicht der politischen Lyrik zu, auf welchem Gebiete er erst seine Bedeutung erlangte. Die „Allg. dtsch. Bibl., Bd. 51, p. 310“, die jede liberale Richtung mit Jubel begrüßte, findet daher die Gedanken in diesem Gedichte ziemlich kühn und neu, aber die Versart hart und polternd. Eine „Rezension aller poetischen und prosaischen Stücke auf den Tod Maria Theresien. 1781, p. 29,“ schreibt anerkennend: „Solche Poesie erträgt das hellste Licht und fürchtet nicht die scharfsichtigsten Augen ihres Richters. Nur der Gedanke ist entlehnt aus dem Griechischen, das nemliche ist über Alexander dem (!) Grossen gesagt worden.“ Ebenso charakteristisch für den völligen Umschwung in Haschkas Wesen, das sich nun der neuen Zeit völlig unterordnete, wie es sich früher fernab von ihr im blassen Bardentum bewegte, ist eine Ode: „Haschka's Gesang auf Oesterreichs beredtesten Priester.“ Wien, Kurzböck, 1781, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.)[2]), wo er einen der aufgeklärten Geistlichen bereits feiert. Bald sollte er aber einer der lautesten Rufer im Kulturkampfe werden. Sowie Denis bei dem Tode der Kaiserin die Harfe für immer niederzulegen schwor, da seine Zeit als Barde

[1]) Dem ich an dieser Stelle für seine mir stets bewiesene Liebenswürdigkeit, mich durch seine Sammlung zu unterstützen, bestens danke.

[2]) S. Kalender ohne Heiligen (!) 2c. Prag, 1782, p. 44; s. Der Preis unserer Preisfrage 2c. Wien, 1781, p. 34; s. Realztg. Wien, 1871, p. 437f.

vorüber war, so trat nun Haschka das Erbe, die Tendenz des neuen Regenten zu besingen, mit Eifer an. Übrigens empfand auch er sicher schon das Unnatürliche der Bardenkomödie, die mit seinem stutzerhaften Charakter sich schließlich gar nicht mehr vertrug.[1]) So verspottet ihn ein Pamphlet: „Über Wiens Autoren", 1785, p. 47, wegen dieses Zwiespaltes seiner Dichtung und seines Lebens. „Ein Mann voller Widersprüche", heißt es dort. Im „Musenalmanach" 1785 lacht er die aus, die Haarbeutel tragen und die Haare flechten, prahlt, alter deutscher Sitte zu folgen, indem er seine Haare à la paysan schneide usw. und — ist der erste, der die neumodischen Pariser Haarbeutel nachäfft." Ebenso widmet ihm „Ein Neujahrgeschenk für die Herren Wiener Autoren", 1785, p. 18, folgendes treffendes Epigramm:

Ein herrlicher Gedanke
Tritt nach dem andern her;
Doch tragen sie sich meistens
So lächerlich wie er.[2])

Für sein selbstgefälliges Betragen spricht auch ein undatierter Brief an Retzer (Wien. Hofbibl.), worin er

---

[1]) S. Pantalon-Phöbus p. 69: „ . . . nun begnügte er sich Frisur und Kleidung à la Goethe zu tragen; dessen auch überdrüssig, stritt er mit dem Stutzer L*** (non) um die Wette, und that es an närrischen Kleidung und Frisuren noch bevor."

[2]) Vgl. Rechtfertigung des Schwaben über. s. Neujahrgeschenke, 1785, p. 24: „Diese Devise hat bey dem Wiener Publikum vorzüglich Beyfall gefunden. Und doch will sie im Grunde wenig sagen. Alles kömmt darauf an, ob man seine Tracht anständig oder lächerlich finde." — Vgl. auch „Oster-Ey auf das Neujahrs-Geschenk ꝛc., 1785, p. 18":

Itzt bist Du lächerlich den Gecken —
Darfst nur die alte Pomana lecken,
Viel von Göckingk und Wieland pralen —
So wirst Du lächerlich allen.

— H. scheint allmählich zum Typus der geckenhaften Kaffeehausdichter dieser Zeit geworden zu sein. Vgl. Gräffer, Der Papagey, 1839, p. 12 f. u. Gräffer, Kl. Wien. Memoir, 1845, I., p. 58 ff.

unter anderem schreibt: „Gott sey Dank! ich bin von der Natur nicht also verwahrloset, daß ich einem schönen Kinde, das mit der liebenswürdigsten Naiveté von mir ein Liedchen fodert, eine gereimte Bußpredigt entgegenschnarrte, wann nicht andere Leute meine moralische Lunge zu Athem gebracht hätten. Wie gesagt, ich bin von Natur kein solcher Pedante!" — Diese Umwandlung aus einem hinterwälderischen Barden in einen weltgewandten Schöngeist wurde wahrscheinlich im Salon Greiner bewirkt.

Mitbestimmend an dem Umschwung war auch Haschkas Beitritt zur Freimauerrei, was wohl auch durch den Hofrat Greiner veranlaßt wurde, der in dieser Hinsicht ein großes Lumen war. Die Logen hatten trotz ihrer anfänglichen Unterdrückung zu Beginn der josefinischen Ära von der Gesellschaftsordnung bereits völlig Besitz genommen. Idealismus und Geheimniskrämerei zogen im gleichen Maße an. Die Freimaurerei war das Gegengift des Klerikalismus und Absolutismus. Leider blieb sie dies durchaus nicht und bildete sich nur zu einer gefährlichen Clique aus, in der das Protektionswesen in der unverschämtesten Weise betrieben wurde. Da sie zudem gewissen großen Herren als sensationelle Spielerei diente, so gelang es verschiedenen zweifelhaften Subjekten Eingang zu finden, die für jeden Unfug zu haben waren. Es war erklärlich, daß man sich zur Propaganda der Literaten zu versichern suchte. Sie traten bereitwillig bei, da sie in jeder Weise belohnt zu werden glaubten, und der Kaiser anfänglich auf der Seite der Freimaurer stand, um sie zu verschiedenen politischen Zwecken auszunutzen. Da dies namentlich in Hinsicht auf die Erwerbung Bayerns durch die Mithilfe der Illuminaten mißlang, so war der Kaiser von der Macht der Freimaurerei nicht besonders erbaut und beehrte sie gelegentlich mit dem Wort: „Gaukelei". Das verzieh man ihm nicht und die Rache blieb nicht aus, als die Pläne des Kaisers mißrieten. Ohnehin die Zuflucht so vieler problematischer Existenzen und unzufriedener Naturen

bestärkte die Freimaurerei die Gärung und den Mißmut durch zahlreiche Pamphlete von in ihrem Lager stehenden und in ihren Hoffnungen enttäuschten Schriftstellern. Ihr Buchdrucker war der Illuminat Wucherer, und seine Pressen ernährten sich nur mit derlei Erzeugnissen, die bis zum Aufruhr gingen; in einem dieser Schandprodukte wurde der Kaiser mit: „Tyrann! Tyrann!! Tyrann!!!" apostrophiert. Auch Haschka mußte schließlich davon abfärben.

Der Dichter erscheint in dem Brüderverzeichnis der Wiener Loge „Zum heiligen Josef" zum erstenmal im Jahre 1780.[1]) Im Jahre 1781 und 1782 wird er als „Privatus Juris" angeführt und im Jahre 1783 mit dem Beisatze: „ohne Bedienstung". Im ersten Jahre war er Lehrling, das Jahr darauf schon Geselle und Meister. Er soll schon damals ein etwas unsteter, launischer und zerfahrener Bruder gewesen sein und deckte im Jahre 1783 die Loge, trat ihr aber im selben Jahre wieder bei und blieb bis zum Jahre 1784 in dieser. Brabbée behauptet, daß er in diesem Jahre endgültig ausgetreten wäre, da er nach den Verzeichnissen dieser Loge nicht mehr als ihr Mitglied erscheint. Das ist aber nicht richtig[2]), denn er taucht nunmehr (seit 1785) in der Loge „zum Palmbaum" auf, die viele Literaten vereinigte. Indessen gibt auch Brabbée zu, daß Haschka mit mehreren Brüdern im geselligen Verkehr blieb und stets unbeanständet das Freimaurerkasino besuchte. Als Grund seines Austrittes erzählt er folgende Geschichte aus den Papieren eines Bruders Eppstein, die für Haschka allerdings charakte-

[1]) Über Haschkas freimaurerische Tätigkeit sind folgende Quellen benutzt: Lewis, Gesch. d. Freim. in Österreich. 1861, p. 30; Abafi, Gesch. d. Freim. in Österr.-Ung. 1893, 4. Bd., p. 228, 242, 255, 275; G. Brabbée, Sub Rosa, Wien, 1879, p. 15 f. u. 20 ff.

[2]) Brabbée widerspricht sich selbst, indem er Haschka in „Sub Rosa" p. 15 f. im Jahre 1784 austreten u. ebd. p. 20 f. im Okt. 1785 noch als Bruder auftreten läßt, s. die Erzähl. Eppsteins.

ristisch wäre, jedoch auch nicht für die liebreiche Brüderlichkeit dieser Kreise spräche.

„Haschka hatte die vielbelächelte, für seine Umgebung nicht eben angenehme Gewohnheit", schreibt Brabbée, „wie überall, so auch im Freimaurerkasino entweder ganz wortkarg, teilnahmslos und still brütend in Mitte der fröhlichen Brüderschar dazusitzen, oder aber niemanden zum Worte kommen lassend, fortwährend mit seinen poetischen Kraftleistungen zu flunkern und die Anwesenden mit einem wahren Wolkenbruch von Skizzen und Entwürfen allerlei unsterblicher Werke, die er angeblich noch in petto habe, die aber niemals das Licht der Welt erblickten, zu molestieren. Es war im Oktober 1785, als eben Haschka sich wieder in einer grausam langen Auseinandersetzung erging, wie er seine gerade unter der Feder befindliche Ode an Gott weiß wen — recht packend und erschütternd gestalten wollte, als ihm Br. Eppstein, unter dem Beifallklatschen des ganzen Auditoriums, die nachfolgende „Fabel" (erschienen in Wien. Musenalman. 1785) zu Gemüte führte:

Die Henne und der Dichter schrie,
Er freudenvoll und fröhlich sie.
Was kam heraus bei dem Geschrei?
Dort eine Ode, hier ein Ei.
Ihr Untergang war sehr verschieden;
Das Ei ließ sich der Dichter sieden,
Die Ode ließ ein Herr Mäcen
An einem Orte untergehn,
Der dem beinahe ähnlich war,
Durch den das Huhn sein Ei gebar.

„Die Wirkung dieses von gewandter Hand abgeschossenen Pfeiles, der Haschkas Eitelkeit bis aufs Blut traf, erwies sich als eine ungeahnt arge. Der Tiefgekränkte war kleinlich genug, sich sofort mit stillem, aber wütendem Ingrimm aus dem Bruderkreise zu entfernen; er hat auch Eppstein dieses schelmische Attentat auf seine eingebildete Dichterwürde niemals verzeihen können. Haschka brach bald darauf allen

Umgang mit seinen früheren Freunden, insofern selbe Maurer waren, ab und die Sache ging so weit, daß er sich auf die Seite der Reaktion stellte."

Wir tun indessen besser, hier nicht aus kleinen Ursachen große Wirkungen zu konstruieren. Si non è vero, è ben trovato. Die summarische Folgerung erweckt unseren gerechten Verdacht. Gerade die Gedichte nach 1785 zeigen eine Tendenz, die dem freimaurerischen Ideenkreis entsprungen ist, und Haschka war nicht so unklug, sich der herrschenden Partei schroff gegenüber zu stellen. Er fand, wie so viele kleinere Geister, im Anschluß an eine Partei seine Individualität. Wenn er auch merkwürdigerweise für das Organ der Wiener Freimaurer, „Das Journal für Freimaurer" (1784—1786), gar keine Beiträge geliefert hat, so spricht für seine Zugehörigkeit zur Freimaurerei noch ein Brief von 1792 an Alxinger, worin er ihn nicht nur „Lieber Bruder" nennt, sondern sich auch in Maurermanier mit „Br." unterzeichnet. Ebensowenig kann von einem Abbrechen der Freundschaft mit seinen maurerischen Kollegen die Rede sein, da er sonst Alxinger zuerst gemieden haben würde, wie Retzer, Pezzl und andere.

Haschka suchte indessen nicht nur in seiner engeren Heimat literarische und gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. So soll er, wie Pantalon-Phöbus p. 69 behauptet, an Wieland geschrieben und keine Antwort erhalten haben, was vielleicht damals der Wahrheit entsprach, später aber nahm Wieland von ihm Beiträge im „Deutschen Merkur" (s. 1787, I., p. 63 f.) auf. Ebenso soll er an Goethe geschrieben haben, „daß er (Haschka) ebenso alt sey, als Goethe, folglich Deutschland am nämlichen Tage zween so große Kraftgenies erzeuget habe", was ebenfalls unerwidert blieb. In nähere Beziehungen ist Haschka aber zu Klopstock getreten, den er aber nur durch seine eitle Aufdringlichkeit in eine sehr unangenehme Situation brachte. Jedenfalls setzte Haschka einen gewissen Stolz darein, dem schöngeistigen Kreis, der sich im Salon der Hofrätin

Greiner versammelte, literarische Novitäten zuerst vorlegen zu können. Klopstock sandte nun seine Ode: „An den Kaiser!“[1], in der er sich temperamentvoll genug wie selten für die josefinischen Reformen einsetzte und sich schließlich gegen den Papst wandte, — wohl durch Vermittlung Haschkas und nicht ohne Grund — an diese so liberalen Grundsätzen huldigende Akademie. Da Klopstock manche derartige tendenziöse Gedichte nur für Freunde handschriftlich zirkulieren ließ, so glaubte er auch hier Diskretion zu finden. Das war aber nicht der Fall. Die Gelegenheit, zuerst mit einem derartigen Werke eines ersten deutschen Dichters, der noch dazu für seine Tendenzen sprach, hervortreten zu können, war für diesen literarischen Kreis zu schmeichelhaft, auch glaubte man sicher von dem Kaiser eine huldreiche Anerkennung nebst besonderen Ehren für den Dichter zu erwarten. Klopstocks vornehme Natur war natürlich gegen ein solches Aufdrängen, das ihn im Falle des Mißlingens nur lächerlich machen konnte, und er schrieb daher am 30. Jänner 1782 bestürzt an Haschka, als dieser ihm berichtete, daß die Ode denn doch dem Kaiser übergeben werden sollte: „Um alles, was den Musen jemals heilig gewesen ist, verhindern Sie auf alle Weise, lassen Sie es die Fr. v. . . . hindern, lassen Sie . . . in Ketten und Banden legen, wenn er sich nicht geben will, hindern Sie, daß die „Ode vom Obermönche“ dem Kaiser nicht aufgedrungen werde.“[2]) Klopstocks Brief scheint zu spät gekommen zu sein, denn bald wurde ein Gerücht verbreitet, das auch der „Mercure de France“ am 4. Mai 1782 in seine Spalten aufnahm, wonach der Kaiser diese Ode vom Druck zurückgewiesen und dem Dichter dafür 50 Dukaten hätte über-

[1]) Zuerst (?) ohne Klopstocks Bewilligung und unrichtig in den „Greifswalder kritischen Nachrichten“ 1782 erschienen; es scheint aber doch einen früheren Wiener Druck zu geben.

[2]) Über diese Affäre vgl. „Deutsches Museum“, 1782, p. 77 ff., „Biogr. d. Glaubensfeger“ unter Haschka und Haschkas eigene Schrift (s. oben).

reichen lassen. Das wäre beschämend genug gewesen. Haschka, der offenkundige Anzettler dieser Affäre, mußte nun zu allerlei gewundenen Erklärungen greifen, die nur zeigen, daß an der Sache etwas Wahres ist. Er wies zuerst im „Dtsch. Museum" l. c. dieses Gerücht als unwahr zurück. Der Kaiser könnte die Ode nicht verboten haben, da er sie nicht hergegeben hätte. Auch an dem Geschenk wäre kein wahres Wort. „Hier hat man sich doch wenigstens mit einer anständigeren Sage getragen: Der Kaiser würde K. her nach Wien laden, um ihn kennen zu lernen." Dieser fromme Wunsch beweist, daß man mit der Ode doch etwas im Schilde führte, das den Kaiser aus seiner kühlen Reserve der deutschen Literatur gegenüber hervorlocken sollte. Haschka hat diesen Fall noch besonders unter dem etwas anmaßenden Titel: „Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks", Dresden, 1782, 8° [1]) vorgetragen. Der „Deutsche Merkur", Weimar, 1782, III., p. 44 f., war übrigens geneigt, diese Affäre für einen literarischen Betrug zu halten.

Für Haschka war das Gedicht Klopstocks indessen von größter Bedeutung und regte ihn an, als Österreicher dasselbe zu versuchen, was ein Ausländer mit weniger Mut wagen konnte. Nie war die Gelegenheit günstiger, mit einem tendenziösen Gedichte gegen das Papsttum hervorzutreten als im Jahre 1782, wo aller Augen auf die Reise des Papstes nach Wien gerichtet waren, die von größter politischer Bedeutung war und demgemäß auch die Federn sämtlicher Parteien in Bewegung setzte. Alle literarischen und zugleich maurerischen Freunde Haschkas, wie Blumauer, Leon, Hegrad und andere hatten sich mit antirömischen Gedichten eingestellt, die aber maßvoll gehalten waren. Haschka wollte indessen in seiner eitlen Vermessenheit alle anderen in der antiklerikalen Haltung übertreffen und schoß so weit über das

[1]) S. „Provinzialnachrichten", Wien, 1782, p. 246; auch unter dem Titel: „Früchte der neuen Preßfreyheit", erster Band, Lpzg. 1783, 8° (Wien. Stadtbibl.) erschienen.

Ziel hinaus. Es scheint zugleich Trotz über den Mißerfolg mit Klopstocks Gedicht bei dem Kaiser gewesen zu sein, denn so klug mußte er doch auch sein, daß dieses sein Gedicht den Kaiser noch unangenehmer berühren mußte als das weitaus duldsamere Klopstocks.

Haschkas Gedicht, betitelt: „Ode an Joseph den Zweyten, gesungen im Ostermonde“ [1]), erschien zuerst im „Deutschen Museum“, Leipzig, 1782, II., p. 4 ff. und ebenda um fünf Strophen vermehrt — die erste Fassung hatte 17 Strophen — auf p. 103 ff. Offenbar waren ihm die Angriffe auf das Papsttum in der ersten Fassung noch zu schwach und man sieht daraus, wie es ihm darum zu tun war, um jeden Preis herauszufordern. Außerdem stand das „Deutsche Museum“ den Freimaurern sehr nahe. Entschieden war das Gedicht auch von dieser Seite her beeinflußt worden. Es gehört zu den stärksten Ausfällen auf das Papsttum. Der ungefähre Ideengang ist, daß Rom stets darauf aus war, Deutschland „mit dem Schwerte“ oder „mit der Flöte“ zu bändigen. Das erstere wies Hermann zurück, aber das zweite gelang dem „neuen Rom“, dem „kleinen Rom“ durch Schlauheit; die kirchliche Macht wurde bald durch die politische ersetzt. Es folgt nun eine ganz unnütze Flut von Beschimpfungen des Papstes, die hauptsächlich in jenen fünf angeklebten Strophen enthalten ist. Man höre nur:

> Da saß auf faulem Winde die windige
> Symbolische Majestät nun, schmückte sich
> Die Mütze, Himmel, Erde, Hölle
> Trotzend, mit dreyfacher Herrschaftskrone.
> Und faßte frech den goldenen Kreuzstab an,
> Schrieb allen Welten seine Gesetze vor,
> Verkaufte Segen und Indulte,
> Wucherte jüdisch mit Sakramenten.

---

[1]) Einzeldruck: „Ode an Joseph II., gesungen im Ostermonde von Haschka. Im Jahre, da Pius VI. in Wien war.“ 1782, 8°, u. „Joseph dem Zweyten zugesungen von Haschka.“ 1782, 8° (mit Varianten, Wien. Stadtbibl.).

Die Schmähungen gipfelten endlich in dieser Strophe:

> Und du wärst statt Christus, der Demuth ganz
> Nur eine Wohlthat lebte, deß Reich nicht war
> Von dieser Welt? Ha! nicht statt Christus,
> Gieriger, blutiger, stolzer Mönch, du!

Nun apostrophierte Haschka den Kaiser, auf dem eingeschlagenen Wege der Reformen zu bleiben und sich nicht hemmen zu lassen. Er bricht in wirklich schwungvolle Worte aus, bei denen man gern die unsinnige Schimpferei vergessen möchte, wie:

> Zerstöre jene müßige Lüge von
> Des großen Täuflings Schenkung, vernichte
> Die Dekretalen, spreng auch unsre
> Ketten, die hiebevor Niederdeutschland
> Selbst abgeschüttelt, beug das entchristliche [1])
> Apostelhaupt, befreye Dein Vaterland.
> Sey ganz, was Du bisher zur Helfte
> Hiessest: sey Römischer, deutscher Kaiser.

Das Gedicht schließt mit einem Vergleich Josefs mit Hermann. Daß es ohne Schwung wäre, läßt sich nicht behaupten. Leider muß auch hier eine tönende Phrase fehlende Gedanken ersetzen, die Tendenz herrscht mit aller Aufdringlichkeit. Als politisches Gedicht war seine Bedeutung für den österreichischen Parnaß sicher von großen Folgen, eine solche Sprache hatte man von einem österreichischen Dichter noch nicht vernommen und bei aller Äußerlichkeit sandte es doch Wurzeln in die österreichische Erde, die nicht mehr auszuheben waren. Schade, daß die Wirkung bei einem so eitlen Charakter wie Haschka nur halb sein konnte. Im „Deutschen Museum" stand das Gedicht sicher an seinem Platz; das genügte Haschka nicht, er wollte mit diesem Gedicht um jeden Preis billige Sensation erregen, darum auch die verstärkte Form. Er dachte sich, entweder Ehren zu

---

[1]) Alte Form für unchristlich.

erwerben, wenngleich die Aufmunterung des Kaisers von seiten des selbstgefälligen Dichters gewiß abgeschmackt genug war, oder, wenn dies mißlang, gar noch eine effektvollere Märtyrerkrone zu erlangen.

So ließ denn Haschka, der sich auch in seiner Heimat mit seinem Radikalismus bewundert sehen wollte, die Ode in Wien wahrscheinlich nur schriftlich der Zensur vorlegen, wo sie aber für Österreich nicht passierte. Der Dichter wurde nun aufdringlicher und dies in einem Zeitpunkt, der zwar seinem Ruhm gelegen war, aber in welchem auch der Kaiser, der mit dem Papst in wichtigen Unterhandlungen stand und ihn als seinen Gast empfing, durch die Freigabe dieses an ihn gerichteten Schmähgedichtes unmöglich mit den Gedanken darin übereinstimmen konnte. Das wäre weder politisch klug, noch menschlich erfreulich gewesen. Er gelangte zu seinem Ziel, ohne solche Schimpfereien gutzuheißen. Haschka [1]) scheint sich nun mit dem Buchdrucker Schönfeld, der zugleich in Wien und Prag seine Pressen hatte, vereint, und, wie Pantalon-Phöbus l. c. p. 60 sagt, trotz des Verbotes zwei Auflagen seines Gedichtes, und „zwar eine in Wien", veranstaltet zu haben. Dieser Ungehorsam, bei dem die Widmung an den Kaiser wie ein Hohn erschien, schien Josef II. nebst der Aufdringlichkeit besonders empört zu haben. Nach den „Briefen üb. d. gegenwärtig. Zustand d. Lit. ꝛc." hätte Schönfeld diese Ode nur in Prag gedruckt und eine Partie davon nach Wien geschickt, worüber bald Lärm wurde. Wahrscheinlich wurde der Kaiser auch von seiten der Geistlichkeit auf das Erscheinen der Ode zu einer wenig gelegenen Zeit, in der man vermitteln sollte, anstatt Mißstimmung

[1]) S. Quellen zu dem folgenden: „Briefe üb. d. gegenwärt. Zustand d. Lit. ꝛc. i. Österr.", 1788, p. 28 ff., Geisler, A. F., „Skizzen aus dem Karakter und Handlungen Josefs d. Zweit.", Halle, 1785, 4. Bd., p. 68 u. 108 f., „Biogr. d. Glaubensfeger" ꝛc., p. 35 f., „Pantalon-Phöbus l. c. an versch. Ort.", J. H. Faber, „Beyträge zu Bruchstücken für Josephs II. Lebensgeschichte". Mainz, 1790, I., p. 245 f.

hervorzurufen, bald aufmerksam gemacht.[1]) Doch scheint Haschka indirekt selbst den Zorn des Kaisers herausgefordert zu haben, indem er den Druck nochmals der Zensurstelle vorlegte, die nun abermals bei dem Kaiser wegen des Druckes anfragte (s. Pantalon 2c., p. 61). In seiner temperamentvollen Weise richtete nun der Kaiser (nach Geisler l. c.) folgendes Handschreiben an den Präsidenten der Polizeibehörde: „Einem sicheren Haschka, Verfasser eines schändlichen Gedichts, so mir zugeeignet worden, ist mein gerechtes Mißfallen über diesen Inhalt, und über die Kühnheit, die er gehabt, mir solches zuzueignen, zu erkennen zu geben. Ich verbiete ihm, etwas von seinen Werken herauszugeben, und verlange, daß der Drucker dieses Stückes nach der Strenge der Gesetze bestraft werde."

Schönfeld bekam nun Angst und beredete Weimar, seinen Faktor, daß er aussagen möchte, er hätte es ohne seines Prinzipals Wissen in Wien gedruckt. Da dieser arm wie eine Kirchenmaus war, so glaubte er, man würde ihn nach dem alten Satz behandeln, wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren. Man verstand aber keinen Spaß und stellte ihm „Gassenkehren oder Bühnestehen oder ein Quartal bei Wasser und Brot" in Aussicht. Nun sah Schönfeld, daß die Sache schief ging, reiste eiligst ab und gab sich als Drucker an, indem er die Strafe von 100 Dukaten erlegte.

Josef II. hatte nur offenkundigen Ungehorsam bestraft, der ihm gerade von einer Seite gezeigt wurde, von der er es am wenigsten erwartete und die durch ihre Aufdringlichkeit seine besten Pläne verdarb. Übrigens stellten sich die Zeit-

---

[1]) S. „Biogr. d. Glaubensseg." l. c. p. 36: „Die ganze Stadt Wien, so weit sie gesittet, und katholisch ist, empörte sich gegen Haschka, der sich erkühnte, eine so lächerliche Ode auszustreuen. Die Verehrer des Papstes, und Vertheidiger der Ehre der österreichischen Nation, die durch diese Ode geschändet worden ist, machten wichtige Anmerkungen hierüber; und übergaben selbe dem Kaiser, mit der Bitte, die Ausgelassenheit dieses so schädlichen, und boshaften Religionsschwärmers, und Beleidigers der kaiserlichen Majestät mit der verdienten Strafe zu bezüchtigen."

genossen, so auch Wekhrlin, der gewiß kein Reaktionär war, in diesem Fall alle auf seine Seite. Es ist daher sehr lächerlich, wenn ein phrasenhafter Liberalismus diese politisch und rechtlich gutzuheißende Handlung gleichsam als Flecken auf des Kaisers Idealgestalt ansehen will, noch lächerlicher, wenn man sie als erfunden und nicht mit des Kaisers Charakter verträglich darstellt.[1]) Wir weisen diesbezüglich auf das Hofdekret vom 21. September 1782 hin und zitiren aus den Akten des Archivs im Ministerium des Innern (IV M_2 in genere, 190 ex 1782): „Übrigens haben Sr. k. k. Maj. über die obigem Protocoll beygelegte zurückfolgende Ode ‚Joseph dem Zweyten zugesungen von Haschka, 1782, 8°‘ in terminis allergdgst. resolviert ad 4 tum ist diese Ode zu verbiethen, und dem Verfasser zu untersagen, bis auf weitere Erlaubniß etwas drucken zu lassen.“[2]) Und am 13. Februar 1784 erst befindet sich im Protokoll für Niederösterreich folgende Eintragung: „Decret an das Bücher-Revisionsamt. Daß dem Haschka wieder erlaubet sey zu schreiben und seine Schriften drucken zu lassen.“ Selbstverständlich bezog sich dieses Verbot nur auf Österreich, denn er schrieb während dieser Zeit zum Beispiel zahlreiche Beiträge für das „Deutsche Museum“.

Mag auch der Kaiser seinerseits scharf vorgegangen

---

[1]) So Wiesner, der in seinen „Denkwürdigkeiten d. österr. Zensur“, 1847, p. 185, den Vorgang entrüstet eine „Erfindung“ nennt. „Auf das merkwürdige Polizeigelüste“, schreibt er, „auch die noch verhüllten Ideen der Zukunft in Beschlag zu nehmen, oder was dasselbe ist, den Schriftstellern das Schreiben zu untersagen, haben erst spätere Zeiten ein Anrecht erworben, der erhabenen Seele eines Josephs kann man ein solches Gelüste nicht zumuthen.“

[2]) Vgl. auch „Protoc. f. Nied.-Österr. i. Arch. d. Min. d. Inn., 1782, Fol. 462. Decret an die Bücher-Censur-Commission. Die in den Protoc. v. 3. Sept. gemachten Vorschläge &c. werden begnemiget und wird derselben zugleich erinnert, daß die von dem Haschka auf Se. Majestät den Kayser gemachte Ode zu verbieten, und dem Haschka bis auf weitere Erlaubniß etwas zu drucken, höchsten Orts verbothen worden sei.“

sein, so ist es doch klar, daß weniger die Ode selbst, „als die Art, mit welcher man sie mit Gewalt aller Welt aufdringen wollte" (Wekhrlin l. c.), bestraft wurde, da ja doch in Wien andere freigeistige Werke ohne Anstand verkauft wurden. Haschka hatte sich natürlich die Gunst des Kaisers endgültig verscherzt, der ihm nur noch schlimmeres gelegentlich zudachte als dieses Verbot, und unter dem nächsten Regenten hatte der Dichter genug zu tun, um den üblen Eindruck dieser Ode zu verwischen. Daß er von klerikalen Schriftstellern gehörig angegriffen wurde, läßt sich denken. Am schärfsten in der „Biogr. d. Glaubensfeger in Oesterreiche", 1783, die kein gutes Haar an ihm ließ, und dann in zwei Oden, betitelt: „Antiphone über die Ostermondsode an Joseph den Zweyten, von Haschka. 1782" [1]) und „Für Haschka über die Ostermonds-Ode an Joseph II.", 1782, 8⁰ (s. S. Brunner, Mysterien d. Aufklärung rc. 1869, p. 110). Doch verurteilten auch freimütige Schriftsteller, wie Wekhrlin, der allerdings mit seinem Pamphlet erst mehrere Jahre später hervortrat (1784), Haschkas Vorgehen bezüglich dieser Ode. Und es ist sicher richtig, daß die geringe Selbstdisziplin dieser Aufklärer oft die besten Pläne des Kaisers, die Vertrauen und Geduld brauchten und nicht unnützen Lärm und einseitige Ausbeutung, zerstörte und Mißtrauen ausstreute. Haschka hatte gleichwohl mit dieser Ode, darin täuschte sich seine Berechnung nicht, weit über die Grenzen Österreichs Aufsehen erregt, eine solche Sprache gegen Rom zu führen, wagte selbst das protestantische Deutschland nicht und selbst die „Allg. Dtsch. Bibl." 1782, Bd. 51, p. 586, schreibt: „. . . sogar Haschka, der auch in Wien schon vergessen war, taucht aus dem Meer der Vergessenheit auf einen Augenblick wieder sein Haupt empor und läßt seinen Namen hören. Mütter und Töchter lassen sich im Metrum und in den

[1]) S. Abdruck in: „Biogr. d. Glaubensfeg.", l. c. Die Ode gipfelt in folgender etwas kühner Behauptung: „Deutschlands Freyheit ruh auf Petrus Felsen sichrer als auf steilen Febronischen Sandeshügeln."

Barden-Mysterien unterrichten."[1]) Daß er in Österreich nun zu den ernsten Hoffnungen zählte, ist selbstverständlich, sowie daß man in gewissen Kreisen das Unrecht nur auf der Seite des Kaisers wähnte. So äußerte sich „Ein Neujahrs-Geschenk für die Herren Wiener Autoren", 1785, p. 18, über Haschka: „Am berühmtesten wurde er durch seine Ode auf den Papst, wegen welcher ihm das Odenmachen untersagt worden, wenn sich anders so etwas einem Autor untersagen läßt."

Hatte nun Haschka sich die „Märtyrerkrone" mit dieser Ode errungen, so trieb ihn nun sein Ehrgeiz weiter, den Kampf gegen Rom zu verfolgen. Er wandte sich im nächsten Jahre wieder im „Deutschen Museum", Leipzig, 1783, II., p. 430 ff., gegen ein vielumstrittenes Objekt der Aufklärungsperiode, gegen das Mönchtum. Hier war nicht leicht ein Fehlgriff zu tun, wenn man nicht gerade persönlich wurde und sich nur an den Stand als solchen hielt. Die Ode „Das Mönchthum im Erndemond 1783" reihte sich den polemischen Schriften der Pezzl, Born, Rautenstrauch, F. X. Huber ꝛc. an, die mehr oder weniger sachlich diesen Gegenstand als Rechts- oder Kulturfrage behandelten. Haschkas Gedicht hat den Vorteil der Kürze, ohne gerade kurzweiliger zu sein, und hält sich nur ganz allgemein an die zeitgemäßen Vorwürfe, die man vom kulturellen Standpunkt aus diesem vielgeschmähten Stande gemacht hat und macht. Wieder nahm Haschka den Mund viel zu voll und brachte sich bei geschmackvollen Menschen um einen zündenden Eindruck schon allein durch die pöbelhafte Sprache und das leere Kraftmeyertum seines Stils. Wenn man seine Oden liest, so denkt man unwillkürlich an jenen Athleten, der Zentnergewichte aus Pappendeckel hebt. Bei seinem erkünstelten Feuer friert man nur; die forcierte Tendenz, die bei Haschka

[1]) Hier wurde eine Beleidigung der kleinen Greiner angefügt, die Nicolai aber in den meisten Exemplaren noch tilgen ließ.

ohne jede feinere satirische Ader auftritt und sich rein an brutale Schlagworte hält, erweckt schließlich nur Mißtrauen; es ist, als ob ein Spitzbub fortwährend: Haltet den Dieb! riefe. Das richtige Maß zu halten, war Haschkas Sache nicht. Nun, da er Freimaurer war, wollte er allen seinen Brüdern zuvorkommen. Er erhitzte sich an der Tendenz seiner Phantasie krankhaft und bekämpfte in einer Zeit, da die Riesen fehlten, Windmühlen als solche. Nur dem Pöbel konnte solches Tun noch behagen und so schrie er sich denn heiser:

Da schwoll dem Ungethiere vor Übermuth
Auf seinen tausend Köpfen der rothe Kamm,
Da fraß es Fleisch, da soff es Wein, da
Schwelgt es in Üppigkeit, Wollust brüllend;

Da sank's in Eiderdaunen und mästete
Mit Fett den glatten Nacken, und schlachtete
Dem Gotte Bauch des Meeres, der Erde
Leckerste Opfer, und stunk für Trägheit;

Und plärte Nachts, betäubet von Schlaf und Rausch,
Den Psalter durch die Nasen, und lächelte
Im Traume Bubenstücken, welche
Wachend es that, und erwachend thun wird; usw.

Und schließlich:

Komm, Herkul! werd' uns endlich geboren, o
Betrif das Mönchthum, schlag es, und raste nicht,
Bis denn herabgestürmt der letzte
Schädel dem Vieh' und sein Blut verbraunt ist!

So sang's ein Exjesuit! Und dadurch glaubte er sich zu rehabilitieren! Wenn es das noch gewesen wäre, aber es war nur die Sucht, in einer Zeit, in der die Tendenz spottwohlfeil die Ideen bestritt, mit Oden im Journalstil zu glänzen. Das war die bescheidene Revolution des Spieß-bürgers, die Äußerlichkeiten dieses Antiklerikalismus mitzu-machen. Zwanzig Jahre später feierte Haschka den starrsten Vertreter des Mönchtums, Migazzi! — Natürlich regte sich

auch jetzt irgendein Dichter, der der „Möncherei“ nahestand und brütete eine ebenso giftige Ode „An Haschka, den Schänder des Mönchthums. Im Heumonde 1783“, 8⁰ (Univ.-Bibl. Wien) [1]), aus. Die beiden ersten Strophen treffen übrigens Haschka nicht übel:

> Jüngst schwärmtest du, Freund Haschka! nun rasest du,
> Wie Sancho's Grauer, endlich enthalftert, und
> Schlägst südwärts aus, und nordwärts; aber
> Schleuderst den Husmorast nur ins Leere.
>
> Was selbst nicht Pansa's Meister für Fräulein von
> Toboso that, wagst für Karoline [2]) du;
> Wirfst dich in rostbefreßne Rüstung, —
> Spornst, und bestehst ihn, den Doppeldrachen. [3])

Haschka hatte mit diesen Tendenzoden trotzdem nicht schlecht spekuliert, in dieser Zeit konnte er sich kaum anders einen Namen machen. Und seine Übertreibungen waren damals vom Parteistandpunkte aus nur willkommen, vielleicht auch gerechtfertigt. Es war freilich ein Eintagsruhm, dessen Lorbeerblätter schon am Abend welk niederhingen. Noch blühten sie ihm, da die kurze Sonne des Josefinismus hoch im Mittag stand, im Lobe mancher kritischer oder Freundesstimme, die von den tönenden Phrasen bestochen war. So erscheint er unter den „Biedermännern“ [4]) der „Österreichischen Biedermannchronik“, 1784, p. 76, die freilich starken Vorschuß auf Rechtlichkeit und Unsterblichkeit verlieh. „Ein Barde Wiens“, heißt es da. „Zwo Oden, die erste: Joseph dem Zweyten, zugesungen im Ostermond,

---

[1]) S. Provinzialnachrichten“, Wien, 1783, p. 1374; vgl. übrigens Alxingers Gedicht an Haschka, betitelt: „Gottes Güte.“

[2]) Karoline Greiner, die Hofrätin.

[3]) In dem Gedicht: „Das Mönchsthum“ heißt es: „Das Mönchsthum, der Doppeldrache.“

[4]) Vgl. auch „Ratschky, Gedichte“. Wien, 1785, p. 198 ff.: „Das Loos des Biedermannes. An Herrn Haschka. Wien im Sommermond 1785.“

1782, und die zweyte: Das Mönchthum, beide voll Feuer und Energie, zogen ihm Feinde und allerley Verdruß zu. Und doch enthalten eben diese Oden, welche Kühnheit und Stärke der Ausdrücke sie auch immer in sich fassen, seine beßte Vertheidigung. Er scheint hievon überzeugt zu seyn, weil er seinen Gegnern zur Zeit, auf alle Ausfälle gegen ihn, noch keine Sylbe geantwortet hat." Sehr warm setzt sich auch Schulze in „Liter. Reise durch Deutschland", 1786, 4. Heft, p. 16 f., für den Dichter ein und nimmt in seinem Lobe nach allen Seiten hin den Mund etwas zu voll. „Die Muse dieses Dichters", schreibt er da, „ist eine Schwester der Klopstockischen, und singt mit ihr in einerley Saitenspiel; aber sie ist wärmer und noch um einen großen Theil populärer als jene. Ihre Losung ist Wahrheit! — Um sie drehen sich noch fast alle ihre Lieder, die mit einer Glut, mit einem Wahrheitseifer, und mit einer Freymüthigkeit durchgeführt sind, daß man dem Herzen des Dichters seine unbeschränkte Achtung und Liebe nicht versagen kann. Seine Ode: Das Mönchthum, ist in ihrer Art eines der schönsten Dichterischen Gemälde, das unsere Literatur aufzuweisen hat, und ich kenne einige Schwestern von ihr, die sie noch übertreffen, die aber wohl nicht öffentlich erscheinen werden, solange es der allgemeine Lauf der Welt ist. Wahrheit und Verläumdung für Töchter eines Vaters zu halten. Wer kann diesem Strom entgegenschwimmen?" Man sieht, wie es Haschka verstand, als Komödiant aufzutreten, sich als Opfer hinzustellen, bei welcher Rolle er nur gewinnen konnte, und wie er heimlich tendenziöse Gedichte unter seinen Anhängern zirkulieren ließ, ähnlich wie Klopstock, der auch nicht recht Farbe bekennen wollte. Noch emphatischer äußert sich Schubart um 1783 seinem Sohne gegenüber über Haschka[1]), von dessen liberalen Äußerlichkeiten er sich so täuschen ließ, als er sie selbst mit innerster Überzeugung als wirklicher Märtyrer

---

[1]) S. Euphorion, 1901, p. 298.

vertrat. Ihm ist Haschka direkt ein Vorbild, was freilich aus der Wesensverwandtschaft der beiden Dichter erklärlich wird. „Haschka ist ein ganz vortrefflicher Dichter; er komt unter allen Klopstocken am nächsten. Er braucht die deutsche Sprache, wie Herkul seine Keule. Der mißt sich an Geist und Kraft alle Minutten mit Deinem Schiller; und an Korektheit, und Wohlklang und tiefer Kenntniß übertrifft er ihn weit. In diesem, in Klopstocks Oden und Messiade, und in Stolberg, studir die reimlosen Silbenmaße" ꝛc." — So verblendet waren selbst nicht alle Landsleute des Dichters, die auch seine geringe literarische Entwicklungsfähigkeit wohl durchschauten und sie nicht mit der jeweilig veränderten Tendenz verwechselten. Nicht unrichtig urteilt daher die Broschüre „Über Wiens Autoren", 1785, p. 42: „Niemand wird ihm Anlagen zum grossen Mann absprechen, — aber die zu frühe Zufriedenheit mit seinen erlangten Kenntnissen und sein Stolz sind schuld, daß H. stille steht." Und Haschkas stilistische Abnormitäten, die ihn so oft einer unfreiwilligen Lächerlichkeit preisgaben, fanden auch ihre Verspottung in „H. Trockendorfer's verlorenen Briefen an einen Landsmann in Sachsen üb. d. Aufklärung in Wien", 1785, p. 87, wo von einer „Außmessung durch Ruthen und Schuhe, deren sich z. B. Herr H** bey Fabrizierung neuer zierlich deutscher Wörter in seinen poetischen Werken zu bedienen pflegt", gesprochen wird.[1]) Daß bezüglich der kirchenfeindlichen Haltung Haschkas sich abfällige Stimmen einstellten, ist selbstverständlich. Ein Herr Kubal erwidert grob in seinem „Spiegel der Biedermannschronik", Freiheitsburg, 1784, p. 10, und noch in einem handschriftlichen wütenden Pamphlet, das von klerikaler Seite auf den Tod des Kaisers erschien, erscheint Haschka unverständlicherweise mit seinem Freund Alxinger in dem Leichenzuge der Aufklärer als einer der Vertreter der Universität hinter dem Sarge des Kaisers.[2])

[1]) Ibid. p. 48 ebenfalls Verspottung.

[2]) S. S. Brunner, Mysterien d. Aufkläiung, 1869, p. 537.

Haschkas poetische Tätigkeit, die nach dem mißglückten Bardendebüt völlig zum Stillstand gekommen war, nahm nun an den Zeitereignissen neue Nahrung auf und trieb rastlos neue Blüten. Das Bardenkostüm wird zum Vorteil allmählich abgelegt [1]) und es tritt eine sichtliche Beeinflussung durch die lateinischen Klassiker ein. Die Bardenfeierlichkeit wird durch eine gewisse Renommisterei ersetzt, die auch sprachlich an den Sturm und Drang erinnern würde, doch scheint er sich stark von den Dichtern des Hainbundes, namentlich von Stolberg, beeinflussen lassen haben. Auch bei diesen stand neben wüsten Kraftausbrüchen der „teutschen Freiheit" gegen die „Tyrannei der Fürsten" und der „Regulbücher" eine anwidernde Süßlichkeit und Sentimentalität wie bei Haschka.[2]) Von der pomphaften Sprache kann er nicht lassen, sie bleibt immer für seine Dichtungen charakteristisch. Hier befleißigt er sich nicht der lateinischen Kürze, doch bessert er sich insofern, als er doch nicht ganz verrückte Wortbildungen anwendet.[3]) Daß er sich in seinen zeitgemäßen Gedichten an ein größeres Publikum wenden und so seinen Stil doch etwas nüchterner gestalten mußte, war nur von Vorteil. Am erfreulichsten wirkt er indessen noch immer, wenn er über der Zeit steht und nur Gedankliches oder

---

[1]) In dem Gedichte: „An Haschka den Schänder des Mönchthums", 1783, heißt es zwar noch: „Pfui deines Eichlaubs! Ernstere Barden aus der Zukunft werden 2c. 2c. einst dein Lied . . . verfluchen."

[2]) Vgl. mit der Ode: Das Mönchtum, etwa den „Stegreifschwank" (Wien. Musenalman. 1781):

Ich sah Pulchrettchen
Im Krankenbettchen.
Ein Märzenveilchen
Im seidnen Blättchen,
Lag im Korsettchen
Das holde Mädchen 2c. 2c.

[3]) Auch der „Deutsche Merkur", Anz. März 1786, wünscht, daß Haschka über seine Dunkelheit, die oft den Genuß seiner nicht gemeinen Schönheiten verdirbt, Herr werden möchte.

Stimmungen bringt (vgl. Wien. Musenalman. 1782, p. 30 f.: „Die Trübsal").

Infolge seiner Unbesonnenheit, die seine Produktion in Österreich eine Zeit hindurch verhinderte, sehen wir ihn wenig in Wiener literarischen Unternehmungen der josefinischen Zeit auftreten. Im Wiener Musenalmanach erscheint er zum erstenmal im Jahre 1781, dann 1782, worauf wegen des Verbotes seiner Produktion eine Pause erfolgte und erst im Jahre 1785 setzt er wieder ein, worauf er im Jahre 1786 zum letztenmal hier seine Stimme erhebt. Er war also kein fleißiger Mitarbeiter, seine Beiträge sind auch nicht besonders erfreulich. Außerdem beteiligte er sich in hervorragender Weise auch an Gemmingens „Magazin der Wissenschaften und Literatur". Wien, 1784—85, wo die beiden später angeblich im Einzeldrucke (?) erschienenen Oden: „Die Wissenschaften", Wien, 1784, 8° (s. Wurzbach) und „Unsere Sprache", Wien, 1784, 8° (s. Wurzbach) zuerst gedruckt worden sind. Die „Wienerische Kronik", 1785, I., p. 49 ff. und 238 ff. fand an diesen beiden Beiträgen Haschkas vieles auszusetzen. Sie nannte ihn einen „Dichter von ungleichem Ton und äußerst komischen Vergleichungen" und tadelt die geschraubte Sprache. „Wenn auch diese Sprache die Sprache unserer Nazion werden sollte, so wetten wir, was ihr wollt, daß Österreichs Gipfel der Aufklärung alsdann der wahre Thurm Babel sein würde, wo die Leute entweder zu Narren oder zu Afterbardensängern geworden seyn müssen."

Weitaus bedeutender waren seine Beiträge in reichsdeutschen Zeitungen und Almanachen. Seine sensationellen Oden im „Deutschen Museum" haben wir bereits kennen gelernt, an welcher Stelle er in den Jahren 1782, 1783 und 1787 auch noch eine Anzahl tendenzloser Gedichte veröffentlichte. Auch der „Deutsche Merkur" nahm einige Kleinigkeiten aus seiner Feder auf. Daß er zum „Göttinger Musenalmanach" (1779—1794) und zum „Musenalmanach", hrsg. v. Voß und Goekingk (1780—1788) verschiedenes beisteuerte,

ist wohl auch selbstverständlich. Er fand also trotz manches Spottes und Tadels Aufnahme bei den ersten literarischen Organen, und so wäre es denn kein Wunder gewesen, wenn er bei so vieler Aufmunterung nicht an eine kleine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte gedacht hätte. Es ist aber bei der bloßen Absicht geblieben.[1])

In dieser Zeit des literarischen Pamphlets und bei Haschkas herausfordernder Manier entging auch er nicht der literarischen Satire, doch wußte er ebenfalls derartige Pfeile zu schleudern. Am schlimmsten wurde er von Wekhrlin in „Pantalon-Phöbus und Haschka eine Diatribe des Verfassers der Chronologen nebst des Barden Lorenz Leopold Haschka Biographie, und den nöthigen Beylagen", Salzbg. u. Lpzg., in Kommission b. A. F. Böhme, 1784, 8⁰, mitgenommen, allerdings mehr eine Zusammenstellung von ungünstigen Kritiken und eine charakteristische Blütenlese von Haschkas stilistischen Entgleisungen und Bocksprüngen, die selbständige Satire ist nicht besonders geistreich. Warum Wekhrlin gerade über Haschka herfiel, ist wenig erklärlich, es wäre denn, daß es eine späte Rache dieses geistreichen Schriftstellers gewesen wäre, der vielleicht bei seiner Anwesenheit in Wien irgendein Rencontre mit Haschka hatte. Daß dieser bei seinem launenhaften und eitlen Charakter seine Mitbrüder in Apoll nicht schonte, ist leicht glaublich und geht auch aus „Pantalon-Phöbus", p. 67 f., hervor, wonach er sich „bey jeder Gelegenheit über den verstorbenen Hartel, über Blumauer, Ratschky, Leon, Zahlheim und Richter lustig machte, besonders schwur er gegen Sonnenfels und Retzer[2]) den unversöhnlichsten Haß und versuchte es durch Briefe, zwischen Klopstock und Denis, wo nicht Feindschaft, wenigstens Kaltsinn hervorzubringen". Über diese hauptsächlich wohl münd-

[1]) S. Pezzl, Skizze v. Wien, 1787, IV., p. 484. „Haschka wird nächstens eine Slg. s. Gedichte herausgeben."

[2]) In d. Wien. Hofbibl. befindet sich ein sehr freundschaftl. Brief Haschkas an Retzer.

lichen literarischen Zänkereien hat sich weiter nichts erhalten, und Haschka hat es auch vorgezogen, nie damit in die Öffentlichkeit zu gehen, sowie er zu allen literarischen Angriffen geschwiegen hat. Nur gegen Nicolai fühlte er sich zu einem solidarischen Vorgehen mit seinen Kompatrioten verpflichtet. Hier konnte er mit einer nationalen Ehrensache zugleich seinen persönlichen Zorn stillen.[1]) Von den vielen Pamphleten, die die durch Nicolais abfällige Kritiken beleidigten österreichischen Schriftsteller ausgaben, ist der: „Aufruf der deutschen Schriftsteller wider Friedrich Nicolai, Buchhändler zu Berlin, angemaster Kunstrichter und nun auch Inquisitor Catholicae Pravitatis durch alle Lande des hl. römischen Reichs deutscher Nation, von Lorenz Leopold Haschka im Windmonden, 1786", gedr. 1787, 8° nur eines. Haschka hatte speziell die literarischen Interessen der österreichischen Schriftsteller[2]) schon in einem Gedicht im „Wien. Musenalman." 1785, p. 7 ff., gegen Nicolai verteidigt, kam aber nun auf die Herabsetzung der österreichischen Kultur von dieser Seite zu sprechen, die die Inferiorität namentlich von der katholischen Religion abhängig machte. Mir ist leider das Gedicht nur durch die Kritik der „Allg. dtsch Bibl.," Bd. 72, p. 304 f., bekannt geworden.[3]) Danach fiel Haschka Nicolai zuerst wegen seiner „Reisebeschreibung", worin die Wiener Kultur so schlimm wegkommt, an und dann wegen der unsinnigen Verdächtigung der österrreichischen Aufklärung, die Nicolai mißtrauisch für ein Werk der Jesuiten hielt, um

[1]) So sprach man in der „Allg. dtsch. Bibl." spöttelnd von dem „Pomp u. der Gravität eines Haschka" und auch sonst geringschätzig, vgl. 51. Bd., p. 586 f.

[2]) Diese Interessen nahm er auch in einem entrüsteten Briefe an den Buchdrucker Trattner wahr, der mit einem unverschämten Ansinnen bezüglich des Nachdruckes an ihn getreten war. (S. „Josephinische Curiosa" Wien, 1848, I., p. 167.)

[3]) Auch in einer mir unzugänglichen Broschüre: „Das Buchhändler-Konzilium zu Razelsdorf in Hungarn." In allen Buchhandlungen Deutschlands, 1787, 8°, wird über dieses Gedicht Haschkas gehandelt.

damit die Protestanten zu gewinnen. Diese lieblose Anteilnahme an Österreichs Aufschwung hat den Preußenhaß nur vermehrt, und wir können es Haschka nicht verargen, wenn er in seiner hitzigen Art singt:

Wie? fällt nicht seine (Nicolais) Hundswuth ganze Länder
Und Völkerschaften an? Ist's Wahrheitseifer,
Was aus dem Rachen ihm auf Österreich, und
Der Österreicher Ausgeburten triefet?

Nicolai wurde durch Haschkas Gedicht „von den gegenwärtigen Besorgnissen wegen der Ausbreitung des Katholizismus" natürlich nicht geheilt, er findet, daß es auch keine merkwürdige Erscheinung sei, „daß sich dieser katholische Dichter des Glaubens des protestantischen Lavaters, Stark's und Garve's (Leute von sehr verschiedener Art) annimmt; und gewiß die einzige in ihrer Art, daß ein Mann die Sache der Glaubensfreyheit zu führen von sich vermuthen lassen will, der mit der unerhörtesten Wuth, welche freylich auch oft das Kennzeichen der Ohnmacht ist, die vernünftigsten Vertheidiger derselben anfällt". Vermutlich hatte Haschka auch protestantische Toleranz verlangt, welche eine nicht minder schwierige Sache wie die katholische war. Die Objektiven kamen eben stets am schlimmsten weg. [1])

Hier sei gleich des Angriffes in den „Xenien" gedacht, wo Schiller in „Xenie 413", betitelt: „Muse zu den Xenien", schreibt:

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze oder ein Band Oden von Haschka heraus.

Vielleicht war Schiller um so strenger, als seine Jugendgedichte sicher mit Haschkas Gedichten wesensverwandte Fehler aufweisen, und Schubart zog ja seinerseits den älteren

[1]) Auf dieses Gedicht bezieht sich wohl auf die Briefstelle Alxingers (s. R. Keil, Wiener Freunde, 1883, p. 52): „Sein Aufruhrsgeschrey, seinen Ausfall auf Nicolai ꝛc. ꝛc. mißbillige ich und mißrieth sie ihm im höchsten Grade, wiewohl vergebens."

Haschka vor, während er in Schiller nur einen jüngeren Nachahmer empfand. Haschka hat auch Schillers Angriff vornehm übersehen [1]), er hatte weitaus ärgere von politischen Schriftstellern, wie wir sehen werden, allerdings bereits überstanden. Übrigens nahm sich seiner Chr. F. Fulda, der anonyme Verfasser der unter dem Titel: „Trogalien zur Verdauung der Xenien, Kochstädt, zu finden in der Speisekammer", 1797, erschienenen Antixenien an und schrieb wohl unsinnig genug:

> Sicherlich hätt' er Dich mit der Klappe verschont, o Haschka,
> Hättest Du Wahrheit nicht unserm Regenten gesagt.

Gerade damals hatte sich Haschka durch seine reaktionäre Liebedienerei sein Ämtlein erworben! Auch die „literarischen Spießruthen" von Daniel Jenisch sagen, Haschka sei der „wienerische Klopstock", so wie Schikaneder „der wienerische Goethe".

Bei der antiklerikalen Tendenz, von der ja die Zeit gänzlich beherrscht wurde und die nur in Österreich erst in so verstärktem Maße durch den „Josefinismus" gefördert, auftrat, konnten die österreichischen Tagesschriftsteller nicht bleiben, ohne einseitig und monoton zu werden. Auf die oft nur frivolen Spötteleien über die Geistlichkeit hörte man kaum mehr hin und der Absatz von dergleichen journalistischen Broschüren begann merklich zu sinken. Diese Tagesschriftsteller begannen nun, wie es in der natürlichen Entwicklung der Presse lag, sich überhaupt in die Politik zu mischen, und dabei stießen sie zuerst an das streng absolute System Josefs II., der nur selbst für das Wohl seiner Untertanen sorgen wollte, aber auch gar keine Einmischung dieser in die

---

[1]) Haschka hat auch später Schillers mit Verehrung gedacht (vgl. R. Keil, Wiener Freunde, p. 82 f.). Hier verteidigt er ihn gegen die Angriffe Kotzebues, meint aber, daß dies die Vergeltung für die abfällige Kritik Bürgers wäre, wegen welcher Haschka ebenfalls Schiller angegriffen hatte. (Vgl. „Magazin f. Kunst u. Lit.", 1795, 3. Bd., p. 1 ff.), wo er Schiller „einen kleinen hämischen Meisterer" nennt.

Staatsgeschäfte duldete. Allen Schriften gegen Rom stand der Kaiser als Taufpate scheinbar zur Seite, als aber diese journalistischen Schriftsteller nun auf andere Tagesfragen, die ja auch die Zensurfreiheit erschließen sollte, übergingen und charakteristischerweise die unklaren Rechtsverhältnisse zuerst angriffen, zeigte sich schnell ein gewisser Widerstand des Kaisers, der bald zu offenen Reibungen führte. Sein ablehnendes Verhalten gegen die Freimaurer verwandelte in kurzer Zeit eben so viele Schmeichler in vorlaute Tadler. Die Gedankenfreiheit, die sich zuerst an Rom versucht hatte, mußte notgedrungen weitergehen; leider war die Form, in der das geschah, infolge eines gewinnsüchtigen Journalismus, und da man auch früher nur mit dem gröbsten Geschütz feuerte, unerquicklich genug. Die antirömischen Pamphletisten Fr. X. Huber, Steinsberg, Richter, Fezer und andere wurden im Handumdrehen zu Pamphletisten gegen den Kaiser, und zwar die bösartigsten. Das Geschäft ging zu gut. Bald war der Kaiser nur mehr ein Tyrann, woran auch, wie wir bereits sahen, die Freimaurer nicht geringen Anteil hatten.

Haschka kokettierte mit dieser neuen Zeitströmung, die zu den Rechten des Volkes führen sollte und bis zur revolutionären Auflehnung ging, bald ebenso wie früher mit der Los von Rom-Bewegung. Wurde er bei der letzteren wohl hauptsächlich von einer großen Zeitwelle mit fortgerissen, so wirkten bei seiner Rolle als „Republikaner" Faktoren eines differenzierteren Ursprunges mit. Daß ihn persönliche Motive zu einem solchen Auftreten mitbewogen, ist aus dem Mißerfolg bei seinem Fürsten erklärlich. Ebenso stark bestimmend war aber ein literarisches Moment, sein Anschluß an die Bardenmanier, wo er bereits in dem dithyrambischen Freiheitsgebaren der Stolberg ein gegebenes Vorbild hatte.[1]) Den Stolbergs stand Haschka nicht umsonst später persönlich

[1]) Auch die Freundschaft Alxingers, der sich gleich Haschka in Ausfällen auf Fürsten 2c. gefiel, dürfte von Einfluß gewesen sein (s. sp.).

nahe,[1]) wie er sich literarisch von ihrer bardisch-revolutionären Maske und ihrem Tyrannenmordgeschrei[2]) gefangen nehmen ließ. Aber wie Goethe mit Recht den übertriebenen Republikanismus der Stolbergs durchschaute und im Hintergrunde derselben „ihre Ahnenreihe sich in mancherlei Weise hin und her bewegen“ sah, so kam auch bei Haschka schließlich nur der Exjesuit zum Vorschein, der ja mit Fürstenmord genug vertraut war und gar nicht aus der Rolle zu fallen brauchte. Schließlich trat noch die zersetzende Tätigkeit der Freimaurerei in Erscheinung, die künstlich das Mißtrauen gegen den Kaiser nährte und sich ihres Mitgliedes dabei bediente, dessen Eitelkeit die Beteiligung an dieser Revolution nur schmeichelte. Es war darauf angelegt, daß diese ursprünglich literarischen Umtriebe ihre soziale Resonanz bei einem größeren Publikum finden sollten, und bei des Kaisers Tod war auch eine schlimme Saat im Aufgehen, an der die extremsten Gegner, Klerikalismus und Freimaurerei, gleichen Anteil hatten.

Schon im „Wien. Musenalm.“, 1781, p. 86 ff., in „Zuruf an Deutschlands Künstler“, im Herbstmond 1781, droht Haschka mit seiner Kunst dem Fürsten:

Sie mag schildern einst die Geschicht, in ihre
Thaten den Kiel tauchend, schildern mit Blut'
Und Thränen den gräßlichen Kopf
Des Erobrers, des Tyrannen!

Ausgebildeter erscheint dieser Tyrannenhaß, der indessen nur einem Zorn über die geringe Würdigung der deutschen Kunst durch die Fürsten entspringt, in einem Gedicht „Zuruf an Deutschlands Dichter“,[3]) worin er von „Mordkünstlern und schlechten Regenten“ spricht und

Der Ketten und Peitschengelös
Und das Brüllen der Gepeitschten
Ist diesem Landesvater allein Musik.

---

[1]) S. R. Keil, „Wiener Freunde“, p. 75 und 99, wo er auch Stolbergs reaktionäre Schritte verteidigt.

[2]) Die Mutter Goethes wollte ihnen nur Tyrannenblut kredenzen.

[3]) S. „Musenalm.“ v. Voß u. Göckingh., 1787.

Aber mit voller Wucht trifft er, während er sich früher nur von ästhetischer Seite an die „Barbaren" gewagt hatte, nun wirklich den rückständigen Punkt der damaligen Regierungen, den Absolutismus. In der Ode „Die Könige" stellte er sich der weltlichen Macht so vehement gegenüber, wie der kirchlichen seiner Zeit. So singt er:

Gut ist keiner. Doch ist der minder Böse
Von den Königen der, den seines Volkes
Majestät bei der Krone
Faßt und unters Gesetzbuch beugt.

So der Angel, darum aus Königischen
Auch der Glücklichste. Du, sein älterer Bruder,
Theotiske, nun weißt Du's,
Habe glücklich zu werden Muth.

Man glaubt das Brausen der Marseillaise und den schauerlichen Fall der Guillotine in diesen Versen zu hören, die lang vor dem Ausbruch der französischen Revolution nicht von einem Franzosen, sondern von einem Österreicher, und zwar von dem Dichter der — österreichischen Volkshymne geschrieben wurden. Es kann keine größere Inkonsequenz geben, indessen folgerichtig in diesen Versen der Keim zu Hebenstreits Eipeldauerliede lag:

Drum schlagt's d' Hundsleut (Aristokraten) tot,
Nit langsam, wie die Franzosen;
Sonst machen's Enk no tausend Noth,
S' ist nimmer auf sie z'losen.

Freilich büßte Hebenstreit dafür auf dem Galgen, ihm wurde nicht Zeit gelassen, sich auf seinen Patriotismus vorzubereiten. Allerdings entging auch Haschka diesmal nur durch Zufall dem Zorn des Kaisers, der im Punkte des Absolutismus keinen Spaß verstand, denn folgende interessante Mitteilung über die Aufnahme dieser revolutionären Ode von seiten des Kaisers entnehmen wir den Memoiren Lorenzo da Pontes. [1])

---

[1]) Stuttg., Frankh, 1847, 1.—3. Bdch., p. 143 f.

„Die zweite Handlung (des Kaisers)“, schreibt da Ponte, „welche ich nun erzählen werde, ist weder weniger edel, noch weniger interessant als die vorige. Ein deutscher Dichter, der seines seltenen großen Talentes wegen bei dem Kaiser sehr beliebt war, von welchem er auch schon oft die deutlichsten und ausgezeichnetsten Beweise seiner großmüthigen Gunst erhalten hatte, wurde von einem mehr als poetischen Einfall hingerissen, den er nicht zu bezähmen wußte, eine Ode zu schreiben und zu veröffentlichen, die so anfing:

Kann ein König auch gut sein?

Der Rest dieser Ode entsprach vollkommen dem Anfang. Kaum war diese Ode erschienen, so gab es manche, die sie sogleich dem Kaiser mit allen Beisätzen und Anhängseln überreichten, welche man bei dergleichen Gelegenheiten zu machen pflegt. Der Kaiser Josef las sie, und die Undankbarkeit (?) dieses Poeten mißfiel ihm so sehr, daß er ihn von Wien fortschickte und nach Temesvar verbannte. Als er mich einige Tage nachher fragte, ob ich diese Ode gelesen habe und was ich darüber sage, erwiderte ich, daß ich sie gelesen habe und sehr schön finde. ‚Sehr schön?‘ erwiderte er. ‚Ja, Euer Majestät, es ist ja die leichteste Sache, ihm zu beweisen, daß ein König gut sein kann.‘ ‚Wie?‘ — ‚Wie, wenn man ihm verzeiht.‘ — ‚Sie haben Recht‘, erwiderte er mit großer Lebhaftigkeit, ging schnell an seinen Schreibtisch, schrieb dem Polizeidirektor (wenn ich nicht fehle, dem Grafen Saur [an]), ein Billet, indem er ihm befahl, den Dichter zurückzurufen und ihm zu sagen, daß der Kaiser ihm verzeihe. Er schickte ihm dann zweihundert Dukaten, wollte ihn jedoch nie wieder sehen.“ [1])

---

[1]) Wir können für diese Behauptungen keine aktenmäßigen Beweise erbringen; indessen, wenn auch da Ponte mit dem Verhältnis, das zwischen dem Kaiser und dem Dichter herrschte, nicht vertraut erscheint und wir auch sonst bei anderen Zeitgenossen über diese Angelegenheit, die doch so sensationell gewesen wäre wie die frühere anläßlich der Ode

Haschka gegenüber war die Güte des Kaisers, der sich stets selbst unerbittlich, aber meist zu spät verbesserte, übel angebracht In dem „Journal für Literatur und Völkerkunde", von Archenholz herausgegeben, veröffentlichte er in den Jahrgängen 1788 und 1789 noch eine Anzahl derartiger revolutionärer Gedichte, um sich freilich damit nur lächerlich zu machen. Selbst bei liberal genug denkenden Schriftstellern fand dieser Don Quichotte des Republikanismus damit keinen besonderen Anklang.[1]) Die Zukunft sollte ihre Bedenken rechtfertigen. Haschkas Tyrannenhaß nahm so lange zu, bis ihm selbst dabei ängstlich zu werden schien und er Archenholz plötzlich dringend bat, „die noch übrigen, auch für das Journal ‚Literatur- und Völkerkunde' eingesandten hochbrausenden Manuskript-Oden ja nicht abdrucken zu lassen, sondern zurückzulegen", welches auch sofort geschah.[2]) Diese Einschwenkung geschah offenbar kurz nach dem Tode Josefs II., wo er den Gang der Dinge abwarten wollte, um sich dann abermals dem neuen Regierungssystem in die Arme zu werfen. Diesesmal sollte es ihm besser glücken.

Vielleicht weniger durch die Drohungen des Kaisers eingeschüchtert, als durch den allgemeinen österreichischen

---

an den Kaiser, bis jetzt merkwürdigerweise nichts gefunden haben, so können wir doch da Ponte, der gar keinen besonderen Zweck damit verfolgen konnte, eine so unbedeutende und gerade diese spezielle Angelegenheit fast nach einem halben Jahrhundert wieder aufzuwärmen, doch im allgemeinen Glauben schenken. Nur dürfte die Verbannung vielleicht noch nicht beschlossene Sache gewesen sein, so daß selbst der Dichter nichts erfuhr oder erst nachträglich und dann still schwieg. So wird es auch erklärlich, daß da Ponte die einzige Quelle ist, denn mit den Archivalien dieser Zeit wurde grausam verfahren.

[1]) S. „Wielands Deutscher Merkur", 1787, III., p. CVIII. f., wo Alxinger getadelt wird, „daß er von seinem schon bekannten Tyrannenhasse sich einigemal zu unanständigen und keiner Entschuldigung fähigen Anzüglichkeiten gegen die Könige und Fürsten überhaupt hinreißen lassen. Oder sollte außer seinem Freunde Haschka wohl irgendein gesund denkender Mensch solche Stellen billigen können?"

[2]) S. „Annalen der leidenden Menschheit", 1797, 4. Hft., p. 322 ff.

Partikularismus bewogen, zeigte er seinen Patriotismus wenigstens im Türkenkriege. Doch fallen zwei dieser Gedichte: „Laudon.“ Wien, 1790, 4. Bl. 8° [1]) und: „Auf den Friedensschluß zu Szisztow“ („Warum, du gutes Volk“ ꝛc.), Wien, im Sept. 1791, 8° [2]), schon in die leopoldinische Zeit, wo er bereits einlenkte, und nur die „Ode nach der Eroberung Belgrads“, Wien, 1789, 4° [3]), erschien noch unter Josef II. Ein Beweis, wie sehr er dennoch verschiedenen Zeitgenossen Sand in die Augen streute, trotzdem er von einem Extrem in das andere fiel, ist das Lob, das ihm um diese Zeit im „Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon“, 1793, p. 54, zuteil wird, wo es von ihm heißt: „Einer unserer vorzüglichsten Dichter, dessen Lieblingsgesang die Ode ist, in welcher Gattung er sich durch Kühnheit, Stärke und Enthusiasmus auszeichnet. Schon vor mehr als zehen Jahren zogen ihm die Oden: Das Mönchthum und Joseph dem Zweiten zugesungen ꝛc. ihrer kühnen Ausdrücke wegen, viele Verdrießlichkeiten zu; gleichwohl waren diese Ausdrücke in seinen folgenden Liedern nicht gemäßigter. Ein Beweiß, wenigstens bei einem Mann seines Karakters, daß er gleich bey den ersten die böse Absicht nicht hatte, die ihm seine Feinde zumutheten. Seine Ode: An Jordan und Greil [4]) und die Könige sind vielleicht seine vornehmsten Stücke. Dieser Dichter ist ein beständiger Mitarbeiter am poetischen Almanache und der Einzige aus unsern neuern Dichtern, der sich allein der erhabenen Poesie widmet.“

Der Regierungsantritt Leopolds II., eines später vielfach ungerecht behandelten Monarchen, wurde nicht allein von Haschka, sondern auch von den übrigen österreichischen Schriftstellern mit Jubel begrüßt. Josef II. hatte mit der

---

[1]) S. Abdruck: Janko, Laudon im Gedicht. Wien, 1881, p. 120 ff.

[2]) S. „Wiener Ztg.“ 1791, p. 2761.

[3]) In d. Wien. Univ.-Bibl. u. s. Abdruck b. Janko, Laudon ꝛc., p. 80 ff.

[4]) Es ist mir nicht bekannt, ob davon ein Einzeldruck existiert.

Zensurfreiheit allein nicht ihre Hoffnungen erfüllt, man sehnte sich nach einem Mäcen, nach einem Förderer der schönen Künste und Wissenschaften. In dieser Hinsicht nahte sich ihm auch Haschka, der stets auf seinen Vorteil bedacht war. In der Ode: „Am Huldigungstage den 6.ten Aprill, 1790", Wien, Kurzböck, 1790, 4⁰ (Wiener Stadtbibl.), mißhandelte er bereits den toten Kaiser, an den er sich einst mit so widerlicher Schmeichelei wandte. So sang er:

> Zwar ward seit grauen Säclen kein Reich so schwer,
> Wie dieses, angetreten: von außen her
> Beneidet und gedrängt: von innen
> Also zerrüttet und aufgerührt!

Das war kein Lobspruch für den Abschluß der josefinischen Ära. Doch gebärdete er sich wenigstens noch im josefinischen Sinne, wenn er den Monarchen beschwor, das Reich

> ... vor aller Gewalt und List
> Der Pfaffenwuth, der Afterfinanzerey,
> Des Judenwuchers, Adeldruckes ꝛc.

zu schirmen. Schon in der nächsten Ode: „Dem Kaiser, als Er den 20. November, 1790 von der Krönungsstadt zurückkam, und seinen feyerlichen Einzug in die Residenz hielt, gesungen von L. L. Haschka", Wien, b. J. v. Kurzbeck, 1790, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.), sprach er vom höchst persönlichen Standpunkte aus, wenn er die Unruhen in Frankreich von der Vernachlässigung der Kunst und Wissenschaft durch die Regierung abhängig machte.

> Doch als die späteren Wächter der Lilie
> Die Völker durch Spione, Schweizer,
> Haftbriefe, Kerker und Blutgerüste
> Zu unterjochen meinten, und selbst genug
> Der Pierinnen Priester verachteten;
> Erreizten sie die Männer, diese
> Zürnten und schrieben ꝛc. ꝛc.

Erst dann?! Widerlicher kann sich kein Charakter selbst enthüllen als in diesen Versen. Haschka war das leuchtende Vorbild dieser „erreitzten Männer", die zürnten und schrieben, wenn das Geld ausblieb. Wenn es aber nicht ausgeblieben wäre, dann hätten diese „erreitzten Männer" ruhig zu den Spionen und Haftbriefen geschwiegen. So verstand Haschka die literarische Ehre, denn einen anderen Schluß kann man wohl aus diesen Versen nicht ziehen. Der Dichter, der zuerst also versteckt wie der erstbeste Revolverjournalist drohte, ließ aber schließlich nur seine frommen Wünsche hervorleuchten:

> Ha Kaiser! voll der herrlichsten Trauben hängt
> Des deutschen Geistes Rebe! wo gleichet ihr
> Ein fremd Gewächs? Und dennoch, dennoch
> Hat sie kein König erwärmt, geträuket!
>
> Du willst mit Thau und Sonne sie pflegen —
> Gedeih, vermehr dich, Rebe des deutschen Geists,
> Und reife Leopold den Nektar,
> Der ihn, doch spät, zum Olymp entzücke.

Doch erfüllten sich Haschkas Hoffnungen nicht; nur zu bald mußte er eine Klage: „Bey dem Todesfalle Leopold des Gütigen, gesungen von L. L. Haschka." Wien, Kurzbeck, 1792, 8° (Wien. Stadtbibl.), anstimmen. Wenn wir indessen einer sonst trefflichen Quelle, die allerdings einem über die Zeitverhältnisse wohlinformierten Manne entstammen muß, Vertrauen schenken[1]), so dürfte Haschka unter diesem Monarchen auf dem besten Wege gewesen sein, sich eine von

[1]) S. „Beytrag zur Charakteristik und Regierungs-Geschichte der Kaiser Josephs II., Leopolds II. und Franz II." Paris, p. 112 f. — Der Verfasser dieses anonymen Werkes ist vielleicht der radikale Schriftsteller Aug. Germ. Horix gewesen, denn merkwürdigerweise beginnt der von Horix und Frz. X. Huber herausgegebene „Österr. Morgenbote", 1809, mit einem Wiederabdruck dieses in Österreich streng verboten gewesenen Werkes. Aus ihm schöpfte auch der Verfasser des konfusen Romans: „Die Jakobiner in Wien." Lpzg. 1848, wo Haschka als Romanfigur auftritt; s. p. 19 f., 180 ff., 251.

äußeren Glücksumständen unabhängigere Stellung, als er sie als Schriftsteller einnahm, zu erwerben. Dieser „Beytrag" l. c. schildert Haschka äußerst ungünstig, sagt unter anderem, daß ihn die meisten, welche ihn genau kannten, seines unmoralischen Charakters wegen fürchteten oder verabscheuten und behauptet schließlich folgendes: „Als Leopold den Thron bestieg, suchte er (Haschka) seine zerrütteten Glücksumstände dadurch zu verbessern, daß er die Partey der Aufklärung verließ, zur Fahne des Obscurantismus schwor, und sich als Spion von der geheimen Polizey besolden ließ." — Dieselbe Quelle stellt ihn dann im Bunde mit L. A. Hoffmann, Hofstätter und Watteroth dar, welche „vier Männer um die Wette arbeiteten, die Aufklärung auf immer zu verbannen, und jeden vernünftigen Mann, der nicht die Hände zu ihrem Bunde biethen wollte, das Reich der Finsterniß zu verbreiten, so viel als möglich zu verfolgen." [1])

Es ist richtig, daß unter Leopold II. die Reaktion einsetzte, jedoch nicht in dem Maße, daß sie unerträglich gewesen wäre. Am unangenehmsten machte sich die geheime Polizei geltend, die der durch das Umsichgreifen der französischen Revolution beängstigte Monarch nun noch mehr benutzte als in Italien. Haschka kostete es allerdings eine leichte Überwindung, von einem Extrem in das andere überzugehen, doch sehen wir ihn z. B. nicht als Mitarbeiter an der berüchtigten „Wiener Zeitschrift" (1792—1793) beteiligt, die sein Freund Alxinger in dem Pamphlet: „Anti-Hoffmann", 1792 so heftig bekämpfte. Wohl hielt ihn noch eine letzte Scham vor seinem Freunde ab, der im Jahre 1788 von ihm schrieb: „Haschka liebe und schätze ich unendlich; er verdient es durch sein Herz, seinen Geist und seine Gelehrsamkeit." [2]) Auch bezeugt der zitierte Brief von 1792 an Alxinger, daß um diese Zeit ihre Freundschaft noch nicht

[1]) Aktenmäßige Beweise dafür ließen sich nicht finden. Im Haus-, Hof- und Staatsarchiv ist nichts über Haschka.

[2]) S. R. Keil, Wiener Freunde, 1881, p. 52.

erkaltet war, was wohl sonst der Fall gewesen wäre, wenn Haschka der Reaktion gedient hätte. Doch ist es immmerhin möglich, daß der Dichter, der ja in dieser Zeit auch Freimaurer gewesen zu sein scheint (s. fr.), seine Umgebung damals schon getäuscht hat. Man konnte über ihn noch immer ein Urteil wie folgendes hören: „Haschkas Oden und und Gedichte zeichnen sich durch kühne gewagte Ausdrücke und durch einen starken erschütternden Ton aus; sie sind zwar oft dunkel und schwulstig, verraten aber doch deutschen Mut, Liebe zur Tugend und Haß gegen jede Art des Despotismus: die ungerechten Anmaßungen des Pergamentadels und der Geistlichkeit hat dieser Dichter enthüllt und seine in verschiedenen Journalen zerstreuten Gedichte verdienen in jeder Rücksicht eine Sammlung, weil sie sein Zeitalter, ja selbst den Charakter der Wiener getreu und richtig zeichnen.“[1])

Haschkas Lebenslage scheint erst nach dem Hingang Leopolds II., der fast zugleich mit dem Tode der Mutter des Dichters erfolgte, prekär geworden zu sein. Theresia Haschka starb am 16. März 1792 und ihre ganzen Habseligkeiten hatten nur einen Wert von 316 fl. 33 kr. So wenig war von dem Vermögen ihres Mannes geblieben.[2]) Der Dichter wohnte bei ihr und da er in den Akten „ohne Kondition“ erscheint, so bestritt sie von ihrer Pension wohl auch zum Teil seinen Unterhalt. Nun war er auf sich selbst angewiesen, vielleicht verlor er um diese Zeit auch das ihm von Alxinger geschenkte Geld[3]), ebenso trat um diese Zeit, wie wir aus dem erwähnten Brief an Alxinger von 1792 erfahren, eine Spannung mit der Familie Greiner ein, dazu mag noch ein gewisses Mißtrauen gekommen sein, das ihm seine Freunde entgegenbrachten, so daß er sicher mit Unbe-

[1]) Vertraute Briefe zur Charakteristik v. Wien. Görlitz, 1793, I., p. 191 f.

[2]) S. Verlassenschaftsakten i. Wien. Land.-Ger. i. Zivilsach. 1234 ex 1792.

[3]) S. der zit. „Beytrag zur Charakteristik u. Reg. Gesch. d. Kais. Josephs 2c.“, der diesen Verlust bereits erzählt, erschien 1798.

hagen an die Zukunft denken mochte, die er auf wenig verläßliche Stützen aufgebaut hatte. Da ihm nun daran liegen mußte, eine sichere Stellung zu erlangen, so mußte er sich abermals auf die Seite der Regierung stellen, was er aber diesmal mit weit größerer Vorsicht tat, indem er abwartete, in welcher gebilligten Weise er auftreten konnte. Sein bereits stark ausgesprochener österreichischer Partikularismus kam ihm zu Hilfe, um sich jetzt als Patriot gebärden zu können und aus dem „Revolutionär" wurde der eifrigste Bekämpfer der französischen Revolution, der schleunigst seine noch ungedruckten kompromittierenden Gedichte zurückverlangte (s. fr.). Die österreichische Regierung bemühte sich um jeden Preis, die politisch so gleichgültigen Untertanen in die wütendsten Gegner der „Jakobiner" zu verwandeln, und war zu diesem Zweck um kein, selbst verwerfliches Mittel verlegen, wie ja die zum Teil wohl mühselig konstruierte Jakobinerverschwörung beweist. Haschka, dem jede Übertreibung gelegen kam, war auch hier wieder im richtigen Fahrwasser.

Auch diesmal entgleiste der Dichter mehrmals, obwohl man seine literarischen Fähigkeiten ausgiebig benutzte, um patriotische Stimmung hervorzurufen und die Revolution in Frankreich als verabscheuungswert hinzustellen. Gleich das erste Gedicht: „Österreichs Gesang am Huldigungstag, 1792", wurde verboten.[1]) Da es sich leider nicht erhalten hat, so ist der Grund (wahrscheinlich: Übertreibung) nicht zu ersehen. Nunmehr wandte er sich ernstlich gegen die Franzosen. In „Verwünschungen, den Franzosen". Gesungen v. L. L. Haschka im Febr. 1793. Wien, Kurzböck, 1793, 8° (Wien. Stadtbibl.)[2]) wandte er sich gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI.,

[1]) S. Protok. f. Nied. Österr. i. Arch. d. Minist. d. Inn. v. 19. Mai 1792. Haschka L. L. bittet ihm zu sagen, warum sein Gedicht: Österreichs Gesang 2c." nicht zugelassen wurde. — Abgewiesen. — Das Gedicht dürfte kaum gedruckt worden sein, es ist jedenfalls verschollen.

[2]) S. André, Sendschreiben üb. d. Literaturwesen, Wien, 1795, p. 160: Lob u. Sensation dieser Ode.

um schließlich nach alter Art in die lächerlichsten Prahlereien und Übertreibungen zu fallen, so wenn er prophezeit, daß alle jene Franzosen, die dem Schwerte entrinnen, in alle Zonen zerstreut werden sollen. Bekanntlich kam es anders, und Haschka hatte ein ziemlich schlechtes Gedächtnis, denn an seine Ode über die Könige erinnerte er sich nun nicht mehr. Gleichzeitig macht er in einer Anmerkung zu dieser Ode bereits Reklame für das reaktionäre, von der Regierung begünstigte „Magazin der Kunst und Literatur“, „wohin ich auch“, wie er schreibt, „von Zeit zu Zeit andere Gedichte über das französische Unwesen zu geben, Willens bin“. Gleichzeitig machte er nun den Tyrtäus der österreichischen Armee in den folgenden Koalitionskriegen wie in: „Blutrache über die Franzosen“, gerufen von L. L. Haschka, im Nov. 1793. Wien, b. Chr. Fr. Wappler, 8⁰ (Wien. Hofbibl.), wo er das Heer zur Vergeltung auffordert:

> Hier thuet, hier, wo eure Erzherzoginn
> Gefallen ist, den letzten Franzosen ab!
> Salz dann auf die verwünschte Stätte,
> Dann dem Vergelter ein neues Loblied!

In demselben Jahre begrüßte er die Geburt des Thronfolgers in „Ferdinando, dem neugebornen Erzherzoge von Österreich, den 19. Aprill 1793“. Gesungen von L. L. Haschka. Wien, mit von Kurzbeckischen Schriften, 1793, 8⁰ (b. H. v. Portheim). Schließlich appelliert er in einer ziemlich banalen Ode: „Auf die Haupt- und Residenz-Stadt Wien in Österreich“, Gesungen v. L. L. Haschka im Junius 1793. Wien, b. Chr. Fr. Wappler, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.), an die Freigebigkeit der Wiener Bürger anläßlich der freiwilligen Kriegsbeisteuer. Er behauptet:

> Kein leiser Wink des Hofs, kein Ruf
> Der Feder oder Zunge sprach um Hülfe
> Der Bürger Seckel an . . .[1])

---

[1]) Der zitierte „Beytrag ꝛc.“ (p. 333) u. andere Quellen behaupten indessen das Gegenteil.

Sein Hauptaugenmerk richtete Haschka nun auf das von dem Exjesuiten Hofstätter gegründete „Magazin für Kunst und Literatur", Wien, 1793 - 97, wo seine poetische Tätigkeit einen neuen, allerdings nicht erfreulichen Aufschwung nehmen sollte. Das „Magazin für Kunst und Literatur" war im Anschluß an die denunziatorische „Wiener Zeitschrift" (1792—93) erschienen, die aber die österreichische Regierung zu sehr kompromittiert hatte. Die Tendenz des „Magazins" war eine ähnliche, es sollte alle Mittel zur Reaktion befürworten, jedoch in versteckter Weise, da es zugleich ein vornehmes literarisches Organ darstellen sollte. Im „Magazin" sollte ein Gegengift für die zahlreichen Zeitschriften und Broschüren revolutionärer Tendenz gegeben werden, das sich aber bald wenig populär zeigte. Da erwies sich schließlich H. Richter mit seinen „Eipeldauerbriefen", die den Ton des Volkes trafen, weitaus zündender und diese ließen sich auch mit größerem Erfolge zu patriotischen Zwecken von der Regierung ausbeuten, ohne daß man allgemein die Absicht merkte. Wie unvolkstümlich, in ihrem schwerfälligen metrischen Gebaren gar nicht packend wirken dagegen diese Oden von Haschka, die in ihren Anmerkungen einen unnutzen Ballast von antiquarischer und historischer Belesenheit mitschleppen! Und mit dem Prunk der Sprache stimmen die journalistischen Absichten der Tendenz und der Anmerkungen gar nicht überein. Dem Gedicht „Der Funke" [1]) sind nicht weniger als 16 Seiten historisch-politische Anmerkungen beigegeben, indem unter anderem mit Bezugnahme auf Burke und Girtanner von den Propagandisten, welche die ganze Menschheit aufwiegeln wollen, behauptet wird, daß sie 20 Millionen Livres bares Geld hätten! In einem Gedicht „Lamballe" [2]) sind von 41 (!) Seiten 21 (!) Seiten Anmerkungen. Daß solche Oden bei den Wienern nicht viel Anklang fanden, läßt sich denken.

[1]) S. Magaz. f. Kunst u. Lit. 1793, 2. Bd., p. 65 ff.

[2]) S. Magaz. f. Kunst u. Lit. 1794, 1. Bd., p. 101 ff.

Frostig schielt der Wiener nach ihnen und gähnt und liest: Ode.
Gähnt und leget sie weg (Denis).

Mit diesen rein politischen Oden nahm auch Haschka von dem Bardenstil Abschied, um sich altklassischen Mustern zu nähern. Von seinen alten Fehlern, dem überladenen Stil, gelegentlich gesuchten Worten kam er überhaupt nicht los, nur ganz selten wird er schlicht und ungekünstelt. Und wie immer, so gefiel er sich in der Tendenz nur im äußersten Radikalismus. Getreulich folgte er diesmal den Weisungen der Regierung, um sich allem Fortschritt in den Weg zu stellen. Durch die Mitarbeiterschaft an dem „Magazin" machte er sich erst dauernd bekannt und — berüchtigt. Gerade sein Afterpatriotismus zeitigte ein österreichisches Nationalheiligtum: „Die Volkshymne", mit und neben der er freilich seine Vergangenheit vollkommen und oft in schimpflicher Weise verleugnete, so wenn er, der oft genug revolutionäre Gedanken ausgesprochen hatte, nun in einem Gedicht: „Der Aufklärer" [1]) sein eigenes Bild als schlechtes Beispiel aufstellt. Da heißt es mit Bezug auf Hebenstreit:

Dein Bild, o Bösewicht! der du, wenn dich das Auge
Der ernsten Nemesis durchdringt,
Den Grenzen deiner Heimat zag entzitterst;
Nacht vor und hinter dir,
Bey deinen weitverschwornen Thron- und Altar-Stürmern,
Ein angemaßter Märterer,
Herumwallst, und mit deinem Ingrimm ihren
Nur kaum gedämpften, Groll
Auf alles, was Religion, was Herrschaft, Ordnung
Gesetz und Unterwerfung heißt,
Von neuem weckst, entzündest und die Flammen
Im Vaterland verbreitest.

Und wenn es in der Ode „Der Funke" heißt:

Der Funke hat gezündet, Europa brennt;
Es brennt zu Land und Wasser, auf Höhen und
In Tiefen brennt es; Throne, Kirchen,
Reiche zerfallen in Loderasche,

[1]) S. Mag. f. K. u. L., 1795, 1. Bd., p. 215 ff.

so hat er redlich dazu beigetragen, diesen Funken anzufachen, indessen nicht zur milden leuchtenden und wärmenden Flamme, sondern zum rasenden, zerstörenden Element. Nun wollte er freilich diese seine eigene Spur verwischen, auf die ihn aber seine Gegner immer wieder zurückführten. Die Machthaber wußte er indessen von seiner Reue zu überzeugen. Gewiß könnte man ihm keinen Vorwurf machen, wenn er seinen Patriotismus in dieser Zeit stärker betätigt hätte, wenn er sich mit rühmenden Oden auf die Opferwilligkeit der Bürger, auf das siegreiche Heer rc. begnügt hätte, auch eine maßvolle ablehnende Haltung gegenüber den Ausschreitungen der Revolution hätte niemand getadelt. Daß er aber wie immer ganz blind für eine gerechte Verteilung von Schatten und Licht war, daß er unter Patriotismus nur eine wüste Denunziation derjenigen verstand, die ihre gerechten Bedenken gegen den neuen Geistesdruck in Österreich hegten und durch die Lobpreisung [1]) der Tendenz des „Magazins" alle jungen geistigen Errungenschaften, an deren Durchsetzung er ja äußerlich mitgekämpft hatte, wieder der schlimmsten Reaktion preisgab, die schlechtweg jede freie Meinung als „Jakobinertum" brandmarkte, das hat ihn der verdienten Verachtung seiner Zeit überliefert. Er hat mit Unverschämtheit den verlorensten Posten dieser Rückschrittler verteidigt; wo sich niemand den Judaslohn holen wollte, wie in der Sache Lafayettes, da verkaufte sich Haschka. Er hat übrigens für das „Magazin" nicht nur politische Gedichte beigesteuert — diese sind freilich vorwiegend — sondern auch solche allgemein lyrischen Inhalts. Einige davon, wie die „Leyer", verdienen Lob.

Daß Haschkas Übertritt in das reaktionäre Lager seine alten josefinischen Mitkämpfer verblüffte, ist ohne weiteres einzusehen. Besonders schmerzlich mußte dieser Verrat Alxinger berühren, der ja in der „Österreichischen Monatsschrift"

[1]) Haschka schreibt an Hofstätter üb. d. M. f. K. u. L. (1793, 4. B., p. 358 ff.): „Hieher denn alles, was es mit seinem Gott, seinen Fürsten, mit seinen Mitbürgern noch treu und ehrlich meint."

(1793—95) noch die josefinische Richtung mit der Spitze gegen das „Magazin“ vertrat und nun seinen treuen Freund im gegnerischen Lager erblicken mußte. Nicht ein Gedicht Haschkas erschien in Alxingers Zeitschrift. So schreibt denn auch Alxinger an Nicolai (1793): „Der Herausgeber (des „Magazin“) ist der Exjesuit Hofstätter. Die Mitarbeiter fast lauter Jesuiten und leider auch Haschka. Ihre Unverschämtheit geht so weit, daß sie selbst die Inquisition einigermaßen vertheidigen.“ Und Schreyvogel mußte gegen das dreifache H. (Hoffmann, Hofstätter und Haschka), das zum Symbol der Reaktion geworden war, in der „Österreichischen Monatsschrift“ seine Pfeile richten.[1]) Natürlich erntete Haschka von der reaktionären Partei dafür reichliches Lob ein, daß er sie in seinen Gedichten vertrat und Angriffe erdulden mußte. L. A. Hoffmann spendete ein solches in seinem berüchtigten denunziatorischen Buche: „Höchst wichtige Erinnerungen zur rechten Zeit ꝛc.“ Wien, 1795, I., p. 173, worin es heißt: „Seine (Haschkas) neuen Gesänge athmen eine Erhabenheit und eine Würde, die mich bei jedem Lesen und Wiederlesen rührt. Schon die Wahl seiner Gegenstände erhebt ihn zum Sänger der Tugend und zu dem ersten patriotischen Dichter Deutschlands. Aber auch die Ausführung (!) dieser Gegenstände beurkundet den Mann, der seiner Kunst Meister und dessen Ruhm entschieden ist.“

Trotz aller Anbiederung brauchte es lange Zeit, bis man Haschka von seiten der Regierung vertrauensvoll entgegenkam, und wie immer hatte er dadurch, daß er das Maß zu voll schenkte, entschiedenes Mißgeschick. Er kompromittierte seine Freunde durch Übertreibungen mehr, als er ihnen nutzte. In eine solche unangenehme Situation brachte er sich und seine Gönner durch die Ode: „Das gerettete Teutschland“, gesungen zu Wien im November 1795, Wien, 8° (Wien. Hofbibl.), in welcher er die zweideutige

[1]) S. Januar 1794 u. vgl. K. Glossy, Einleitung zu J. Schreyvogels Tagebüchern.

Haltung der Preußen während der Koalitionskriege angriff. Er apostrophierte sie:

> Und ihr? ihr fielet wider Recht, wider Pflicht,
> Von eurem Bund' ab; schlosset mit meinem Feind
> Durch jenen, unserm Haupt zum Trozze,
> Winkelverträge! — Bey Teut und Momus!
> Nicht Biedersinn, nicht Redlichkeit, Brudertreu'
> Herrscht mehr in euerm Rathe ꝛc. ꝛc.

Die Folge dieser Angriffe war natürlich, daß sich der preußische Gesandte in Wien, Lucchesini, beim Departement der auswärtigen Geschäfte über den Verkauf dieser Ode beschwerte. Die Folge davon war ein schleuniges Verbot.[3]) Im Archiv d. Min. d. Inn. (IV M_2 in gre 363 ex 1795) befindet sich folgendes kaiserliches Handschreiben: „Lieber Graf Kolowrat! Wegen der in letzthin hier aufgelegten Schrift: Das gerettete Deutschland ꝛc. enthaltenenen anstößigen Ausdrücken wider den König von Preußen werden Sie den weiteren Verkauf dieser Schrift allsogleich einstellen lassen, der Bücher-Censur aber ernstlich auftragen, künftighin derley gehässigen und der den auswärtigen Höfen gebührenden Achtung widrigen Schriften die Beförderung zum Drucke nicht zu gestatten, immer aber über alle auf die auswärtigen Höfe einen Bezug habenden Schriften die Meinung der Hof- und Staats-Kanzley einzuholen. Wien, den 18ten Dec. 1795. — Franz."

Haschka hatte indessen die Genugtuung, sich als patriotischer Märtyrer zu fühlen und war mit dem Endergebnis dieser Ode doch zufrieden. Es erstand ihm augenblicklich ein

---

[3]) S. Polizeiprotok. i. Arch. d. Min. d. Inn. 764 ex 1795 u. Protok. f. Nied.-Österr. v. 19. Dez. 1795. — Zirkulare an sämtliche Länderstellen. „Wird befohlen, daß der weitere Verkauf der letzthin hier in Druck erschienenen Schrift: Das gerettete Deutschland ꝛc. sogleich eingestellt werde. Mit Noten an die hungarische Hofkanzley, do. an die siebenbürg. Hofkanzley, do. an den Polizeyminister Graf v. Pergen. Üb. Handbillet v. 18. Dez. 1795."

Verteidiger in: „An Wien über Hatschka (sic!). Den 29. I. 1796 o. O., 8°. — Das gerettete Teutschland", gesungen zu Wien im November 1795 v. L. L. Hatschka (sic!), 8° (Wien. Stadtbibl.)[1]), der nur die Verbreitung dieser Ode anempfiehlt. Haschka selbst schreibt über die Ode an Reinhold folgendes:[2]) „Erinnern Sie sich meiner Ode: Das gerettete Deutschland, im Nov. 1795, die endlich in Deutschland Rumor genug gemacht hat, denn sie ward beynahe in allen auswärtigen Zeitungen abgedruckt, von Kolbielsky commentirt, und nach 8 Tagen des öffentlichen Verkaufes hier, auf Bitte des Hrn. Lucchesini dem Buchhändler abgenommen, und die Exemplare mir gebracht, die ich dann auf Ersuchen Jedermann, aber gratis, dürfte verabfolgen lassen. Alle auswärtigen Gesandten schickten zu mir, und erbathen sich Exemplare zu Dutzenden!" — Fast sieht es so aus, als ob man im Geheimen die Tendenz der Ode doch gut geheißen hätte und Haschka nur ein freiwilliges Opfer gewesen wäre. Doch mußte diese Opferwilligkeit noch stärkere Proben aushalten, denn als Hofstätter für den treuen Mitarbeiter Haschka den Antrag stellt, ihn als Kustos bei der Universitätsbibliothek anzustellen, wird dieser Antrag am 4. Juli 1796 verworfen.[3])

Die stärksten Proben seines streberischen Patriotismus sollte er erst im Jahre 1797 ablegen; da entschied sich sein äußeres Schicksal ebenfalls durch das „Magazin der Kunst und Literatur"; so wie sein Name damals erst den Zeitgenossen eigentlich verächtlich wurde, hat er sich in dieser Zeit für die Zukunft doch eine bescheidene Unsterblichkeit gesichert. Zuerst mußte er sich in einer unangenehmen Sache von der Regierung allerdings vorschieben lassen und ihr so die heißen Kastanien aus dem Ofen holen. Es handelte sich um den in Olmütz gefangenen Lafayette, dessen Charakter sicher ein verehrungswürdiger war. Leider hat die Reaktion gerade

[1]) Haschkas Gedicht ist beigedruckt.

[2]) R. Keil, Wien. Freunde, 1883, p. 97.

[3]) S. Arch. d. Min. d Inn. Protok. f. Niederösterr. v. 4. Juli 1796.

an diesem Manne sich versucht und ihn für unverschuldete Auswüchse der Revolution, gegen welche er sich doch selbst wandte, indem er ihre Fahnen verließ, büßen lassen.[1] So schreibt die „Minerva" (1796, II., p. 253): „Es scheint, daß der junge la Fayette der Meinung ist, sein Vater läge in Ketten, welches viele Menschen in Europa glauben. Den Ungrund dieser Sage habe ich bereits in der Minerva aufgedeckt, allein dabey, getäuscht durch falsche Berichte achtungswürdiger Personen, den sonstigen Zustand dieses so edlen und großen Mannes ganz anders geschildert, wie er wirklich war und wahrscheinlich noch ist; eine in aller Hinsicht bejammernswürdige Lage, zu welcher Ketten nur einen sehr geringen Zusatz geben können." Die Zeitungsstimmen über die in psychischer Hinsicht vielleicht noch schlimmere Lage Lafayettes wollten nicht verstummen, und so wurde Haschka als advocatus fisci berufen, den unangenehmen Wahrheiten entgegenzutreten. Dies tat er zuerst im „Magazin der Kunst und Literatur", 1797, 2. Bd., p. 75 ff., in dem Aufsatz: „Zuverlässige Nachricht von der Behandlung Lafayette's rc. in Olmütz." (Auch besonders erschienen unt. d. Tit.: „L. L. Haschka, Die Behandlung La Fayette's und seiner Familie im Verhafte zu Olmütz. Wien, 1797, 8°.") Man wollte aber zugleich seine literarischen Bekanntschaften ausnutzen und durch seine Vermittlung ähnliche Widerlegungen, unterstützt durch Mitteilungen halbamtlichen Charakters von der Hand des Kommandanten von Olmütz, Feldzeugmeister Schröder, in vornehmen literarischen Zeitungen unterbringen, um die erbärmliche Handlungsweise an dem unglücklichen Gefangenen aus der Welt zu schaffen und keinen neuen Märtyrer der Freiheit erstehen zu lassen. Dies gelang nun Haschka nur zum Teil, wie wir aus der „Minerva", 1797, IV., p. 153 ff., ersehen. Diese, übrigens ein durchaus gemäßigtes, konservatives Organ, schreibt:

[1] Kaiser Franz soll sich anläßlich dieser Gefangenschaft Lafayettes dahin geäußert haben, „daß ihm die Hände gebunden seien".

„Man hat vor einigen Monaten in fast allen Journalen, Zeitungen und Anzeigeblättern Deutschlands [1]) eine Schmähschrift des Herrn Lorenz Leopold Haschka aus Wien gelesen, die einem Bericht des Commandanten von Olmütz über die dortige Behandlung der Lafayette'schen Familie zur Einfassung diente. Die meisten Journalisten nahmen das ganze Machwerk auf, theils weil die gedachte Behandlung längst ein hohes Interesse erregt hatte, theils aus Ehrfurcht gegen das Siegel der Niederösterreichischen Regierung, womit die Mission des Herrn Haschka bezeichnet war, oder auch angereizt durch den der Bitte um Einrückung beygefügten schlauen Zusatz dieses Exjesuiten: ‚wenn es anders die Gesinnungen oder anderweitige Rücksichten dem Herausgeber gestatteten'; theils auch um die Druck-Gebühren zu erndten, oder einen Raum im Journal zu füllen u. s. w. Daß der Inhalt des Berichts unbedingt geglaubt wurde, versteht sich von selbst; denn er kam ja angeblich von einem Mann von Range und leider hat dies Wort immer noch eine magische

---

[1]) S. „Annalen der leidenden Menschheit", 1797, 4. Hft., p. 332 ff., die sich ebenfalls des Falles annehmen: „Es ist aus der ‚Minerva' und dem ‚Genius der Zeit' bekannt, daß ein gewisser L. L. Haschka die Zudringlichkeit gehabt hat, den Herausgebern dieser Journale eine sogenannte zuverlässige Nachricht von der Behandlung la Fayette's und seiner Familie im Verhafte zu Olmüz 1797 zuzuschicken, in der er sich Invectiven und Anschuldigungen erlaubt, von hämischen oder leichtsinnigen Federn, von einer Frechheit, die über alles Fassen und Begriffe einer redlichen Seele geht, vom malus genius der Zeit redet. Ob nun gleich diese namentlich gegen die deutsche ‚Minerva' und gegen den ‚Genius' gemachten Anschuldigungen unerweisbare und jedem unbefangenen Mann blos leidenschaftlich anscheinende Diffamationen sind, und hieran nach richtigen Begriffen der Ehre und des Anstandes, sowie auch nach rechtlichen Grundsätzen kein Dritter Antheil nehmen muß, wenn er nicht mitschuldig werden will, haben doch die Redacteurs des Intelligenzblattes der ‚Allg. Lit. Ztg' und des ‚Berliner Archives' die auf keine Art zu verzeihende Schwäche gehabt, die Bekanntmachung des genannten Haschka abdrucken zu lassen, wobei sich freilich nichts anderes denken läßt, als virtus post nummos."

Kraft auch bey den aufgeklärtesten Deutschen. Selbst der Ehrwürdige Wieland, in so vieler Hinsicht der Stolz unserer Nation, wurde durch diese Magie so sehr überrascht, daß er von seinem sonst gewohnten historischen Scepticismus rc. ganz abgieng, und indem er großmüthig gegen Herrn Haschka (s. Merkur, 8. Stück, 1797, p. 381) die der Verläumdung beschuldigten deutschen Journalisten vertheidigt hatte, unaufgefordert über die Sache selbst absprach, und geradezu die jene Behandlung betreffenden Erzählungen in den Journalen als grundlos und das Publikum in Ansehung ihrer als getäuscht bezeichnete."

Daß Wieland Haschka sowohl als Höfling schonte, als auch weil er den Österreichern wegen der großen Verehrung, die er bei ihnen genoß, stets gewogen war, liegt auf der Hand. Archenholz kannte keine Gnade und enthüllte des Dichters schwankenden Charakter. Haschka hatte ihm einst stark revolutionäre Gedichte für sein Journal für „Literatur und Völkerkunde" eingesandt, die er zwar nicht abdruckte, aber aufbewahrte. Haschka verlangte später diese Gedichte zurück (s. fr.) und wagte es nunmehr, ihm Schriften entgegengesetzter Tendenz vorzusetzen. So traf ihn nun das gerechte Schicksal, der Verachtung anheimzufallen, um so mehr, als alle „Erklärungen" durch die Aussagen der Freigelassenen selbst widerlegt wurden. [1])

Dieses Einsetzen für eine im voraus verlorene Angelegenheit hat Haschka gänzlich zum Judas an seiner früher von ihm verfochtenen Sache der Aufklärung gemacht. Die Angriffe blieben nicht aus. Schimpflicher als er sind wohl wenige behandelt worden. Maßvoll genug verhielt sich die „Minerva", die „Annalen der leidenden Menschheit" l. c. bedienen sich indessen gelegentlich auch schlechter Mittel, wenn sie den Dichter als den Sohn und Bruder eines Lakaien in allem Ernste hinstellen und so seinen Gesinnungswechsel erklären.

[1]) S. „Obscurantenalmanach auf d. J. 1799, p. 297 f.

Viel schlimmer noch kam er bei dem radikalen Rebmann weg, der ihm besonders in seinem „Obscurantenalmanach“ [1]) übel mitspielte. Daß Rebmann von einem „Kabinettsdichter“ und „Dichter des Migazzismus“ [2]) spricht, ist noch das geringste. Haschka erscheint unter den „Thiernamen der Finsterlinge“ als (Blind)-Schleiche“ und seine Vergangenheit wird ihm als grausamer Spiegel vorgehalten. Ob Rebmann damit Recht hat, alles auf Kosten des Jesuitismus zu setzen, indem er behauptet, „daß ein so bitterböser Exjesuit sich zum niedrigsten Vertheidiger jedes Aberwitzes offenbar am besten schickt“, möchte ich bezweifeln. Haschka ging diesmal gewiß selbständig vor. Auch die „Briefe eines Franzosen ꝛc. über die geheime Policey in Wien“, Straßburg, 1799, p. 57 ff., führen ihn nun unter den geheimen Polizeispionen an und entwerfen folgendes wenig schmeichelhafte Porträt:

„Unter Joseph II. zeichnete er sich durch die Stärke seiner Oden und Gedichte sehr aus: Vorzüglich sind seine Oden gegen das Papstthum, Königthum und die Mönche so stark, daß die Ausdrücke völlig denen unserer heftigsten Jacobiner entsprechen. In der Ode gegen die Könige sagt er unter andern! Keiner ist gut! — Jetzt nun bellt er, wie seine Collegen Hoffmann und Hofstätter gegen die Illuminaten, Propagandisten, Jacobiner und Aufklärer an; denn Alles ist ihm gleich, wenn er nur bezahlt wird. — Sein Bericht über die Behandlung der Olmützer Gefangenen Lafayette, Latour-Maubourg und Bureau de Pusy zeigt vollkommen, wie frech er so öffentlich Unwahrheiten ins Publikum zu verbreiten sucht, seine unanständigen Ausfälle gegen Archenholz und Hennings, die ihm, ersterer in seiner in Deutschland stark gelesenen und beliebten Zeitschrift ‚Minerva‘ und letzterer

[1]) Vgl. 1798, Einltg. u. 107 ff.; 1799, p. 21 ff., 54 ff., 180 ff., 297 f.; 1800, p. 241, 250, 261; auch in dem Roman „Ludwig Wagehals“ von Rebmann spielt H. eine üble Rolle.

[2]) Kardinal Migazzi, der bekannte Gegner Josefs II. In der Tat besang ihn Haschka später.

in seinem ‚Genius der Zeit‘ widersprachen und entlarven, zeigen ebenso vollkommen den Mann, wie er ist. Er war ein Busenfreund des verstorbenen Dichters Alxinger, der als ein Mann von großem Vermögen, diesem Haschka zehntausend Gulden schenkte. Was that er damit? — Er legte sie im Sklavenhandel an und soll sie verlohren haben.“

Haschka blieb auf solche Angriffe stets die Antwort schuldig, nach dem bewährten Prinzip, daß in einem solchen Falle Schweigen Gold war. Er bekümmerte sich um seine Kritiker, wie er sich Reinhold gegenüber äußerte, überhaupt sehr wenig.[1]) So schrieb er im Jahre 1803: „Ich selbst, so ein literarischer Nemo ich selber bin, habe hübsche Erfahrungen an meinem eigenen Namen erlebt, die mir zwar keine Minute meines Lebens vergället, meine Verachtung aber gegen diese Race für ewig entschieden haben. Also, m. theurer Freund, um des Lobes oder Tadels willen dieses Gesindels nichts unternommen, nichts unterlassen!“ Übrigens fand auch Haschka in reaktionären Zeitungen, wie in „Eudämonia oder deutsches Volksglück“[2]), genug Verteidiger, die die Sache meistens nur schlechter machten.

Es ist nun freilich erklärlich, daß man sich an Haschka wandte, als es sich in dieser schweren und unglücklichen Kriegszeit darum handelte, einen gemeinsamen Ausdruck des Patriotismus für alle Völker Österreichs zu finden, da bis dahin eine Nationalhymne, die am besten diesem Zwecke diente, fehlte. Es ist aber zugleich beschämend, daß ein solches Lied auf Bestellung ausgearbeitet wurde und nicht gleichsam auf elementare Anregung hin entstand. Jedenfalls war Haschka als Charakter nicht der richtige Mann, dem eine so weihevolle Aufgabe gestellt werden durfte, denn er ließ sich seinen Patriotismus ebenso gut bezahlen als seine schlechten Eigenschaften. Man suchte in Österreich den Patriotismus

[1]) S. R. Keil, „Wiener Freunde“, 1883, p. 80.

[2]) S. 1797, 5. Bd., p. 4 ff., Verteidigung Haschkas in der Sache Lafayettes, und p. 148 ff. gegen die „Annal. d. leid. Menschheit“.

immer an der unrechten Stelle. Und so half der ehemalige Revolutionär wieder einen alten wankenden Thron befestigen.

Der eigentliche Anreger des Gedankens, eine Nationalhymne [1]) zu schaffen und die Völker Österreichs allmählich durch äußere Mittel damit vertraut zu machen, war wahrscheinlich der Graf Fr. J. Saurau, der bekannte reaktionäre Regierungspräsident, einst Freimaurer wie Haschka, den er — oh Ironie des Schicksals — unter Josef II. wegen der Königsode, wie wir sahen, verhaften sollte. Dieser Graf Saurau schrieb nämlich dem Musikgrafen Moritz von Dietrichstein folgendes über die Genesis der Volkshymne: „Dies (die Anregung einer Nationalhymne) schien mir besonders in dem Zeitpunkte nothwendig, wo die Revolution in Frankreich am heftigsten wüthete und wo die Jakobiner sich mit der vergeblichen Hoffnung schmeichelten, unter den guten Wienern Anhänger und Theilnehmer ihrer verbrecherischen Unternehmungen zu finden." [2]) So hieß es denn in Haschkas Originaltext mit Beziehung auf die Hebenstreitsche Jakobinerverschwörung: „Brich der Bosheit Macht, enthülle jeden Schelm und Bubenstreich." Es war also weniger die Vaterlandsliebe, die dieses Lied gebar, als die blasse Furcht vor revolutionären Bewegungen. Hatte man doch auch jene Jakobinerverschwörung vielfach übertrieben, um die konservativen Elemente zu ängstigen und näher aneinander zu schließen, und so sollte auch diese Volkshymne in ihrer tendenziösen Haltung gleichsam die Parole der „Gutgesinnten" werden, indem sie bewußt die Furcht vor dem Umsturz verstärkte und auch gleichzeitig zwang, sich ihrer zu bedienen, um nicht selbst verdächtig zu werden.

---

[1]) Über die „österr. Volkshymne" im allgem. vgl. die Quellen bei Goed. [2] unt. Haschka und im besond. den ausführlichen, anregenden Aufsatz v. H. Böck im Wiener Neujahrsalmanach. 1897, p. 51 ff. Ich kann hier unmöglich eine Geschichte der Volkshymne geben, ebensowenig eine genaue Bibliographie des Originals u. sämtl. Bearbeitungen 2c. Hier nur so viel, als auf Haschka Bezug hat.

[2]) S. „Die Freimaurerei Österreich-Ungarns". Wien, 1897, p. 250 f.

Der erste Abdruck der Volkshymne findet sich ebenfalls im „Magazin der Kunst und Literatur", 1797, 1. Bd., p. 231 ff., wo auch folgendes über ihre Entstehungsursache mitgeteilt wird. „Ein warmer Verehrer seines Monarchen", heißt es daselbst, „traf die Anstalt, die dem allgemeinen Wunsche nicht angemessener seyn konnte, aller Orten den treuen Völkern Gelegenheit zu verschaffen, die Empfindungen ihres Herzens für das Wohl ihres geliebten Fürsten öffentlich und gemeinschaftlich darthun zu können. Ein Volkslied in Gestalt desjenigen, das die treuen Britten für die Erhaltung ihres Königs singen, schien hiezu das schicklichste Mittel zu sein." — Ein Vergleich dieser beiden Lieder scheint indessen nicht wohl angebracht zu sein, denn, während das englische Nationallied einen traditionellen Patriotismus ohne Nebenabsichten und für jede Zeit elementar zum Ausdruck brachte, war Haschkas Lied nur eines der vielen Verlegenheitsmittel einer politisch schwierigen Zeit und wurzelt seiner ganzen Tendenz nach, die in jeder Zeile zum Ausdruck kommt, nur in einer bestimmten Epoche. Beweis dafür ist, daß die britische Nationalhymne sich bis heute unverändert erhalten hat, während die österreichische Volkshymne, die erst künstlich dazu geschaffen wurde, in ihrer Urform für die spätere Zeit gar nicht brauchbar war, vielfältige Umgestaltungen erfahren mußte und wahrscheinlich auch heute nicht ihre abgeschlossene Form erhalten hat. Sie ist eben nicht organisch geworden, sondern durch künstliche Mittel der Regierung ꝛc. aus einem Gedicht mit besonderer Tendenz in ein solches allgemein patriotischer Haltung umgeformt worden. Sie erklang nicht zuerst aus dem Volke heraus, sondern sie wurde in das Volk hineingetragen. Und aus dem Zufall wurde ein Ereignis.

Man hat vermutet, daß zum Behufe einer derartigen Volkshymne eine Konkurrenz ausgeschrieben worden wäre, es hat sich aber nichts Derartiges auffinden lassen.[1]) Ich

[1]) Daß es ähnliche Gedichte gibt, liegt wohl in der Zeit begründet, die einen bestimmten Typus dieser patriotischen Dichtungen erforderte. Eine

glaube auch, daß man sich nur an Haschka wandte, der sich doch bereits zu patriotischen Kundgebungen verwenden hatte lassen. Man weiß nur, daß der Plan, eine solche Volkshymne einzuführen, von der Regierung sicher befürwortet wurde. Graf Saurau erteilte am 28. Jänner 1797 die Druckbewilligung und betrieb die Verbreitung in den Provinzen nachdrücklichst. Die Volkshymne ertönte zum erstenmal am 12. Februar 1797 im Hofburgtheater (!) zur Feier des Geburtstages des Kaisers in dessen Anwesenheit. Das „Wiener Diarium" (1797, Nr. 15) nimmt von der Wiener Aufführung in folgender Weise Notiz: „Diese Empfindungen (heißer Segenswünsche für den Landesvater) äußerten sich insbesondere, als hier in allen Schauspielhäusern das von Herrn Haschka verfaßte und von dem berühmtesten Tonsetzer unserer Zeit, Herrn Haydn, in Musik gesetzte Nationallied: „Gott erhalte Franz den Kaiser" von dem Orchester angestimmt wurde und den regen Gefühlen aller Herzen gleichsam die Bahn öffnete. Sie brachen in lauten Jubel aus, als Seine Majestät selbst in der Loge erschien und ihre Rührung auf das Huldvollste zu erkennen gaben."

Die größeren, sowohl äußeren als innerlichen Ehren fielen indessen der Vertonung zu, mit Recht, denn Haydns

---

große Ähnlichkeit mit der Volkshymne, sogar in einzelnen Wendungen weist z. B. die Rautenstrauchsche Kantate: „Der Retter in Gefahr". Zum Besten der Wiener Freiwilligen aufgeführt d. 19. Sept. 1796 auf. Z. B. in Stellen wie:

> Alles bot dem Vaterlande
> Gut und Blut zum Opfer dar.

Oder:

> Unsern Glauben, unsern Kaiser,
> Das Gesetz, das Vaterland,
> Hab' und Gut, was wir besitzen,
> Wollten wir, vereint, beschützen,
> Mit den Waffen in der Hand.
> Denn es galt für Gott und Kaiser,
> Für's Gesetz, für's Vaterland.

schlichte Herzlichkeit und offener Charakter hatten die Popularität bei einer solchen patriotischen Aufgabe im voraus für sich. Haschka, der hier wegen der Musik und der Sangbarkeit mit Reimen arbeiten mußte, was ihm überhaupt schwer fiel, erhebt sich nicht über das Mittelmaß des gewöhnlichsten Gelegenheitsdichters. Schlichte volkstümliche Gefühle waren diesem dilettantischen Kunstdichter nicht gegeben, der seine Mängel, vor allem seine Herzenskälte hinter überladenen Formen und einer scharfen Tendenz geschickt zu verbergen wußte. Das Gedicht, an sich eine ziemlich lahme Reimerei, man nehme nur die erste Strophe vor:

Gott! erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellstem Glanz!
Ihm erblühen Lorbeer-Reiser,
Wo Er geht, zum Ehrenkranz!
Gott! erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

hat denn auch gar keinen literarischen Eindruck gemacht, Haschka erschien seinen Zeitgenossen nie als der Dichter der „Volkshymne". Dazu kam, daß sich die Popularität dieses Gedichtes natürlich erst mit der Zeit entwickelte, zugleich aber veraltete wieder die Form, die sich mit der Zeit an bestimmte Verhältnisse gebunden hatte. So kam es, daß heute von Haschkas Text wenig mehr, als die beiden Schlagworte: „Gott erhalte" noch vorhanden ist. Gleichwohl war schließlich auch dieses Original nach einem allgemeineren Thema aufgebaut, das auch den späteren Bearbeitungen zur Richtung diente, so daß ein kleiner Teil von der Urform noch heute weiterlebt.

Fortan galt Haschka indessen als offiziöser Dichter, der in die Fußstapfen der früheren Hofdichter tretend, seine Leier bei allen hervorragenden Ereignissen des Hofes und der inneren und äußeren Politik Österreichs feierlich ertönen ließ.

Nunmehr konnte ihm auch die Regierung ihre Anerkennung nicht versagen und mußte ihn in einer bescheidenen Anstellung versorgen. Besondere Ehren wurden ihm auch diesmal nicht zuteil und es sieht aus, als ob man ihn rein als gelegentliches Werkzeug benutzt, zu seinem Charakter wenig Vertrauen gezeigt und ihm dies auch stets hätte fühlen lassen. Das Protok. f. Niederösterreich v. J. 1797, Fol. 414, verzeichnet folgendes Gesuch[1]: „Haschka L. L. bittet um Verleihung der an der hiesigen Universitätsbibliothek erledigten Kustosstelle. An Regg. nach Vernehmung des Studienconcesses um Bericht." — Am 11. Nov. 1797 (s. Protok. f. Niederösterr. v. J. 1797, Fol. 618) erfolgte die Verleihung der dritten Kustosstelle der Wiener Universitätsbibliothek an den Dichter. Das Intelligenzblatt der „Neuen allg. dtsch. Bibliothek", 1798, Bd. 37, p. 181, das von dieser Ernennung Notiz nahm, fügt noch bei, daß Haschka zugleich mit dieser Stelle auch ein Lehramt an dem neuerrichteten k. k. Theresianum zu versehen hatte. Es war das der Ästhetik.

So hatte sich denn auch Haschka ein Amt ersungen, wie so viele österreichische Schriftsteller dieser Zeit sich eines erschrieben und damit auf ihre Redefreiheit verzichtet hatten. Man erwählte sich entschieden ein trauriges Los in dieser Zeit des ärgsten Zensurdruckes, die auf die josefinische Ära folgte, wenn man als unabhängiger Schriftsteller existieren wollte. Es war kein Wunder, wenn der Freimut der Josefiner bald verstummte, und die ärgsten Schreier waren gewöhnlich zuerst gezähmt. So hatte nun Haschka das bescheidene Ziel erreicht, das er sich in der josefinischen Zeit sicher glänzender geträumt hatte und seine Bemühungen tragen eine kleine Tragikomödie des Strebers in sich, der es trotz aller Bereitwilligkeit nie zu einer her-

[1] Das Majestätsgesuch Haschkas vom 27. Juli 1797, worin er sich auf seine und seines Vaters Verdienste beruft und um die Kustosstelle bittet, befindet sich in der Wien. Stadtbibliothek.

vorragenderen Stellung bringen konnte. In der Tat ist Haschka nie mehr als Kustos geworden, aber schließlich versorgte ihn sein Amt und, wenn es wahr ist, was ein Reiseschriftsteller [1]) behauptete, so bekam er vom Kaiser Franz I. noch eine kleine Pension. [2]) Der Dichter selbst scheint zwar innerlich mit seiner Stellung nicht besonders zufrieden gewesen zu sein, wenn man auch nicht begreift, was er denn sonst hätte anstreben wollen. Er selbst schreibt ironisch und resigniert an Reinhold [3]): „Das irre Wünschen ist eine Gattung Seelen-Schwindsucht, die nach und nach alle unsere Kräfte aufzehret, und uns um jeden frohen Genuß, ja! um das Leben selbst betriegt. Auch ich, m. theurer Freund, bin mit meiner Schulmeister-Stelle und meinem Hausknechts-Dienste, wie ich meine Professur im Theresianum und das Custos-Amt an der Universitätsbibliothek zu nennen pflege, völlig zufrieden, und würde nicht mit dem ersten Minister tauschen." — Das dürfte wohl eine Lebensphilosophie der sauren Trauben sein, aber er mußte dafür büßen, daß seine Gönner sich des bezahlten Patriotismus an seiner Stelle schämten. Daß die Anstellung bescheiden war, beweist ein Gesuch vom Jahre 1804 [4]), wonach er um einen Teuerungszuschuß einkam und trotz seiner früheren Verdienste damit abgewiesen wurde.

Ob sich Haschka mit seiner neuen Häutung von seinen alten Freunden gänzlich isolierte, ist wohl zu bezweifeln, denn genug von seinen alten josefinischen Kampfgenossen machten die Schwenkung zur Reaktion mit. Seinen ältesten Freund Alxinger, dem er innerlich wohl entfremdet war, verlor er durch den Tod in eben diesem Jahre 1797, das für sein Schicksal so entscheidend war. Er hat diesen Ver-

[1]) S. Gerning, „Reise durch Österreich rc.", 1802, I., p. 83.

[2]) Im Hofkammerarchiv hat sich darüber nichts finden lassen.

[3]) S. R. Keil, „Wiener Freunde", 1883, p. 76.

[4]) S. „Protoc. f. Nied.-Österr.", 1804, Fol. 510.

lust in einer „Ode auf den Tod J. v. Alxingers, gesungen von L. L. Haschka, May, 1797, Wien", 8⁰[1]), betrauert.

Haschka erwies sich in seinem neuen Fahrwasser bald reaktionärer als die Reaktion und machte sich wie immer durch seinen Übereifer unangenehm bemerkbar. Man hat den Dichter bezeichnenderweise auch auserwählt, um ihn die Rede bei der Eröffnung des neuerrichteten Theresianums halten zu lassen. Es gab indessen dabei verschiedene Anstände. Das „Protoc. f. Nied.-Österr. v. J. 1797", Fol. 680, verzeichnet eine Note an den Hofkammerpräsidenten Grafen Saurau, „wonach man sich über die von dem Lorenz Haschka gehaltene Rede bey Eröffnung der Schule im Theresianum, welche zur Einsicht mitgetheilt wird, eine Äußerung erbittet." Und ebenda (Fol. 696 ex 1797) erinnert Saurau, „daß er gegen den Druck der Rede des Lorenz Haschka bey der Feyer der Wiedererrichtung des Theresianums nichts einzuwenden hätte und glaubt, daß hierüber die geheime Hof- u. Staatskanzley vernommen werden könnte. Dem Verf. wird durch das Revisionsamt bedeutet, seine Rede nach den Bemerkungen der Staatskanzley abzuändern, auch die auf dem 3. Blatte unterstrichene Stelle wegzulassen." Man sieht hier den Dichter ganz als offiziöses Sprachrohr, ohne eine eigene Meinung läßt er sich seine Arbeiten von den zuständigen Behörden korrigieren! Leider scheint der zensurierte Druck dieser Rede verschollen zu sein, den Grund der Mißbilligung einzelner Stellen enthüllt uns indessen das „Intelligenzblatt d. Allg. dtsch. Literaturztg." vom 3. März 1797. Dort heißt es: „Auf das Ansinnen der geheimen Hof- und Staatskanzley ist dem Lorenz Haschka, der sich durch seine politischen Oden so lächerlich und durch seine Nachrichten von dem Gefängnisse Lafayettens, um der gelindesten Ausdruck zu brauchen, so verächtlich gemacht hat, der Druck seiner Rede bei Eröffnung des Theresianums, wegen der Ausfälle gegen Frankreich und

---

[1]) In d. Bibl. d. Theresianums.

Josef II. auf das schärfste untersagt worden. Merkwürdig ist es, daß Haschka und Hoffmann, die vereint mit Hofstätter, jeden, der nur den Frieden wünscht! als Illuminaten, deutschen Jacobiner und Feind des Vaterlandes feyerlich erklärten, zuerst sich hervordrängten, um den Frieden zu besingen." Haschka hatte sich also schlimm verrechnet, wenn er aus schnödem Undank gegenüber dem von ihm oft besungenen fortschrittlichen Monarchen bei der Reaktion Gewinn ziehen wollte.

Haschka veröffentlichte nun zu Ende des XVIII. Jahrhunderts noch eine Reihe von politischen Gedichten im Einzeldrucke, ebenfalls zum größten Teil Oden, die sich fast alle auf die Koalitionskriege beziehen und auch Lobpreisungen verschiedener österreichischer Heerführer und Siege der Verbündeten oder Aufmunterung nach einem Mißgeschick zum Gegenstande haben. Sie tragen alle das offiziöse Gepräge und erweisen sich meist als recht mattherzige Reimereien, die an Stelle warmer patriotischer Begeisterung abgewogene Phrasen bringen. Ein derart mißlungenes Gedicht, das jeder gebildete Mensch vielleicht besser schreiben würde, ist das also betitelte: „Frohe Empfindungen der Bewohner des Grundes Wieden. Gesungen von L. L. Haschka; sammt einer kurzen Anrede eines Knabens (sic!), der seiner Excellenz dem Herrn Feldmarschall Grafen von Clerfey die heißen Wünsche der dankbaren Gemeinde überreichte. Im Jänner 1796. Wien, b. Alberti, 4° (Wiener Hofbibl.)". [1]) Temperamentvoller wenigstens setzt sich die Ode: „Der Bund des Todes, unserm Allgeliebten Monarchen, Francisco dem Standhaften, geschworen im Namen seiner Mitbürger von L. L. Haschka im August 1796. Wien ꝛc. b. Fr. A. Schrämbl, 8° (Wr. Hofbibl.)" ein:

> Reißt das Panier von unserem Erzhaus' auf,
> Und laßt die Lerchen Österreichs fliegen! ꝛc.

---

[1]) Vgl. die absprechende Kritik im „Intelligenzbl. der neuen allg. dtsch. Bibl.", Bd. 24, Nr 21, p. 172 f. u. „Mag. f. Kunst u. Lit." 1796.

So muntert der Dichter zur Fortsetzung des Kampfes auf, was ohne Prahlerei nicht abging; indessen wurde die Begeisterung für die vom Zaune gebrochenen Koalitionskriege in Österreich nicht allgemeiner. Haschka fuhr aber fort, in die Kriegstrompete zu stoßen, was manchmal einen falschen Ton gibt; so, wenn er in der Ode: „Dem Retter Deutschlands, zum Beschlusse des vierten Feldzuges wider die Franzosen, gesungen von L. L. Haschka im Januar 1796. Wien, b. J. Alberti's Witwe, 1796, 8⁰ (Wiener Stadtbibl.)", die Franzosen eine

> . . . zerrißene aufgelösete Nation,
> Geknebelt und getrieben von einem Rath
> Aus Pfaffen, Gauklern, Zungendreschern . . .

nennt.[1]) In eben dieses Jahr gehört die von Wurzbach zitierte Ode: „An die Befreier Deutschlands", 1796, 8⁰. Gleichwohl war die Befreiung nicht andauernd, denn noch in diesem Jahre mußte der österreichische Landsturm aufgeboten werden, ein Ereignis, das zahlreiche Dichter besangen und auch Haschka Gelegenheit gab, seine Stimme in zwei Oden zu erheben, betitelt: „Bey der Fahnen-Weihe der Wiener-Freywilligen, im October, 1796. Gesungen von L. L. Haschka. Wien, b. Fr. A. Schrümbl", 8⁰ (Wiener Hofbibl.) und „Beym Auszuge der Wiener Freywilligen im October 1796. Gesungen von L. L. Haschka. Wien, 1796", 8⁰.[2]) Ein leeres Huldigungsgedicht zu des Kaisers Geburtstag ist: „Der zwölfte Februar 1797. Gesungen von

---

[1]) Zu einer Zeit, da in Preußen die Partei Wöllners und in Österreich Migazzi und sein Anhang das Haupt hoch erhob. Köstlich ist es, wenn Haschka gelegentlich die Maske eines Aufklärers auch später vorsteckt, besonders in seinen Briefen an Reinhold, der ihn nicht kontrollieren konnte. Da spricht er (s. Keil, l. c. p. 81) von einer „gleisnerischen verächtlichen Pfaffenpartei", die den Kaiser umgarnt hält; er selbst aber feierte das Haupt der „Pfaffenpartei", Migazzi.

[2]) S. Ktlg. Haydinger, I., p. 142:

> Frisch auf, Wien's junges Heldenblut . . .

L. L. Haschka." Wien ꝛc. b. Fr. A. Schrämbl, 8° (B. H. v. Portheim). Nicht viel besser als Lebkuchenverse sonst sind, ist das diesmal gereimte Gedicht: „Zum Singen für Österreich bey dem Jahrfeste des 17ten Aprilesˏ 1797. Gedichtet von L. L. Haschka, im April, 1798." Wien, b. M. A. Schmidt, 8° (Wiener Stadtbibl.), worin er mit vielen anderen Poeten den patriotischen Gedenktag des ersten Aufgebotes feiert. Anschließend daran seien zwei von Wurzbach zitierte Einzeldrucke: „Auf den Frieden von Campoformio", 1798, 8°, und „Auf die Siege Österreichs und Rußlands", 1799, 8°, erwähnt.

Daß Haschka fortwährend seinen Patriotismus auch bei anderen Gelegenheiten hervorkehrte, ist erklärlich. Besonders seine Briefe an Reinhold, worin er den Biedermann spielt, sind voll davon. Maßlos ist auch sein Haß gegen Preußen, und zwar so auf den Gipfel getrieben, daß man die Absicht leicht merkt. „Die Preußen benehmen sich nach ihrem gewöhnlichen Schurken-Systeme", schreibt er kurz an Reinhold.[1]) Er zeiht sie stets des Verrates, Neides, der Treulosigkeit und jubelt bei dem Sturze Preußens nach Jena auf über die gerechte Vergeltung, die diesen Staat, der stets Österreich treulos in der Gefahr verließ, betraf. Österreich nennt Haschka das „von den Preußen in der Champagne verlassene, verrathene, durch Separat-Frieden und geheime Negotiationen geschwächte, untergrabene, durch große Worte und heilige Versprechungen getäuschte und betrogene Land". Bei mancher Wahrheit klingt in diesem Preußenhaß doch nur der verletzte literarische Ehrgeiz nach, der bei der Berliner und reichsdeutschen Kritik meist übel wegkam.

Die Heimat versagte ihm indessen nicht jede literarische Anerkennung, noch das neue Jahrhundert brachte ihm manche günstige Stimme. So schreibt ein „Überblick des Überblicks des neuesten Zustandes der Literatur ꝛc. in Wien", 1802, p. 50 f.: „Haschka, dessen Worte als ein brausender Strom

[1]) S. Keil, l. c. p. 89.

im Silberglanze ächter Erudition dahinrollen . . ." und Gerning[1]) erblickt in ihm hauptsächlich den politischen Dichter, wenn er urteilt: „Haschka bindet sich nicht an die Horazische Oden-Form; in seiner eigenen Form und Art will er episch, lyrisch und pindarisch, die Geschichte der Zeit belegen." Haschka indessen selbst fühlte seine schöpferische Kraft abnehmen und seine dichterischen Äußerungen werden seit der Wende des Jahrhunderts immer seltener. Nur bei besonderen Anlässen tritt er hervor, ohne daß in seiner veralteten Art irgendein erfreulicher Umschwung eingetreten wäre, er erstarrte vielmehr vollends in ihr und langatmige Kommentare machten seine Dichtungen nicht gerade lesbarer. Es wurde immer steifere Gelehrtenpoesie, was er da vorbrachte, und der alte Zopf hing hinten nach. In den schlechtgeschminkten Zügen sprach sich eine abgelebte Zeit aus. Er selbst bekannte Reinhold.[2]) „Ich bin nie ein Allzeit-Fertiger gewesen, und habe, seitdem ich Professor bin, fast gar keine Übung mehr, worauf doch das Praktische des Poetisirens so sehr beruhet." Das könnte auch das Geständnis des Dilettantismus sein.

Haschka trat nach 1800 fast kaum mehr mit Gedichten rein lyrischen Charakters hervor. Es sind hier indessen noch einige Einzeldrucke zu verzeichnen, die jedoch rein gelegenheitlicher Natur sind, manche derartige „Hochzeits- und Leichengedichte" mögen mir bei ihrem seltenen Vorkommen wohl auch entgangen sein. Da ist noch ein „Epinicion auf Joh. Aug. Stark", 1790, 8° (s. Wurzbach) und „Haschka für unsern Stoll", herausgegeben von Alxinger, Wien, Kurzbeck, 1782, 8° (s. Wurzbach unt. Stoll, auch i. Dtsch. Museum) nachzutragen, das Gedicht auf Alxingers Tod wurde bereits erwähnt, auch hatte er mit diesem zusammen anläßlich der Heirat der Tochter seiner langjährigen Freundin „Gedichte auf die Vermählung Fräulein Carolinens von

---

[1]) S. Reise durch Österreich ꝛc. 1802, I., p. 83.

[2]) S. Keil, l. c. p. 87.

Greiner mit dem Herrn Andreas Pichler", Wien, 1796, 8°, gespendet. Mit der Ode „Auf Denis Tod", gesungen im Oktober 1800, von L. L. Haschka, Wien 8°, erfüllte er die Pflicht des Schülers, der den Meister ersetzen sollte, auch gab er „Sineds letztes Gedicht", Wien im Mai 1801, 8° heraus.[1]) Höchst bezeichnend für den vollständigen Übertritt Haschkas zur Reaktion ist seine „Ode auf Migazzi" (Abdruck in der Wien. Ztg. 1801, p. 3897 f., wahrscheinlich auch separat erschienen), wo der einstige Los von Rom-Sänger und Verächter des Mönchtums nunmehr diesen starrsten Vertreter des Jesuiten- und Mönchtums, der im Jahre 1793 die Wiedererrichtung des Jesuitenordens bei dem Kaiser vertrat, über alle Gebühr feiert. Seiner Stellung als Kustos der Universitätsbibliothek verdankte wohl folgende Ode ihren Ursprung, betitelt: „Bey Gelegenheit, daß Se. Maj. Franz der Zweyte, erwählt. röm. u. erbl. Kaiser von Österreich, dem Herrn Ferdinand Edeln von Leber, k. k. Rath und Leib-Chirurgus, der Chirurgie Dr. und Prof. an d. h. Universität, die Grosse bürgerl. Ehrenmedaille mit der goldenen Kette, am 3. Aprill 1805, allergnädigst zu verleihen geruhten", gesungen von L. L. Haschka. (Wien) 4 Bl. 8°.

Auch im neuen Jahrhundert fuhr Haschka fort, die politischen Ereignisse in Österreich, namentlich diejenigen, welche mit den napoleonischen Kriegen direkt oder indirekt zusamenhingen, im Sinne der Regierung zu besingen. Ob ihm Österreichs schlimme Lage in diesen Kämpfen wirklich so zu Herzen ging, wie er dies in beweglichen Tönen in seinen Oden und in den Briefen an Reinhold darstellt, wage ich nicht zu entscheiden. Er war jetzt schlechtweg patriotischer Dichter. Es erschienen nun aus seiner Feder in chronologischer Reihenfolge: „Auf das Jahrfest des 17. Aprilles 1797", gesungen v. L. L. Haschka im Aprill 1800, Wien, b.

[1]) S. Hofmann v. Wellenhof, M. Denis, 1801, p. 69 u. Neue allg. dtsch. Bibl., Bd. 72, p. 481 f.

Fr. A. Schrämbl, 8° (s. P. v. Hofmann-Wellenhof, M. Denis, 1881, p. 71), dann „Auf Franz I, Erbkaiser von Österreich“, 1804, 8° (s. Wurzbach)[1]), ferner „Der heilige Bund zur Rettung Europens“, Oktober 1805, 8°[2]) und nach dem Friedensschluß von Preßburg: „Bey der erwünschten Rückkehr Sr. Röm. und Österr. K. K. Majestät Franz des Zweyten in Allerhöchst dero Haupt- und Residenz-Stadt den 16. Januar 1806“, Wien, o. J. B. J. Grund, 4 Bl., 8° (Wien. Stadtbibliothek).[3]) Als im Jahre 1807 in Wien das Denkmal Josefs II. errichtet wurde, da war wieder der josefinische Stürmer und Dränger, der freilich keine guten Erfahrungen mit dem Kaiser gemacht hatte, dazu ausersehen, den lauten Jubel über eine alte Schuld behutsam abzudämpfen[4])

Des Feuer-Samens von Dir im Flug',
Hinstürmender! Gesprenget, des Samens Keim
Las auf und band Franscicus klüglich, —
Daß er nicht zwecklos verflattert, oder
Gefährlich dürres Unkraut empörete, —
Zu Flammenbüschel.

Eine intimere höfische Angelegenheit feiert er in der Ode: „Auf die Vermählungs-Feyer Sr. k. k. Ap. Maj. Franzens des Ersten mit ihrer königl. Hoheit Maria Ludovica Beatrix, Erzherzogin von Oesterreich, am 6. Januar 1808“, gesungen v. L. L. Haschka, Wien, Camesina, 8°.[5]) Nachdem

---

[1]) S. Keil, l. c. p. 87.

[2]) S. Keil, l. c. p. 96.

[3]) S. Keil, l. c. p. 89. Vielleicht ist diese Ode in folgender Briefstelle v. 28. Febr. 1806 gemeint: „Weil dieß nur ein (?) Blatt ist, so schließe ich die Ode bey, zu der ich aufgefordert ward, und die ich auch unaufgefordert gemacht hätte. Man war hier damit zufrieden, wenigstens hat sie das Verdienst geschichtlicher Treue.“ — Oder ist eine andere verschollene gemeint?

[4]) S. „Josephs des Zweyten eherne Statue zu Pferde, auf Befehl Sr. K. K. Ap. Maj. Franzens des Ersten gemacht ꝛc“ besung. v. L. L. Haschka, den 24. Nov. 1807, Wien, Camesina, 8° (Wien. Stadtbibl.), s. Neue Annal. d. Literat. ꝛc., Wien, 1808, II., p. 136 f. (Tadel).

[5]) S. Neue Annal. d. Literat. ꝛc., Wien, 1808, I., p. 124 ff. (Lob).

er nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes von 1809 die Rückkehr des geflüchteten Kaisers in der schlichter und inniger gefühlten Ode: „Auf die erwünschte Zurückkunft Sr. k. k. Majestät Franzens des Ersten in Allerhöchst dero Haupt- und Residenzstadt, den 27. November 1809", Wien, b. Strauß, 8⁰ (Wien. Stadtbibl.), begrüßt hatte, lieh er seine Leier wohl nicht „unaufgefordert" (s. fr.) zu einer Verlegenheitsode: „Auf die Vermählung Ihrer k. H. Maria Ludovica mit S. M. Napoleon dem Ersten, Kaiser der Franzosen, Könige von Italien, dem Beschützer des Rhein- und Vermittler des Schweizerbundes am 11ten März 1810", gesungen v. L. L. Haschka, Wien, Strauß, o. J., 4 Bl., 8⁰ (Wien, Stadtbibl.). Etwas unfreiwillig komisch klingt es, wenn er orakelt:

> Das ist Pronöens Finger. Wenn menschlicher
> Verstand oft rathlos in Labyrinthen irrt;
> Fällt, wie vom Himmel in die Hand uns,
> Siehe! der leitende Faden nieder.

Der „leitende Faden" war für Haschka allerdings das Wichtigste, den „Himmel" dürfte indessen eine kompetentere Behörde in diesem Falle vertreten haben.[1]) Bald genug hatte der Dichter Gelegenheit, auch bei dem Abschlusse einer Titanenkatastrophe seine gezwungenen Schmeicheleien wettzumachen. Diesmal konnte er die Österreicher als Sieger begrüßen in seinen Oden: „Auf Sr. K. K. Ap. Maj. Franzens des Ersten glorreiche Rückkehr in Allerhöchstihre Haupt- und Residenz-Stadt, den 16. Junius 1814", gesungen von L. L. Haschka, Wien, gedr. b. J. B. Zweck, o. J. 8⁰ (Wien. Stadtbibl.). und „Ode bey der Heimkehr der Oesterreichischen Heere von dem französischen Feldzuge im Junius 1814", gesungen v. L. L. Haschka. Wien, b. J. B. Zweck, o. J. 8⁰ (Wien. Stadtbibl.).

Haschkas poetische Tätigkeit erstreckte sich charakteristischer-

---

[1]) In das Expl. d. Wien. Stadtbibl. schrieb eine alte Hand: Schwachheit, dein Name ist Mensch!

weise bis zum Wiener Kongreß. Hormayer, in dessen „Archiv für Geographie, Historie rc.", Wien, 1810 ff., der Dichter gelegentlich Beiträge lieferte, frägt bereits in einem Briefe vom 25. Oktober 1815: „Was macht denn Haschka? Seine Muse schweigt ja ganz . . ." [1]) Eine lange Zeit, reich an Wandlungen, können wir an der Hand von Haschkas tendenziösen Gedichten verfolgen, er hat stets der herrschenden Richtung gedient und bei der allgemeinen Stagnation des geistigen Lebens nach dem Wiener Kongreß verstummte auch er. Es war die Zeit, in der man der Regierung den besten Gefallen erwies, wenn man gar nichts schrieb, auch im zustimmenden Sinne nicht. War er bei der Fundierung der Reaktion in hervorragender Weise betätigt, so sah er auch jetzt nach dem Schlußstein der heiligen „Allianz" seine Aufgabe beendigt und konnte seine Leier beiseite legen. Er gehört trotz seiner patriotischen Gedichte gegen die Franzosenherrschaft freilich nicht unter die „Freiheitssänger", er hatte nur den Schein für sich, denn ihm galt nicht das Unglück einer Nation, sondern die Herrschaft einer Partei, die die Tyrannei des Demokraten nicht ertragen konnte. Und von der Selbstlosigkeit der übrigen Freiheitssänger, die sich in den Dienst einer höheren Sache zu stellen glaubten und die bittersten Enttäuschungen erlebten, kann bei Haschka keine Rede sein.

Haschka, der Zeit seines Lebens ein Hagestolz geblieben war, beschränkte den Abschluß seines Lebens auf den literarischen Verkehr. Größere Reisen scheint der Dichter kaum gemacht zu haben, doch dürfte er sich durch eine ausgedehntere Korrespondenz, von der leider fast alles verschollen ist, auch im Auslande literarische Freundschaften erworben haben. Die umfassendste Korrespondenz in dieser Hinsicht ist jene mit seinem alten Studiengenossen, dem Philosophen Reinhold, im Zeitraume von 1803 bis 1808. Diesem gegenüber wußte er sich vortrefflich als unentwegten Aufklärer

---

[1]) S. „Jahrb. d. Grillparzer-Gesellsch.", XII., p. 290.

darzustellen, der sich zeitweilig den Verfolgungen „mönchischer Intoleranz und schlechter Pfaffen“ [1]) ausgesetzt sah. Reinhold ließ sich täuschen, um so mehr, da Haschka für die Verbreitung der Werke Kants, denen in Österreich nicht freundlich begegnet wurde, sich bereitwillig einsetzte. Haschka besorgte übrigens auch die Korrektur von einem Werke Reinholds.[2]) Nach wie vor verkehrte aber der Dichter in dem Hause der Hofrätin Greiner und nach deren Ableben in dem Salon ihrer Tochter, der gefeierten Schriftstellerin Karoline Pichler. Dort spielte er den literarischen Ratgeber, „der seinerseits gern jedes junge Talent aufmunterte und mit Rat und That zu unterstützen liebte“.[3]) Daß vorwiegend die „vaterländischen“ Schriftsteller, wie Collin, Hormayr, Köderl und Schneller, um ihn einen Kreis bildeten, läßt sich denken. Er galt schließlich als ihr Nestor, und Hormayr ließ sich durch ihn am 21. September 1801 in das Pichlerische Haus einführen. Auch scheint man seinem literarischen Urteil noch Wert beigemessen zu haben, denn Hormayr erkundigt sich angelegentlich, was Haschka zu seinen biographischen Zügen sagte.[4]) Des Dichters gänzlichen Beifall fand indessen J. H. v. Collin, über den er an Reinhold eine begeisterte Lobeshymne schreibt, bald fanden sich die beiden Dichter in persönlicher Freundschaft. Ebenso stand der Dichter den beiden Schlegel nahe, er borgt dem einen sogar Bücher aus seiner Bibliothek, kann sich aber mit den romantischen Ideen derselben nicht befreunden.[5]) Er hatte sich in den späteren Jahren doch zu sehr mit den alten Klassikern beschäftigt. Daß in bezug auf die beiden Stolbergs nähere literarische und persönliche

---

[1]) S. Keil, l. c. p. 85.

[2]) „Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie, in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden, ein Lehrbuch für Vorlesungen rc.“, Wien. b. Degen, 1805, 8°.

[3]) K. Pichler, „Denkwürd.“, II., p. 54.

[4]) S. „Jahrb. d. Grillparzer-Gesellsch.“, XII., p. 295.

[5]) S. Keil, l. c. p. 102 f.

Berührungen nicht ausbleiben konnten, erklärt sich aus ihrer ganzen Wesensverwandtschaft. Haschka verteidigt daher auch auf das wärmste Friedrich Leopolds Übertritt zur katholischen Kirche und erkundigt sich noch später um ihn bei Reinhold.[1]) Schließlich überbrückte die Zeit auch alle Gegensätze. Selbst mit Schreyvogel kam Haschka später wieder zusammen, obwohl er einst die bittersten Wahrheiten über das dreifache H. (s. fr.) hören mußte. Übrigens blieb er nichts schuldig und nannte Schreyvogel gelegentlich einen „bösen hämischen Buben." [2]) Schließlich verzeichnet aber Schreyvogel in seinem Tagebuche am 27. Dezember 1819 [3]) anläßlich eines Geisterspieles, das er geschrieben hatte und in Gesellschaft vorlas, daß „besonders auch Haschka sehr davon ergriffen worden sei". Auch K. A. Böttiger lernt in Haschka nur mehr eine abgelebte Größe kennen und verzeichnet in seinem Tagebuch am 15. August 1811 [4]) folgendes: „Mittagsmahl bei Caroline Pichler. Hier lerne ich den Prof. Haschka kennen, den Lehrer der Pichler in der lateinischen Sprache, einen äußerst gutmüthigen und harmlosen Mann, quantum distat ab illo, quem olim autorem mordacissimorum carminum in famoso libello menstruo: ‚Eudaemonia' dicta et ab Hofmanno lucis osore edito cognoram." [5])

Es dürfte indessen in den späteren Jahren immer einsamer um Haschka geworden sein, der auch seine sämtlichen Geschwister überlebte. Ein neues Dichtergeschlecht tauchte empor, dem er, der schon in der klassischen Periode eine abgestorbene Form repräsentierte, ganz befremdet gegenüberstehen mußte. Er galt am Ende seiner Tage wohl kaum mehr als eine

[1]) S. Keil, l. c. p. 75 u. 99.

[2]) S. Keil, l. c. p. 98.

[3]) Hrsg. v. K. Glossy. Berlin, 1903, II, p. 338.

[4]) S. „Jahrbuch d. Grillparzer-Gesellsch.", XIII, p. 131.

[5]) Wobei freilich zu bemerken ist, daß die „Eudämonia" von Grollmann herausgegeben wurde und daß Haschka nie in dieselbe geschrieben hat. Offenbar eine Verwechslung mit dem „Magazin f. Kunst u. Literatur".

literarische Erscheinung und mit seinem Stillschweigen verblaßte auch der tiefe Schatten, der auf seinem Charakter lag. Man nennt ihn weder im guten noch im schlechten Sinne. Im Jahre 1824 legte er seine Kustosstelle an der Universitätsbibliothek [1]) nieder, er hatte also in den 25 Dienstjahren keine höhere Stelle erreicht. Man scheint sich also seiner kompromittierenden Person mit der bescheidenen Versorgung für immer entledigt zu haben und zur Tagesordnung übergegangen zu sein. Soll man hier das Wort vom Dank des Hauses Österreich anwenden? Weit hat es der Dichter der österreichischen Volkshymne allerdings nicht gebracht.

Nicht lange genoß der greise Dichter seine Ruhe, er starb bereits am 3. August 1827 zu Wien an einer Lungenlähmung im Alter von 78 Jahren. [2]) Schätze hat er keine hinterlassen, nur eine gewählte Bibliothek. Selbst in diesem Alter spricht noch sein eitler stutzerhafter Charakter aus den Nachlaßakten [3]), die allein „20 (! Gilets" verzeichnen. Auch seine Bibliothek spricht manches aus Neben den vollständigen Werken Kants finden sich ebenso vollständig die Schriften des berüchtigten de Sades, aber während diese schließlich den Erben freigegeben wurden, verfiel einzig und allein, als ob die Tragikomödie dieses Strebers selbst nach dem Tode fortdauerte, ein Paket mit „Freimaurerbücheln", den Zeugen eines „verdächtigen" Lebenswandels, unerbittlich der Polizei.

Kärglich war es mit den Nachrufen bestellt. Von vielen literarischen Zeitschriften nahm nur das „Morgenblatt für

---

[1]) Vgl. „Taschenbuch d. Wiener Univ.", wo er bis 1823 inkl. als Kustos erscheint.

[2]) Das „Todtenprotoc. d. Stadt Wien" gibt das Alter irrig mit 81 Jahren an, seine letzte Wohnung war die alte Universitätsbibliothek (Nr. 824).

[3]) S. „Archiv d. Landesgerichts i. Zivilsach. z. Wien". Sein gesamter Nachlaß wurde auf 1083 fl. 6 kr. geschätzt; davon bar nur 50 fl. und die Bücher allein — 1621 Werke und darunter viele Konvolute mit Broschüren — wurden auf 839 fl. geschätzt. Erbin war ein Fräulein Elisabeth Capellini.

gebildete Stände" (1827, Nr. 228, p. 912) von seinem Ableben mit folgenden Worten Notiz: „Am 3. August starb hier der Nestor deutscher Dichtkunst, L. L. Haschka, emeritirter Professor der Aesthetik und vormaliger Kustos an der Universitätsbibliothek, im 81sten Jahre. Er ist das vorletzte Mitglied des schönen Dichtervereins, der hier in guten alten Zeiten blühte: Alxinger, Blumauer, Denis, Mastalier u. s. w. Noch ist davon nur Gottlieb von Leon übrig . . . Die poetischen Leistungen dieses Mannes und seine literarischen Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten des Auslandes: Kant, Wieland, Herder, Klopstock, sind bekannt. Seine Gedichte erschienen bisher nur zerstreut in Zeitschriften. Besonders sind sie im Fache der Oden ausgezeichnet. Den literarischen Nachlaß wird dem Vermuthen nach sein Nachfolger im Lehrfache und sein genauer Freund, Professor Deinhardstein, herausgeben." — Die Wiener Zeitungen vergaßen den Dichter der Volkshymne aber gänzlich.

Haschka war freilich schon ein vergessener Mann, als er starb. Er hatte sich lediglich als Mittel zum Zweck verwenden lassen und sich von der Zeit viel zu sehr abhängig gemacht. Die Zeit hat ihn emporgetragen und zugleich vernichtet. Die Grenzen seines Talents waren zu kurz gesteckt und beruhten in einer leeren Spielerei mit einer Form, die ohne Zukunft war. Eine fehlende innere literarische Entwicklung wußte er dadurch wettzumachen, daß er sich stets an aktuelle Stoffe klammerte, die an sich bedeutend genug waren, ihn mit emporwachsen zu lassen und seinen Werken ein scheinbares schöpferisches Leben zu verleihen. Es war aber vielmehr ein Vegetieren, nicht unähnlich dem einer Schmarotzerpflanze, die auf fremdem Holze gedeiht und dessen Säfte entzieht, aber dadurch auch den eigenen Untergang herbeiführt, da ihre Wurzeln sozusagen in der Luft hängen, anstatt allein fruchtbaren Boden zu fassen. Im Grunde war das die gelehrte lateinische Jesuitendichtung, nur in deutscher Sprache und mit zeitgemäßeren Stoffen.

Dazu zogen die sozialpolitischen Reformen der josefinischen Zeit die Schriftsteller mächtig in ihren Bann, ihnen gegenüber kamen rein ästhetische Bestrebungen nicht auf, daher hatte die Tendenz in bezug auf Zeitfragen den Erfolg für sich. Wer hätte nicht danach gegriffen, da für Österreich Kulturfragen nur auf diesem Wege gelöst werden konnten.

Indessen, wie immer, verdirbt die Tendenz jeden Charakter, indem sie ihn zum mindesten einseitig macht. Diese Einseitigkeit hat Haschka immer auf die äußerste Spitze getrieben, so daß es ihm unmöglich wurde, einen rechten Übergang bei geänderten Verhältnissen zu finden, ohne sich bei den Parteien, denen er sich so rückhaltlos auslieferte, verächtlich oder lächerlich zu machen. Und allzuleicht ließ er seinen Ehrgeiz sprechen, der ihn, da ihm alle höhere Begabung und innere Berufung versagt war, in derlei Extreme trieb, um einen Augenblickserfolg zu haben und durch so äußere verwerfliche Mittel billigen Lorbeeren nachzujagen. Er hat den richtigen Moment stets zu erfassen verstanden und ist in diesem Sinne wohl ein Gelegenheitsdichter gewesen. Aber die Wahrheit, daß jeder gute Dichter ein Gelegenheitsdichter ist, besteht nur dann, wenn er, wie Goethe das nachgerühmt wurde, die Gelegenheit zur bloßen Anregung, zum Ausgangspunkt einer höheren Erkenntnis nimmt, die aus dem Zufälligen und Besonderen den allgemeinen menschlichen Kern herausschält und sich nicht von den gemeinen Tatsachen beherrschen läßt. Haschka war aber so wenig künstlerisch veranlagt, daß er sich mitunter zur Gelegenheit schon früher herausfordern ließ.[1]) Übrigens wußte er selbst ganz genau in dieser Hinsicht seine Bedeutung einzuschätzen. „Wenn meine Oden auch gar keinen poet. Werth

[1]) Vergl. Keil, l. c. p. 89, wo er mit äußerlichen Ergebnissen ganz zufrieden schreibt: „. . . so schließe ich Ihnen die Ode bey, zu der ich aufgefordert ward, und die ich auch unaufgefordert gemacht hätte. Man war hier damit zufrieden, wenigstens hat sie das Verdienst geschichtlicher Treue."

hätten", schreibt er an Reinhold[1]), „so werden sie doch historisch immer merkwürdig bleiben; denn redlich und getreu ist meine Leyer den großen Ereignissen ihrer Tage gefolgt." Das können wir seiner Bescheidenheit schon zugestehen, leider ist das keine künstlerische Aufgabe, und Haschka gehört somit zu den Kuriosen der Literaturgeschichte. Daß er außerdem bei diesen „großen Ereignissen" keine eigene Meinung vertrat, ist ein anderes Kapitel.

Auch für Haschka gilt das Wort Hadrians VI.: „Wie viel macht es doch aus, in welche Zeit auch der beste Mann fällt." Und Haschka war schon von Haus aus kein fester Charakter. Die josefinische Zeit versprach zu viel, weit mehr wenigstens, als in Österreich augenblicklich zu erreichen war. Der Ikarussturz mußte erfolgen und man begnügte sich mit schlechteren Zuständen, als sie vordem waren. Es taugte nur für wenige Charaktere, die äußersten Extreme zu durchwandern, ohne irgendeinen Schaden zu erleiden. Um so schlimmer für einen Schriftsteller dieser Zeit, der irgendeiner Partei dienen mußte, wenn er die Schriftstellerei halbwegs als bürgerlichen Beruf betreiben wollte. Dazu kam die Not, das charakteristische Attribut eines deutschen Schriftstellers des XVIII. Jahrhunderts, sobald er nur unabhängig leben wollte. Wie viel sie bei Haschka beitrug, ihn ohne Widerstand jeder herrschenden Zeitströmung auszuliefern und ihn eine bessere Vergangenheit verleugnen zu lassen, wage ich zu seiner Entschuldigung nicht zu entscheiden. Genug, das Blut der jungen Freiheit möge über ihn kommen, wenn er sie mitgemeuchelt hat. Er hätte sehr wohl Patriot sein können, ohne würdelos auf alle neuen „Menschenrechte" zu verzichten und sich den Errungenschaften des philosophischen Jahrhunderts, an denen er mitgearbeitet hatte, später direkt entgegenzustellen. Denn in seinem Patriotismus lag nichts Befreiendes, sondern, da er weit entfernt von wirklicher

[1]) S. Keil, l. c. p. 97.

nationaler Empfindung war — milde gesagt — nur sklavische Ergebenheit. In seiner Volkshymne hörte man anfänglich nicht das Aufjauchzen eines beglückten Volkes, in ihrem Abglanz fand nicht so sehr das Unglück einer Nation erhebenden Trost, als man allzudeutlich das Klirren der Ketten der unglücklichen Opfer von Munkacs und Spielberg in den Klängen dieses Liedes reaktionärer Tendenz vernahm. Die Volkshymne mußte einen langen Weg der Läuterung zurücklegen, was sich ja rein äußerlich schon durch eine vielfache Umgestaltung ausdrückt, bevor sie das Palladium eines Volkes wurde und man ihren bedenklichen Ursprung vergessen konnte und damit auch ihren ersten Dichter. Diese Schuld ist in vielen Tagen des Glückes und Unglückes, bei denen sie weihevoll erscholl, gebüßt worden, ihr Dichter hat es freilich versäumt, sich rechtzeitig zu rehabilitieren, und nur die Vergessenheit schützte ihn vor der dauernden Verachtung. Auch Grillparzer, der die josefinische Tradition so hochgehalten hat, mußte bei der Volksyymne, die er später selbst umformen sollte, den Dichter, den er wohl persönlich kannte, nach seiner besseren Überzeugung vergessen und das Lied nur als wertvolles Gemeingut eines großen Volkes empfinden, um so tiefgefühlte Worte zu finden, die auch uns die fernere versöhnende Richtung geben sollen, als er 1858 sang:

Als ich noch ein Knabe war,
Rein und ohne Falte,
Klang das Lied mir wunderbar,
Jenes „Gott erhalte“.

Selbst in Mitte der Gefahr,
Von Getös' umrungen,
Hört' ich's weit entfernt, doch klar
Wie von Engelszungen.

Und nun müd' und wegeskrank,
Alt, doch auch der Alte,
Sprach ich Hoffnung aus und Dank
Durch das „Gott erhalte“.

Vormärzliche Pamphlete.

Mit ungedruckten Briefen aus Ludwig August Frankls Nachlasse.*)

Von

Stefan Hock.

Im Jahre 1842 erschien ein kleines Heft, das in den Kreisen der österreichischen Schriftsteller peinlichstes Aufsehen erregte und dessen Inhalt so marktschreierisch war wie der Titel: „Österreichischer Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar. Frey-Sing, bei Athanasius & Comp." Die alte Fabel von dem treuen Zusammenhalten der Wiener Poeten, von gelegentlichen Gästen der „Ludlam" und des „Stern" dem deutschen Publikum verkündet, durch die Tatsache, daß Graf Mailáth ein Polizeispion war, Braun von Braunthal den Dichter der „Wiener Spaziergänge" denunziert hatte, für den Kundigen längst erschüttert, fiel in sich selbst zusammen, da nun die österreichischen Literaten von einem der Ihren in pöbelhaftester Weise dem allgemeinen Gespötte preisgegeben wurden. Auf 45 schmalen Seiten waren 91 Schriftsteller in persönlichster Weise durchgehechelt, ihr Äußeres wenig empfehlend beschrieben, ihre Privatverhältnisse in häßlichen Andeutungen entblößt, ihre Werke mit meist hämischen Randbemerkungen aufgezählt. Diese Art der literarischen Charakteristik in rasch hingeworfenen Porträts war auch für Österreich nicht neu; mit denselben Mitteln der berüchtigte Groß-Hoffinger in seinem „Wien wie es ist" schon

*) Bruno von Frankl-Hochwart hat mir in freundlichster Weise die Benutzung und den Abdruck der Briefe gestattet.

1833 die wichtigsten Dichter der Hauptstadt dargestellt, Julius Seidlitz drei Jahre später „Die Poesie und die Poeten in Österreich“ besprochen. Neu aber war die Niedertracht der Angriffe, die aus halben Wahrheiten und lügenhaften Gerüchten ihr Material nicht zu literarischer Fehde, sondern zu Verleumdungen und Beleidigungen der Privatpersonen holten. Da heißt es etwa von Braun v. Braunthal, dem freilich charakterlosen, aber nicht unbegabten Nachahmer Heines und Lenaus: „Ritter voll Furcht und Tadel. Von Marqueurs, seinem Schneider und einigen spießbürgerlichen Familien Baron tituliert, weil er seinen ersten Namen Braun immer französisch ausspricht, mittelgroße Figur, mittelalterliches Gesicht, mittelmäßiger Schriftsteller und unbemittelter Rentier.“ Von dem noch heute überschätzten, aber nicht unsympathischen Johann Nep. Vogl: „Grobes, gemeines Äußere, schmutziger, vernachlässigter Anzug, gemeine Schlächter-Manieren, hat einen großen Schnurrbart, treibt sich in Kneipen herum, ist wenig geachtet und nirgends in guter Gesellschaft zu finden. Ziemliches episch-lyrisches Talent, sehr fruchtbar, Balladenfabrikant en gros: ziemlich gekannt und gelesen vom österreichischen Publikum, läßt sich alle Jahr lithographieren.“ Der verdiente Anekdotenerzähler Graeffer ist dem Verfasser nur ein „Lügenfabrikant en gros“, an Halm gefällt ihm das „stupide Äußere“ nicht, Deinhardstein ist ein „Narr“, Michael Enk ein „pedantischer, langweiliger und vielschreibender Professor“, J. G. Seidl, Zedlitz, L. A. Frankl und Feuchtersleben gelten ihm mehr oder weniger als „Vertraute“ der Polizei, und selbst Grillparzer erhält den Verweis: „König Ottokars Glück und Ende — ein tragisches Gelegenheitsgedicht — (ex officio et jussu zur Verherrlichung der Habsburger! Pfui!).“

Die Verleger dieses häßlichen Pamphlets waren Hoffmann und Campe in Hamburg, von denen, wie von den Buchhandlungen Reclams und Wigands in Leipzig, mit besonderer Vorliebe Kampfschriften gegen das österreichische

System verlegt wurden. Den Verfasser festzustellen, haben die österreichischen Literarhistoriker sich wiederholt bemüht und eine Reihe von Vermutungen geäußert, von denen nur zwei Beachtung verdienen, die in Julius Seidlitz, beziehungsweise in dem deutschböhmischen Dichter Daniel Uffo Horn den Urheber des Pamphlets sehen wollen.

Gleich nach dem Erscheinen des Pasquills wurden mannigfache Mutmaßungen laut. Saphir zeichnet in einem überaus heftig gehaltenen Artikel seines „Humoristen“ (7. März 1842) das Bild eines literarischen Abenteurers, wie es der Verfasser des „Österreichischen Parnasses“ offenbar sei, und scheint geradezu auf Uffo Horn, den er vielfach gefördert hatte, zu zielen, indem er den Pasquillanten grober Undankbarkeit zeiht. Indes hatte aber ein ungarisches Blättchen dem Mährer Rudolf Hirsch, der einige Jahre in Wien gelebt und im Jahre 1840 die Redaktion des Leipziger „Kometen“ von Herloßsohn übernommen hatte, die Broschüre zugesprochen und damit um so mehr Glauben gefunden, als der „Komet“ gerade im Frühjahr 1842 eine Reihe von Schmähungen gegen die österreichischen Schriftsteller enthielt. L. A. Frankl griff diese Anschuldigung auf und bemerkte in seinen „Sonntagsblättern“ anläßlich einiger literarischer Charakteristiken Graeffers (31. Juli): „Es wäre dem Herrn Rudolf Hirsch in Leipzig zu raten, hier in die Schule zu gehen (überhaupt!), um es zu lernen, wie öffentliche Charaktere zu zeichnen sind, statt den ‚Österreichischen Parnaß‘ in dem von ihm redigierten ‚Kometen‘ fortzusetzen,“ Ein Zufall fügte es, daß am selben Tage die Beilage der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ folgende Erklärung Hirschs brachte. „Aus brieflichen Mitteilungen entnehme ich soeben, daß ein ungarisches Lokalblatt mich als Verfasser des Pasquills ‚Der österreichische Parnaß‘ bezeichnet hat. Ich finde mich in gerechter Entrüstung hierauf zu erklären veranlaßt: daß ich der Autor jener Broschüre nicht bin, den Mann aber, der das Gegenteil in so ehrenrühriger Form auszusprechen

wagte, als Verleumder zur gerichtlichen Verantwortung ziehen werde. Leipzig, am 25. Julius 1842."

Hirsch war also unschuldig. Aber wer war der Schuldige? Frankl wandte sich mit dieser Frage an Ignaz Kuranda, der als Redakteur der „Grenzboten" regen Verkehr mit dem literarischen Deutschland pflegte, den zudem der mit Campe in enger Verbindung stehende Gutzkow auf seiner Reise von Hamburg nach Paris soeben in Brüssel besucht hatte, und erhielt in einem Brief vom 8. August die erwünschte Auskunft: „Der Verfasser des ‚Österreichischen Parnaß' ist, wie mir Gutzkow aufs bestimmteste sagte, Uffo Horn. Sein Famulus, ein gewisser Schmida, den er in Hamburg in Versatz zurückgelassen, hat das Geld dafür bekommen."

Frankl verständigte seinen Freund Franz Graeffer von dieser Mitteilung, ohne sie sofort der Öffentlichkeit bekanntzugeben; denn Uffo Horn war Mitarbeiter der „Sonntagsblätter", die noch am 17. Juli einen Beitrag aus seiner Feder gebracht hatten. So blieb es vorläufig bei einer nur den Eingeweihten verständlichen Andeutung Graeffers („Sonntagsblätter" 14. August): „Als Motto der verschiedenen Explikationen über jenes Pasquill ‚Der österreichische Parnaß", welches so grell, daß es nur lächerlich ist, hätten Fouqués Worte sehr gepaßt: ‚Beilhieb gegen Hornstoß'." Eine unmittelbar folgende Reise nach Prag gab L. A. Frankl Gelegenheit, den Verfasser persönlich zur Rede zu stellen. Horn benahm sich höchst erbärmlich; er machte halbe Geständnisse, bat um Verschwiegenheit, da er mit Recht die österreichische Polizei fürchtete, und erklärte sich überdies als Verfasser einer zweiten Schmähschrift, in der hauptsächlich Hammer-Purgstall und L. A. Frankl angegriffen waren: „Östreich. Städte, Länder, Personen und Zustände. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1842." Er wiederholte und erweiterte sein Bekenntnis in folgendem Briefe:

„Mr. le docteur Louis Auguste Frankl.

chez lui.

Von der Zeit gedrängt, denn meine Abreise läßt sich nicht mehr aufschieben, gebe ich Dir schriftlich den Nachtrag zu unserem gestrigen Gespräche.

Die mündlich gegebene Erklärung, daß ich am ‚Parnaß‘ durchaus keinen selbständigen Anteil habe, wird dieser Tage in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ erscheinen, und ich stehe nicht an, Dir schriftlich zu wiederholen, daß ich mich in keiner Art und [nicht] im entferntesten für dieses Pamphlet verantwortlich betrachten kann. Ist es meine Schuld, wenn eine von mir zu anderem Zwecke entworfene Namensliste österreichischer Autoren, der nur ein Verzeichnis der Schriften beigefügt war, ohne mein Wissen und Zutun auf das erbärmlichste verballhornt und mit Zusätzen und Ansichten, die nicht allein kein ehrlicher, sondern auch kein vernünftiger Mensch vertreten kann, der Öffentlichkeit übergeben wird, und zwar von jemand, der nur die paar Taler Geld dabei im Auge hatte, ohne die Folgen zu bedenken? Außerdem hat dieser Jemand viele Personen in dem ‚Parnaß‘ aufgeführt, die nicht in meiner Namensliste enthalten waren und denen ich auch nie einen Platz in einem Werke über die Literatur Österreichs eingeräumt haben würde. Was Deine Ansicht betrifft, daß er ein Esel sei, so mache ich Dich, ohne im geringsten zu widersprechen, nur darauf aufmerksam, daß er in Hamburg viel Literatur trieb und sogar im ‚Telegraphen‘ als ‚Calosantius‘ figuriert.

Was endlich das Buch ‚Österreich‘ betrifft, so erkläre ich ebenso unverholen, daß ich dieses Buch — augenscheinlich ein Aggregat von Bruchstücken — in seiner gegenwärtigen Form nicht als das meinige anerkennen kann, da es von Unrichtigkeiten und Zusätzen wimmelt, die nicht von mir herrühren. Daß es überhaupt erschien, ist nicht meine Schuld, da ich auf die Nachricht hievon alles aufbot, seine Auflage

zu verhindern, indem ich Campe die Ausgleichung, die ich mit ihm vorhatte, bar oder durch ein anderes Manuskript anbot. Die Konsequenzen in unserer persönlichen Angelegenheit reduzieren sich daher auf eine Unterlassungssünde, die mir herzlich leid tut, um so mehr, als eine Verbesserung derselben sehr erschwert ist. Daß Du mich nicht an die Behörde überlieferst, hast Du selbst erklärt und bin ich dessen sicher — sollte es aber doch von anderer Seite geschehen und ich herhalten müssen, dann sei versichert, daß ich die Dich betreffende Stelle revoziere: auf den übrigen Artikel über Hammer jedoch erleidet mein Bedauern, daß ich nicht um die Weglassung Schritte tat, keine Anwendung. Schließlich nur noch: Halte es, wie Du willst — ich gestehe gern mein Unrecht ein und habe Dir vor einem Jahre die Hand zuerst geboten, weil ich von einem Menschen, dem ich einige Anhänglichkeit und Dankbarkeit für mich zutraute, gegen Dich verhetzt worden war; tut Dir aber die Sache so sehr leid und kannst Du Dich, meiner Erklärungen ungeachtet, nicht beruhigen, so muß ich mich trösten und es der Zeit überlassen, die Dich vielleicht später ebenso zu mir zurückführen wird, wie mich vor einem Jahre zu Dir. Tu, was Du für gut findest — Mangel an Offenheit und Vertrauen wirst Du mir zum mindesten nicht vorwerfen können und hast Du auch nicht zu besorgen, daß Dein Benehmen auf meine literarische Ansicht über Dich und Deine Schriften einen Einfluß übe. Gott befohlen!

Prag, 25. August 1842.

Uffo Horn."

Alle Ausflüchte beiseite gelassen, gibt Horn einen gewissen Anteil am „Österreichischen Parnaß" zu; sein Mitarbeiter „Calosantius" dürfte mit Schmida, den Gutzkow, der Herausgeber des „Telegraph für Deutschland", als Horns Famulus bezeichnet, identisch sein. Näheres über dessen Persönlichkeit zu finden, ist mir nicht gelungen. Die ange-

kündigte Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ hat Horn wohlweislich zu veröffentlichen unterlassen.

Die Broschüre „Östreich“ ganz abzuleugnen, war er nicht imstande, da ihr zweites Kapitel — eine Reise durch Steiermark und Illyrien — aus Artikeln zusammengestellt ist, die 1838 unter Uffo Horns Namen in Saphirs „Humoristen“ (Nr. 127—161) abgedruckt waren. Im letzten Kapitel „Personen“ werden die Erzherzoge Ludwig und Karl, Fürst Metternich, einige Schriftsteller und Maler, besonders ausführlich und abfällig der Orientalist Hammer-Purgstall besprochen. Hatte schon der „Österreichische Parnaß“ über diesen kurz bemerkt: „Will Graf werden. Abgedankter Hofdolmetsch und Erblandvorschneider, deshalb Opposition machender Doktrinär“, so wird jetzt in perfider Weise über seinen Fall triumphiert; seine Übersetzungen und Dichtungen werden verhöhnt, seine Bemühungen um den Leopolds-Orden, die ihm die Ungnade Metternichs zugezogen hatten, verspottet. Nebenbei macht sich Horn über L. A. Frankl lustig, der seine literarische und gesellschaftliche Stellung vor allem Hammer-Purgstall verdankte und an dem Schicksal seines Gönners lebhaften Anteil nahm. In dem Briefwechsel der beiden Angegriffenen ist naturgemäß von Horns Pamphleten die Rede. So schreibt Hammer-Purgstall in einem auch sonst höchst interessanten Briefe vom 2. Oktober 1842 aus seinem Landsitz Hainfeld:

„Indessen will ich heute nur von der ... Uffo Horns sprechen, welche mir Rudolph [Hammers Schwager] so wie früher die Pia desideria [Bauernfelds] geliehen, und welche ein würdiger Anhang zum ‚Österreichischen Parnaß‘. Sie wissen, daß ich gleich nach der ersten Lesung des letzten niemand anderen für den Verfasser desselben gehalten als Uffo Horn ... Wenn sie mir auch nicht gesagt hätten, daß Uffo Horn der Verfasser, so hätte ich ihn aus den inneren Merkmalen seines Produkts ebenso sicher als aus dem ‚Parnasse‘ erraten; schon sein Reiseausflug durch Steier-

mark und Kärnten wäre hierzu hinreichend gewesen; er befand sich zu Klagenfurt, als ich dort zur Krönung nach Mailand [September 1838] durchreiste; da seine Unwissenheit mit seinerBöswilligkeit gleichen Schritt hält, so weiß ich nicht, ob er vermöge der einen oder der anderen den ... [Tattenbach, Teilhaber an Frangipanis Verschwörung 1671; ‚Östreich‘, S. 89], welcher nie Statthalter der Steiermark, sondern nur Regimentsrat zu Graz war, starkmütig und standhaft sterben läßt, während er nach allen historischen Zeugnissen und Quellen der größte Schwachkopf und Feigling (nur ein blindes Werkzeug in den Händen der anderen Verschwörer), nach ausgesprochenem Todesurteil nichts als weinte und jammerte, daß er so jung sterben müsse und einen guten Teil seines Vermögens auf einige tausend Messen vermachte. Sein Porträt, das ich zu Kranichsfeld, wo die Verschwörung unter der Rose stattgefunden, auf meiner Rückkehr von der Krönung sah, beglaubigt ganz und gar den wie von Milch und Biskoten aufgefütterten Weichling.

Wenn ich mit Uffo Horn je in feindlicher Berührung gestanden, wenn ich ihn nur jemals gesprochen oder gesehen hätte, so wäre die Hartnäckigkeit, mit der er mich schimpfend angreift und in dieser Broschüre ganz allein aus allen Literatoren Österreichs an den Pranger stellt, schwer zu erklären; aus allem geht hervor, daß meine große Schuld in seinen Augen keine andere als meine Freundschaft für Sie, daß er mich nur angreift, um seine Streiche unter meinem Namen auf Sie zu führen, und daß er Ihnen in seiner Dummheit recht zu schaden vermeint, wenn er Sie als den durch einen Verungnadeten wider die Zensur Beschützten verlacht, als ob Ihnen jemals auch zur Zeit meiner Wirksamkeit als Hofdolmetsch meine Verwendung bei Fürst Metternich in Zensursangelegenheiten das geringste hätte nützen können; das einzige gute Korn, das ich aus diesem Misthaufen mit Vergnügen auflas, ist das unverdächtige

Zeugnis Ihrer freundlichen Teilnahme an dem nie zu rechtfertigenden Gewaltstreiche meiner Entlassung aus dem Dienste des Hofdolmetsches, in welchem ich durch 27 Jahre nie das geringste Versehen mir zu Schulden hatte kommen lassen. Ich bedurfte dieses Zeugnisses Ihrer Freundschaft und Anhänglichkeit in solchem Munde nicht, aber es hat mich dennoch gefreut, und bin Ihnen dafür für immer dankbar. Wenn Sie dieses Scardeke im ‚Sonntagsblatte' bei Gelegenheit der Ausmittelung des wahren Verfassers des ‚Österreichischen Parnasses' besprechen, so habe ich gar nichts dagegen, wenn Sie sagen wollen, daß der wiederholte Angriff auf mich nur durch meine Freundschaft für Sie veranlaßt worden zu sein scheint, es müßte denn sein, daß er in mir allein als dem vorzüglichsten Repräsentanten der ganzen österreichischen Gelehrsamkeit dieselbe in Kot habe schleppen wollen. Ich habe nicht mit Unrecht, als ich zuerst von Uffo Horns Aufsätzen im ‚Humoristen' und von seinen Begegnissen mit Ihnen und mit Saphir hörte, gesagt: Foena in cornu habet. Der Kerl hat aber nicht nur . . . [Heu] auf dem Horn, sondern auch im Kopfe, denn sonst hätte er wohl nie den Fürsten Metternich, der den Russen immer und noch jetzt jüngst durch die Konfiskation des Mozart-Albums gehuldigt hat, als einen entschiedenen Slawenfeind aufstellen können; sein Artikel übrigens und die der Erzherzoge sind so zahm, daß man weniger auf Beschneidung durch die Zensur, als auf Schöntuerei, um wieder ins Vaterland zurückkehren zu dürfen, raten könnte. Daß Bäuerle mit Lob aufgeführt worden, ist natürlich, daß aber auch Pyrker einen freundlichen Seitenblick erhält, wie er im ‚Parnaß' freundlich behandelt worden, kann ich mir nur aus einer persönlichen Schöntuerei Pyrkers gegen Horn erklären . . . Gräßlich ist Horns Unwissenheit überhaupt in ästhetischen Dingen, und seine Ansicht von Hafis, ich sage nicht meiner und der . . . [Gervinus'], sondern der Goethes gegenübergestellt."

Die Affäre Horn-Saphir, auf die Hammer anspielt, wird noch zu erörtern sein, über die Konfiskation des Mozart-Albums ist mir nichts Näheres bekannt; es war wohl zur Enthüllungsfeier des Salzburger Denkmals (1842) geplant. Hammer-Purgstall wendet sich im weiteren Verlaufe des Briefes anderen Gegenständen zu, erörtert sein Verhältnis zu Gervinus, beurteilt Lenaus „Albigenser", spricht von Zedlitz' „Waldfräulein" und L. A. Frankls „Don Juan d'Austria", wobei er bemerkt, daß beide Werke Stellen enthalten, die nicht „für Mädchen berechnet" seien, und hofft, das Vorangehen Zedlitz' werde Frankl als Paß dienen, um sein Werk bei der Zensur durchzubringen. „Es ist klar, daß Uffo Horn Ihnen schon im voraus einen bösen Streich spielen wollte, indem er die Aufmerksamkeit der Zensur darauf rief." Hammer verurteilt im folgenden Bauernfelds „Pia desideria", die er diesem ab- und Zedlitz zuerkennen will und behandelt besonders eingehend das anonym erschienene Werk Josef Wertheimers „Die Juden in Österreich. Vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvorteils. Leipzig 1842", das ihn wieder zu Uffo Horn zurückführt: „Mich hat die Ihrem epischen Verdienste Gerechtigkeit gewährende Stelle gefreut und in bezug auf unsere Freundschaft die (II., 159), wo von der Freundschaft Lessings mit Mendelssohn u. s. w. die Rede, und wenn uns schon jetzt Uffo Horn als Nebelsterne oder Sternschnuppen zusammenfügt, so ist es zu hoffen, daß wir auch einst in gerechterem Munde wie jene nebeneinander glänzen werden. Wenn jener auf seine Faust lügt, daß ich Graf oder Großkreuz habe werden wollen, so hat mich die Stelle von den sieben jüdischen Freiherren (‚Die Juden in Österreich', II., 172) lebhaft an das erinnert, was ich dem Fürst Metternich antwortete, als ich ihn, nach der Vollendung meiner osmanischen Geschichte, im Herbste 1834, um die Erfüllung seines Versprechens, literarische Verdienste ebenso wie politische anzuerkennen, anging und nicht so-

wohl persönlich für mich, als weil noch kein einziger ausgezeichneter österreichischer Literator mit einem Orden beehrt worden wäre (das Kleinkreuz hatte ich als Hofdolmetsch schon im Jahre 1819 bei Anwesenheit des persischen Botschafters, hauptsächlich wegen der Entzifferung einer persischen Chiffre, erhalten). Er antwortete mir, Kaiser Franz sei sehr schwer zu Ordensverleihungen zu bringen, es würde weit leichter mit dem Baronat gehen, und ich entgegnete: Baron ist auch Rothschild und so viele andere durch Geld geworden, das Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens, welches übrigens den Freiherrnstand mit sich bringt, hat bisher, gottlob! soviel ich weiß, noch keiner des Geldes wegen erhalten; auch ist mir ums Kreuz weniger zu tun, als um ein dasselbe begleitende Handschreiben, in welchem deutlich gesagt würde, daß damit einzig und allein meine Studien und literarischen Arbeiten belohnt würden, was der Regierung gewiß mehr Ehre bringen würde als mir."

Die tiefe Empörung, welche aus diesem langen Briefe Hammer-Purgstalls spricht, bewog Frankl, in seinem Antwortschreiben die Ansicht zu äußern, es wäre besser gewesen, wenn man dem angegriffenen Gelehrten die Broschüre verheimlicht hätte. Hammer reagiert darauf am 18. Oktober mit anscheinender Ruhe und Überlegenheit: „Ich weiß nicht, wie Ihnen mein letzter Brief den Gedanken beibringen konnte, daß mich Uffo Horns Pasquill so sehr angegriffen; wäre das aber auch vorherzusehen gewesen, so würde dadurch Ihre Vorenthaltung bei einem Charakter wie dem meinigen gar nicht zu rechtfertigen sein; ich dachte, Sie kennten mich genug, um zu wissen, daß die schnellsten Nachrichten, wenn auch die unangenehmsten, mir immer lieber sind als die vorenthaltenen; solche Schonung ist wohl den Ärzten geboten für nervenschwache Kranke, aber keineswegs dem Freunde für einen, der nicht geisteskrank." Wie heftig aber die Angriffe Horns den greisen Mann, allen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz, ergriffen hatten, zeigt der Umstand,

daß derselbe Brief wieder auf den Pamphletisten zurückkommt: „Auf Uffo Horn paßt am besten das Wort des Tacitus, wie ich glaube: Ingenium pravum et avidum malae famae. Denn was kann er sich durch seine Schmähschriften in der Literatur für einen Namen erwerben als einen schlechten?"

Hammer-Purgstall hat dem Beleidiger nie vergeben. L. A. Frankl erzählt in einem Feuilleton über die vormärzliche „Concordia" („Presse", 31. Juli 1864): „Als Uffo Horn, der bekannt gewordene Verfasser des literarischen Pamphlets ‚Der österreichische Parnaß' als Gast erscheinen wollte, erklärte Hammer-Purgstall schriftlich, als Mitglied auszutreten, wenn dieser Schänder literarischer österreichischer Ehre eingelassen würde; diesem Protest schloß sich die ganze Gesellschaft an." Dies ist das erste- und einzigemal, daß Frankl — nach dem Tode Hammers und Horns — diesen als den Autor der Broschüre öffentlich genannt hat. So lange Uffo Horn lebte, hielt er sich durch sein Versprechen gebunden, den Behörden und darum auch dem Publikum gegenüber zu schweigen. Aus diesem Grunde konnte er auch seiner Behauptung, Rudolf Hirsch sei der Verfasser, die Nennung des wahren Autors nicht gegenüberstellen; dazu kam nun, daß die Angriffe im „Kometen" fortdauerten und sich besonders heftig gegen Frankl richteten — freilich, wie Hirsch einige Jahre später brieflich versicherte, „nie unter Entstellungen und Gaukeleien, wohl auch ganz ohne mein Mitwissen." Die Richtigstellung der fälschlichen Beschuldigung erfolgte aus diesen Gründen nur indirekt („Sonntagsblätter" 20. November 1842).

Die wichtigste Frage ist nun: Wie kam Uffo Horn dazu, diese abscheulichen Broschüren zu verfassen und zu veröffentlichen? Alle seine Biographen schildern ihn als einen zwar rücksichtslosen, heftigen, aber biederen, offenen, sympathischen, ja vornehmen Charakter. War er das wirklich? Und was brachte ihn gegen die österreichischen Poeten so sehr in Harnisch?

In Trautenau 1817 geboren, kam er frühzeitig nach Prag, wo er schon als Student sich dichterisch betätigte und in dem Vielschreiber W. A. Gerle einen freundlichen Gönner und selbstlosen Mitarbeiter an zwei erfolgreichen Lustspielen fand. 1837 übersiedelte er nach Wien, wo er in Lemberts „Telegraphen" und in Saphirs „Humoristen" mit einer Reihe von Gedichten und Aufsätzen hervortrat. Sein freies, burschikoses Wesen schuf ihm überall Freunde, aber kaum warm geworden, suchte er Händel, aus denen er sich nicht immer mit Ehren zog. Charakteristisch ist sein geradezu kindisch freches Benehmen gegen L. A. Frankl, denselben, dem er später so kläglich Abbitte leistete. Er hatte ihn im Dezember 1837 auf ein bloßes Gerede hin angerempelt und mußte sich folgenden Brief gefallen lassen:

„Euer Wohlgeboren!

Sie traten, ein mir Fremder, in mein Zimmer und beschuldigten mich, über Sie in Prag räsoniert zu haben; so hätten es Ihnen Ihre Freunde mitgeteilt. Ich erklärte Ihnen, daß dies unwahr sei, wohl aber hätte ich über Ihre Produkte geäußert, daß selbe, wenn sie auch Zeugnis von Talent geben, als Kunstwerke betrachtet aber noch viel zu wünschen übrig ließen. Sie erwiderten, das gehe den Schriftsteller an, der sich ein Urteil gefallen lassen müsse; das sei es nicht, aber ich hätte Sie persönlich, Ihre Ehre angegriffen.

Ich forderte Sie auf, mir zu erklären, was und wo ich über Sie gesprochen. Sie bezogen sich auf Ihre Freunde in Prag, von denen Sie sich die schriftlichen Beweise einholen würden.

Ich fügte mich und erwartete Sie.

Sieben Wochen sind um und Sie schreiben mir nun in einem Briefe vom 17. d. M. [Jänner 1838], den ich durch Ihren Diener erst am 23. d. M. abends erhielt, folgendes:

‚Ich bin durch die Perfidie gewisser Leute außer stand gesetzt, Ihnen die schriftlichen Beweise Ihrer Grobheit vorzulegen‘ u. s. w.

Aus Ihren Freunden werden gewisse perfide Leute und aus der Anschuldigung einer Ehrenbeleidigung wird die einer Grobheit. Die ganze Geschichte löst sich somit in Nichts auf. — Es war an Ihnen, zu kommen und zu sagen: Herr! verzeihen Sie, ich war übel unterrichtet, oder dergleichen, und somit wäre die Sache ernstlich und männlich abgetan gewesen: dagegen machten Sie mir halbe Anträge, welche ich bei entscheidenden Fällen wohl nie ablehnen würde.

Fände ich mich aber auch auf diese Art aufgefordert, so müßte vor allem durch die öffentliche Meinung und durch Ihren Sekundanten dargetan sein, wie Sie, mein Herr! aus Ihrem stadtbekannten Ehrenhandel mit Dr. Groß-Hoffinger sich gezogen haben, dessen Prämissen, aber nicht dessen Ende bekannt geworden ist.

Dies sei jedoch keineswegs als unzeitiger Vorwurf gegen Sie gesagt, sondern ich wünsche hiedurch nur meine Ansichten über wahre Ehre und Ehrenhändel zu betätigen.“

Wie mit Groß-Hoffinger und Frankl, so zerstritt sich der junge Querkopf mit Braunthal und schließlich mit seinem Gönner Saphir. Hier scheint wirklich jene Hertha, der Saphir die „Wilden Rosen“ gewidmet hat, die Ursache des Zwistes gewesen zu sein. Im Oktober 1838 hören Horns Beiträge in Saphirs Zeitschrift auf, 1839 übersiedelt er nach Hamburg. Am 11. November muß er sich von Saphir in einer Besprechung seiner Beiträge zur „Iris für 1840“ einen „Heineschen Lüstling“ schelten lassen. Im „Österreichischen Parnaß“ heißt es dagegen von dem Herausgeber des „Humoristen“: „Unverträglich seiner Eitelkeit und Eifersucht wegen“, und von den „Wilden Rosen“: „Dem. Hertha n'aime pas des épines.“ Eine lange Reihe gegenseitiger

Beschimpfungen wurde vor den Augen Deutschlands im „Frankfurter Konversationsblatt" abgeladen. Noch im Mai 1839 hatte aber Uffo Horn seinen „Camoens im Exil" dem Wiener Journalisten — freilich mit etwas kühlen Worten — gewidmet: „Ich kam nach Wien ohne Ruf und Gönner; wenn jetzt hie und da ein Freund der Literatur meinen Namen kennt, so verdanke ich es zumeist Ihrer Empfehlung. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür und die Zueignung dieses Gedichtes als einen schwachen Beweis desselben." In einer Besprechung des Buches in den Prager „Rosen" nahm Julius Seidlitz an dieser Widmung gerechten Anstoß, wurde aber von dem Herausgeber Robert Heller belehrt, daß Saphir sie zu einer Zeit angenommen habe, als er mit Horn noch auf gutem Fuße stand.

Hier sind genug Gründe persönlicher Art für die Herausgabe des „Österreichischen Parnasses". Groß-Hoffinger, Saphir, Braunthal, Frankl — seine Wiener Widersacher — sind Zielscheiben für die heftigsten Angriffe in der Broschüre und seinen gestrengen Kritiker J. Seidlitz benutzt er — wenn W. v. Wurzbach richtig vermutet — als Modell für das „kleine Jüdchen" mit „krausem, wolligem Haar und Säbelbeinen", das als „heruntergekommener Antiquar" dem Verleger das schmierige und abgegriffene Manuskript übergibt.

Sollte aber Horns Verantwortung, die sich zum Teil mit Gutzkows Mitteilung deckt, ganz übersehen, Schmidas Mitarbeiterschaft völlig abgewiesen werden? Ein wesentliches Argument für Horn ist die Tatsache, daß sein eigenes Geburtsjahr fälschlich mit 1818 angegeben und seine Charakteristik unfreundlicher als nötig abgefaßt ist. Aber einerseits ist sie nicht so absprechend, daß sie nicht einer gewissen gutmütigen Selbstpersiflage oder dem Bestreben, unerkannt zu bleiben, entsprungen sein könnte, anderseits war ja Horn jedenfalls dem Druckorte fern und wahrscheinlich auch an der

endgültigen Fertigstellung des Manuskriptes nicht beteiligt. Daß diese aber nicht mehr als eine höchst oberflächliche Redaktion war, die am Wesen und am Inhalt der Schrift nichts änderte, das beweist der Artikel „Anastasius Grün", der den Grafen Auersperg „Bräutigam und Kammerherrn in futuris" nennt, was natürlich nur vor seiner Verheiratung (11. Juli 1839) gesagt werden konnte. Das Buch war also 1839 in der uns vorliegenden Form im wesentlichen fertig, Uffo Horn ist der Verfasser.

Ebenso ist „Östreich" nach seinem eigenen Geständnisse ihm zuzuschreiben. Wenn wir es ihm auch glauben dürfen, daß das Manuskript nicht vollendet war und er den abrupten zweiten Teil noch ausgeführt hätte, so gibt er ja selbst zu, daß die Angriffe gegen Hammer-Purgstall von ihm unternommen, die einzelnen Bestandteile des Buches also von ihm verfaßt waren. Er verließ Hamburg Schulden halber, ließ die Manuskripte bei Campe zur Deckung seiner Verbindlichkeiten zurück und bestimmte selbst Schmida zum Verweser der Schriftstücke. Daß ihm nach dem Erscheinen der beiden Broschüren der Boden in Prag heiß wurde und er nun von den Pasquillen nichts mehr wissen wollte, daß er alles Schmida und Campe in die Schuhe schob, ist ja natürlich. Es gelang ihm auch wirklich, dank Frankls Verschwiegenheit in dem Schutz seiner Anonymität zu bleiben, ja sogar nach und nach — trotz seiner politisch zwischen Deutschen und Tschechen hin und her schwankenden Haltung, trotz einer neuerlichen Skandalaffäre, die ihn in ein Duell mit einem guten Bekannten hineinzwang, — in einem engeren Kreise sich eine literarische und gesellschaftliche Position zu erobern. Seinen Charakter zu retten, ist wohl nach der sicheren Zuweisung des „Österreichischen Parnasses", in dem er selbst seinen ältesten Freund, den braven, nur etwas eiteln W. A. Gerle verhöhnt hat, nicht mehr möglich. Ein gewisses Talent wird ihm niemand absprechen wollen, wenn es auch nicht über Nachahmung und Nachempfindung

hinausreichte. Sein zerfahrenes Wesen verhinderte eine harmonische Entwickelung, und man wird dem Urteil Gutzkows über den jungen Schriftsteller beistimmen müssen: „Wenn nur bei diesem talentvollen Dichter nicht alles Fragment bliebe! Immer neue Ideen, immer Ansätze, immer Proben von Werken, die nie erscheinen!“

Es ist ein trauriges Bild der literarischen Zustände im vormärzlichen Wien, das sich uns entrollte. Dem Druck von oben antworten Denunziation, Zwischenträgerei, Verleumdung, Zank und Feigheit von unten. Je näher man die große Masse von Grillparzers literarischen Zeitgenossen kennen lernt, desto mehr begreift man, wie angewidert sich diese wahrhaft edle und vornehme Natur vor ihnen zurückziehen mußte, desto lieber folgt man ihm in seine erhabene Einsamkeit.

Zedlitz' Anstellung im Staatsdienst.

Aktenstücke als Nachtrag zu Jahrbuch VIII., 33 f.

mitgeteilt von

Eduard Castle.

Anfang 1839 wurde es in Wien stadtbekannt, daß Zedlitz, der liberale Sänger der „nächtlichen Heerschau" und der „Totenkränze", der Übersetzer von Byrons „Ritter Harold", in den Dienst der Staatskanzlei getreten sei: peinlichstes Aufsehen, schärfste Verurteilung von seiten der stillen und lauten Frondeure wider das Metternichsche System! „Um ein Stück Fleisch", rief Grillparzer aus [1]), „hat er Gesinnung und Feder an die Regierung verkauft, die nun alles besitzt, was sie wollte, und jene Literatoren, welche sich von ihr nicht werben ließen, als Sauertöpfe, als Menschen ohne Wert und Erziehung gehen läßt, wohin sie wollen. Darin liegt Zedlitzens Verbrechen, daß er, der in der Literatur, und mit Recht, einen Namen hatte, sich zum Schildträger dieser korrupten und stupiden Menschen brauchen ließ und läßt."

---

[1]) Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit Bewilligung des † Fh. Artur von Löwenthal vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Eduard Castle. Leipzig. Max Hesses Verlag 1906, S. 107. Ein Hinweis auf Max Löwenthals Aufzeichnungen als einer inhaltsreichen und höchst wertvollen Ergänzung zu Bauernfelds Tagebüchern und anderen Alt-Wiener Denkwürdigkeiten wird an dieser Stelle nicht verargt werden.

„Mit Indignation sprach Niembsch-Lenau über Zedlitz, der sich sein Brot jetzt durch Artikel in der ‚Allgemeinen Zeitung' über ihm aufgegebene politische Themata erwirbt und neulich Keckheit genug hatte, sich in einem solchen kleinen Aufsatze über Ungarn zum Vermittler zwischen Regierung und Volk aufwerfen zu wollen, er, der sein Leben lang allen staatswissenschaftlichen Studien gänzlich fremd geblieben und zu seinen neuen Verrichtungen nichts mitbringt als einen Sack voll längst durchgedroschener Gemeinplätze, die er mit freigebigen Händen umherstreut." [1]) Selbst Erzherzog Johann hatte nur ein mitleidiges Achselzucken für den einst von ihm geschätzten Dichter: „Der arbeitet jetzt bei Metternich in der Kanzlei und ist für die Poesie verloren." [2])

Ich habe bereits in diesem Jahrbuch (VIII., 91 f.) das literarische Kesseltreiben geschildert, das nun wider den Apostaten seinen Anfang nahm und dazu geführt hat, daß nicht nur seine späteren, sondern auch seine früheren Werke, mit dem Bannfluch einer allmächtigen Kritik belegt, dem Vergessen anheimgefallen sind. Ich habe aber auch schon seine Rechtfertigung mitgeteilt (VIII., 84), die er schriftlich und mündlich geltend machte. [3]) Die näheren Umstände seines Eintritts in den Staatsdienst waren bis jetzt verschleiert. Bei der Lektüre der folgenden Aktenstücke aus dem Haus-, Hof- und Staats- sowie aus dem Polizei-Archiv wird das persönliche Interesse, wie ich hoffe, alsbald einem geschicht-

---

[1]) Ebenda S. 76.

[2]) Bucher, F. Freiligrath (Lahr 1882), II., 30; vgl. Jb. VIII, 62, 88.

[3]) So äußerte er sich 1841 zu Löwenthal mit einer Spitze gegen Bauernfeld (a. a. O., S. 171): „Unsere Freunde (die Wiener Poeten) glauben leider, genug getan zu haben, wenn sie frondieren. Sie reden immer von dem Ansehen der Pariser Dichter. Diese nehmen sich aber ihre Stellung selbst, man findet sie in allen Salons, während unsere in den Bierhäusern liegen und schimpfen. — Auch in meiner jetzigen Stellung mache ich immer Opposition und bin so glücklich, manches Gute wirken zu können."

lichen weichen, das der Verlauf dieser merkwürdigen Verhandlungen für sich in Anspruch nehmen darf.

I.

Majestätsgesuch Zedlitz' vom 4. Mai 1838.

Eure Majestät!

Unter den Unzähligen, die Bitten und Hoffnungen zu den Füßen Ew. Majestät niederlegen, wage auch ich es, das erstemal in meinem Leben, die Blicke meines Landesfürsten auf mich zu lenken und a. h. Ihre Gnade für mich anzurufen.

Ehe ich mich unterfange, meine Bitte auszusprechen, sei es mir erlaubt, Ew. Majestät in kurzen Worten die Lage anzudeuten, die mich bestimmt, meine Zuflucht zu Ew. Majestät Thron zu nehmen.

Nachdem ich seit meinem 16. Jahre in der Armee gedient hatte (als Beleg, wie ich gedient habe, möge die Beilage zeugen), vermählte ich mich im Jahre 1811.[1]) Obgleich selbst nur in sehr beschränkten Glücksumständen, machte mir es doch das Vermögen meiner Frau möglich, von dieser Zeit an meinen Beruf allein in schriftstellerischer Tätigkeit zu suchen und mich denjenigen nach besten Kräften anzuschließen, welche die früher unbeachtete österreichische Literatur in neuer Zeit mit einigem Ruhme umgeben haben. Ich darf, ohne mich unbescheidener Anmaßung schuldig zu machen, wohl auf die Anerkennung hinweisen, die selbst über Deutschland hinaus meinen Bemühungen zuteil geworden.

Aus dieser ruhigen, wenn auch nicht glänzenden Lage hat mich der plötzliche Tod meiner Frau[2]), mit der ihr Vermögen wieder an ihre Familie zurückfiel, gerissen und ich sehe mich in einem Alter, wo die Zukunft immer unge-

[1]) Vgl. Jahrbuch VIII., 35.

[2]) Ernestine, geb. Freiin von Lipthai, war am 10. September 1836 von der Cholera dahingerafft worden (vgl. Jahrb. VIII., 82).

wisser erscheint, gezwungen, mir durch mein Talent eine neue Existenz zu gründen. Unter diesen Umständen wage ich es, meine Zuflucht zu Ew. Majestät zu nehmen und alleruntertänigst zu bitten, mich durch Ihre Gnade in eine solche Lage zu stellen, in der ich im Dienste Ew. Majestät meine Fähigkeiten zum Besten meines Vaterlandes fruchtbringend verwenden kann. Ew. Majestät werden in Ihrer Milde und Weisheit ermessen, daß ein Leben, das mit dem Degen und der Feder dem Ruhme des Vaterlandes geweiht war, a. h. Ihrer Berücksichtigung nicht ganz unwürdig erscheinen dürfte; und mich vor dem Unglück bewahren, für meine noch übrigen Tage auf fremdem Boden einen Wirkungskreis für jene Kräfte suchen zu müssen, von denen mein Vaterland keinen Gebrauch zu machen sich bewogen fände.

Es wird von a. h. Ihrem Herzen nicht ungnädig aufgenommen werden, wenn ich es wage auf alle anderen Staaten hinzuweisen, die ohne Ausnahme solche Literatoren, die sich um Kunst und Literatur verdient gemacht und der Bildung und der Geisteskultur des Vaterlandes förderlich gewesen, nicht unbeachtet gelassen. Wenn sich auf diesem Wege ein Verdienst begründen läßt, so darf ich von mir sagen, daß ich treu und redlich und nicht unglücklich auf diese Resultate hingearbeitet habe.

Meine bisherigen Leistungen waren allerdings eigentlichen Bureaugeschäften ferne, aber ich fühle den Willen und die volle Kraft in mir, in jeder anderen Sphäre geistiger Tätigkeit mit Eifer und Erfolg zu dienen. Eine Feder, die öffentliche Meinung für die guten Absichten der Regierung vorbereitend, aufklärend, kräftigend, wird in dem Staatshaushalte einer so großen Monarchie keine Sinekure sein. Ich begnüge mich in dieser Beziehung nur auf die Vorarbeiten des nächsten ungarischen Landtages hinzuweisen.[1])

---

[1]) Zedlitz schreibt an Georg Cotta am 12. Mai 1838 (Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898, München 1898, S. 261): „Ich habe vor ein paar Tagen eine interessante Unterredung mit dem Fürsten Metternich

Eine solche Feder, die in jeder Richtung hin die Aufgabe zu lösen vermöchte, die Massen für die Absichten der Regierung zugänglich zu machen, die erläuternd, vermittelnd, zurechtweisend, aneifernd wirkte, sollte eine solche Feder in einem Staate von mehr als 30 Millionen Untertanen die Vorteile nicht auch verdienen, die man ihr zuzugestehen geneigt wäre? In den politischen Beziehungen der äußeren Verhältnisse hat weise Vorschau derlei Organe schon längst als unbedingt notwendig erkannt und in diesem Sinne fürgesorgt; vom administrativen Standpunkt betrachtet, würden solche Organe gewiß von ebenso großem Nutzen erscheinen, zumal wenn man erwägt, daß die geistige Befruchtung der Idee nirgendmehr entbehrt werden kann und daß sich die Notwendigkeit dazu in Augenblicken der Dringlichkeit immer, dann aber oft zu spät herausgestellt hat.

Ich habe diese Andeutungen gewagt, um darzutun, daß die Stellung, die mir die Gnade Ew. Majestät vielleicht außer dem Kreis der Beamten-Pragmatik zu erteilen geruhen möchte, doch deshalb keine unnütze und ganz entbehrliche sei. Was Ew. Majestät für mich tun, wird allein und immer nur ein Ausfluß Ihrer Gnade sein; daß aber diese Gnade nicht unwürdig verschwendet, daß sie überhaupt keine verlorene wäre, dies überall und jeden Augenblick zu betätigen, soll die Aufgabe meines ganzen dankerfüllten Lebens sein.

Ich ersterbe ehrfurchtsvoll

Wien, den 4. Mai 1838 Ew. Majestät

treugehorsamster Untertan

J. V. Zedlitz,

k. k. Kämmerer.

---

und Grafen Sedlnitzky in Bezug auf die Möglichkeit, die A. Z. für die vorzubereitende Arbeit des nächsten ungarischen Landtags zu gebrauchen, gehabt. Vielleicht wird Ihnen in dieser Beziehung irgendetwas insinuiert werden, wenn der passende Zeitpunkt dazu erscheint." Dem Majestätsgesuch sind sonach mündliche Unterhandlungen vorausgegangen oder unmittelbar gefolgt, zu denen die Herzogin von Acceranza verholfen haben soll.

Beilage zu Zedlitz' Majestätsgesuch.

Kopie.

Zeugnis,

durch welches dem Herrn OLt. Josef Baron Zedlitz von E. H. Ferdinand-Husaren bestätiget wird, daß derselbe zu Anfang des letzten Feldzuges bei mehreren Affairen und der Retraite durch Böhmen als Ordonnanz-Offizier bei mir gestanden [1]) und sich in jeder Gelegenheit, besonders aber in dem Treffen bei Hausen dergestalt unter meinen Augen ausgezeichnet, daß ich ihm das gerechte Lob erteilen muß, sich als ein rechtschaffener, tapferer und einsichtsvoller Offizier der allerhöchsten Gnade und Rücksicht vollkommen würdig gemacht zu haben.

Gegeben Gratz, den 7. August 1810.

L. S. Prinz zu Hohenzollern,
General der Kavallerie m. p.

II.

A. h. Handschreiben (eingelangt am 17. Mai).

Lieber Graf Sedlnitzky!

In dem beiliegenden Gesuche bittet der Kämmerer Freiherr von Zedlitz um irgend eine Verwendung außer dem Beamtenstande. Da Ich nicht abgeneigt bin, seinem Gesuche zu willfahren, so haben Sie Mir das Gutachten zu erstatten, auf welche Art seine Verwendung stattfinden könnte und was für Genuß ihm dafür zu bewilligen wäre.

Wien, den 15. Mai 1838.

Ferdinand m. p.

III.

Konzeptbogen (von Sedlnitzky selbst korrigiert).

Erlaß an Seine des k. k. H. HR. und Polizei-Oberdirektors von Amberg Wohlgeboren.

Ich ersuche Euer ... mir über den als Schriftsteller bekannten k. k. Kämmerer Freiherrn von Zedlitz hinsichtlich

[1]) Vgl. Jahrb. VIII., 35.

seiner Familien- und Vermögensverhältnisse, seines Wertes in religiöser und moralischer Hinsicht, seiner politischen Gesinnungen und Haltung, seiner aufrichtigen Ergebenheit für Se. k. k. Majestät, für die österreichische Regierung und für deren Grundsätze, dann in betreffs seiner Arbeitsliebe, Tätigkeit und des Rufes, den er in Absicht auf Gediegenheit des Charakters und Rechtlichkeit genießt, genaue Auskünfte schleunigst vorzulegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Wien, den 25. Juni 1838

IV.

Bericht des Polizei-Oberdirektors an Sedlnitzky vom 12. Juli 1838 (eingelangt am 16. Juli).

Eure Exzellenz!

In Erledigung des mit hohem Erlasse Eurer Exzellenz vom $\frac{25}{28}$. Vormonats erhaltenen hohen Auftrages beeile ich mich, die in selbem über den k. k. Kämmerer Freiherrn von Zedlitz geforderten Notizen ehrfurchtsvoll zu unterbreiten:

Johann [1]) Christian Freiherr von Zedlitz ist zu Johannesberg in Österreichisch-Schlesien gebürtig, 48 Jahre alt, seit 2 Jahren Witwer ohne Kinder.

Er studirte am Gymnasium in Breslau, wählte aber später die militärische Laufbahn und trat 1806 in das kaiserliche österreichische Husaren-Regiment Erzherzog Ferdinand. Im Jahre 1809 wurde er zum Oberlieutenant befördert und machte den Feldzug dieses Jahres mit, trat aber, durch Familienverhältnisse bestimmt, im Jahre 1811 mit Beibehaltung des Militärcharakters aus. Er privatisirte hierauf und beschäftigte sich teils mit Oekonomie, wozu ihm die Besitzungen seiner Frau im Banate — einer geborenen Baronin Liptay — Gelegenheit verschafften, teils mit literarischen Arbeiten.

---

[1]) Irrtümlich statt Josef (vgl. Jahrb. VIII., 34).

Seit dem Jahre 1816[1]) erschienen seine Dichtungen in Zeitschriften und Taschenbüchern und bald folgten dessen größere, ohnehin bekannten lyrischen und dramatischen Arbeiten, durch deren Ertrag, mit Beihilfe des Vermögens seiner Frau, er in der Lage war, einen ordentlichen Haushalt zu führen; doch soll er sich, seit dem Tode der letzteren, da die von ihr herrührenden Bezüge aufhörten, in finanzieller Hinsicht nicht in der besten Lage befinden und selbst genötigt gewesen sein, Schulden zu kontrahiren.

Zedlitz hat als Literat einen europäischen Namen erlangt und insbesondere wird er zu den Koryphäen der deutschen Dichter gezählt; seine Werke gelten daher sehr viel und werden vorzüglich im Auslande häufig gesucht.

Was dessen religiösen und moralischen Wert betrifft, so ist nichts bekannt, was ihn in dieser Beziehung beeinträchtigen könnte, nur stimmt die öffentliche Meinung nicht allgemein für die volle Gediegenheit seines Charakters.

Ueber seine Arbeitsliebe und Thätigkeit läßt sich jedoch mit Rücksicht auf seine bisherige unabhängige Lebensweise nicht viel sagen, indes beweisen die Ergebnisse seiner Muse, daß er sich immer zu beschäftigen wußte.[2])

In politischen Beziehungen wurde Zedlitz in früherer Zeit infolge seiner in Worten und in Schriften geäußerten Grundsätze zu den Liberalen und zu jenen gerechnet, die, dem herrschenden Zeitgeist huldigend, in Neuerungen das Heil der Völker zu finden glauben; es scheint aber, daß

---

[1]) Es ist nicht gelungen, ein vor 1819 erschienenes Gedicht nachzuweisen (vgl. Jahrb. VIII., 36).

[2]) Daß Zedlitz nicht allzu fleißig sei, scheint man auch Kaiser Ferdinand hinterbracht zu haben. Als jener sich ihm vorstellte, erzählte nachmals Grillparzer seiner Freundin Frau von Littrow (Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer, S. 26 f.), ermahnte ihn der Monarch dringend, fleißig zu sein und etwas zu lernen. „Schaun S' nur, daß S' was lernen“, sagte der gutmütige Kaiser, „denn sehen S', i dank 's meinem Vater noch im Grab, daß er mir 's Regieren hat lernen lassen.“ (Dieselbe Anekdote etwas anders Jahrb. V., 330.)

Erfahrung und gereiftes Urteil ihn eines Besseren belehret und daß insbesonders die im vorigen Jahre gemachte Reise nach Frankreich [1]) ihn von der Unhaltbarkeit dieser sogenannten modernen politischen Prinzipien und deren verderblichem Einflusse überzeugt und somit auch zu einem aufrichtigen Verfechter und Anhänger der von der österreichischen Regierung angenommenen Regierungsgrundsätze gemacht habe, wodurch dessen Ergebenheit für die Person seines Monarchen, die übrigens nie in Zweifel zu ziehen war, wohl nur gehoben werden konnte.

Wien, am 12. Juli 1838.

Amberg.

V.

Konzept einer Note Sedlnitzkys an Metternich.

Mit dem gegen geneigten Rückschluß anverwahrten a. h. Handschreiben geruhten Se. k. k. Majestät, das demselben beigeschlossene Gesuch des k. k. Kämmerers Freiherrn von Zedlitz um irgend eine Verwendung außer dem Beamtenstande mir mit dem Auftrage zu übersenden, a. h. demselben die gutachtliche Äußerung zu erstatten, auf welche Art seine Ver-

---

[1]) Eine vertrauliche Mitteilung an die Polizei vom 6. Januar 1838 wußte zu berichten (wonach Jahrb. VIII., 82 zu verbessern ist):

„Baron Zedlitz reist in wenigen Tagen nach Paris, er gedenkt bis Ende März oder April auszubleiben. Unterwegs wird er sich in München aufhalten und in Stuttgart; in letzterem Ort hat er mit Cotta Geschäfte, wahrscheinlich infolge der Herausgabe seiner sämtlichen Werke, welche Cotta veranstaltet hat; Neues hat Zedlitz nichts geschrieben.

Zedlitz will in Paris mit den Schriftstellern nicht umgehen, wenige ausgenommen. Besuchen will er Guizot, Lamartine, die Herzogin von Abrantes. Er ist noch unentschlossen, ob er Victor Hugos Bekanntschaft suchen soll, da er Victor Hugos Dichtungen nicht besonders schätzt. Die französischen Romanschreiber mag er nicht.

Baron Frisenhof ist halb und halb auch zu einer Reise ins Ausland entschlossen, und wenn seine Rückkehrzeit mit jener des Baron Zedlitz zusammentrifft, werden sie miteinander nach Wien zurückkehren."

wendung stattfinden könnte und was für ein Genuß ihm dafür zu bewilligen wäre.

Nach meinem unmaßgebigen Dafürhalten könnte der Bittsteller gemäß der in seiner vorliegenden Eingabe enthaltenen Andeutung zuvörderst und einstweilen versuchsweise zur Verfassung von solchen zur Aufnahme in Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes bestimmten Aufsätzen verwendet werden, durch welche die k. k. Regierung auf die öffentliche Opinion zu wirken wünscht und für welche ihm daher das Thema von den obersten Organen der Staatsverwaltung vorzuzeichnen wäre, deren Prüfung er daher auch diese Aufsätze zu unterziehen hätte. Für eine solche Verwendung, zu welcher der bevorstehende ungarische Landtag zunächst einen sehr ergiebigen Stoff liefern würde, dürfte sich der Freiherr von Zedlitz sowohl infolge seiner genauen Bekanntschaft mit Ungarn, wo er, mit einer ungarischen Gutsbesitzerin verehelicht, viele Jahre zugebracht hat, als mit Hinblick auf seine wissenschaftliche Bildung und den Kredit, den er sich als Schriftsteller im Auslande erworben hat, meines Erachtens vollkommen und umsomehr qualifizieren, da gegen seine politischen Grundsätze, zumal in Beziehung auf Ungarns Zustände, mir nie etwas im Nachteiligen vorgekommen ist. Es würde aber hiebei zugleich der Vorteil erreicht werden, das unleugbar ausgezeichnete Talent, welches derselbe, wenn auch bisher nur im Fache der schönen Wissenschaften bewährt hat, für Zwecke der Regierung zu benutzen und von Irrwegen abzulenken, auf welche derselbe seiner gedrängten Lage zufolge geraten könnte. Meiner Ansicht nach dürfte dem Freiherrn von Zedlitz für seine in Rede stehende, vor der Hand auf den Zeitraum von zwei Jahren zu beschränkende Verwendung ein Subsistenzbeitrag jährlicher 2000 fl. C. M. bewilligt werden.

Damit ich nun in den Stand gesetzt werde, Sr. k. k. Majestät über alle diese Punkte sowie über die vorliegende Eingabe überhaupt die mir abgeforderte gutachtliche Äußerung

grundhältig zu erstatten, nehme ich mir die Freiheit, Euer ... um die gütige Eröffnung Ihrer weisen Anhandlassung über diesen Gegenstand zu bitten.

VI.

Note Metternichs an Sedlnitzky vom 4. August 1838 (eingelangt am 5. August).

... Die von Euer Exzellenz in Anregung gebrachte Idee ... scheint mir in jeder Beziehung so angemessen, daß, wenn ich mit dem Euer Exzellenz erteilten Auftrage beehrt worden wäre, ich unter den gegenwärtigen Umständen Sr. Majestät nur einen gleichartigen Antrag hätte machen können.

Dieser Vorschlag entspricht meines Erachtens einmal den persönlichen Verhältnissen des Bittstellers, denn er setzt ihn in die Lage, die Kenntnisse und Fähigkeiten, die derselbe besitzt, zum Nutzen und Frommen seines Vaterlandes anzuwenden, auch wird dadurch der von Sr. Majestät bereits ausgesprochenen Absicht gemäß demselben auf eine entsprechende Weise unter die Arme gegriffen; anderseits ist das für den Staat damit verbundene Opfer von verhältnismäßig geringem Belange und dürfte wohl von den Vorteilen aufgewogen werden, die sich aus einer zweckmäßigen Benutzung der Talente eines allgemein anerkannten rufserfreuenden Mannes erwarten lassen.

Ich stimme daher den von Euer Exzellenz in Beziehung auf den fraglichen Gegenstand beabsichtigten Anträgen hiemit ohne Bedenken und umsomehr bei, als ich in die Korrektheit der durch die Erfahrung geläuterten politischen Gesinnungen des Freiherrn von Zedlitz dermalen ebensowenig Zweifel zu setzen Ursache habe, wie ich von dessen vollkommener Tauglichkeit zu der ihm zugedachten Bestimmung überzeugt sein zu können glaube.

Ich stelle es demnach Ew. Exzellenz anheim, von dieser meiner Ansicht den Ihnen beliebigen ferneren Gebrauch zu machen.

VII.

Präsidialvortrag des Präsidenten der k. k. Polizei-Hofstelle, Wien 31. August 1838.

Hinweis auf die Zuschrift an und von Metternich.

Von dem hiesigen Polizei-Oberdirektor ist mir infolge meiner oberwähnten Aufforderung der a. u. anverwahrte Bericht zugekommen, dessen Inhalt mir umsoweniger Grund darbietet, von meiner vorstehend ehrerbietigst entwickelten, von dem Haus-, Hof- und Staats-Kanzler Ew. Majestät Fürst von Metternich vollkommen gebilligten Absicht abzugehen, als Freiherr von Zedlitz in religiöser und moralischer Beziehung einen unbescholtenen Ruf für sich hat und seine politischen Gesinnungen, welche in früherer Zeit allerdings manche Spur von dem Einflusse liberaler Prinzipien wahrnehmen ließen, durch seitherige Erfahrungen geläutert und berichtigt dermalen vollkommen beruhigend erscheinen.

Insbesonders kann ich in betreff seiner Ansicht über die Zustände Ungarns und über die dortlands stattgefundenen demagogischen Umtriebe ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er das so verbrecherische als törichte Treiben der Ruhestörer in diesem Lande immer laut gemißbilligt und sich dem Interesse der Regierung ergeben gezeigt habe.

Ehrfurchtsvoll wage ich daher, dem weisesten Ermessen Ew. Majestät anheim zu stellen, ob a. h. dieselbe die bezielte Verwendung des Freiherrn von Zedlitz in der obgehorsamst detaillierten Art und Weise, nämlich zur Redigierung zweckmäßiger, durch öffentliche Blätter bekannt zu machender Aufsätze über vaterländische und namentlich über ungarische Angelegenheiten, vorläufig allenfalls für zwei oder drei Jahre, gegen den Genuß jährlicher 2000 fl. C. M. zu bewilligen und hiernach dem k. k. Haus-, Hof- und Staats-Kanzler Fürsten von Metternich, von welchem derselbe Stoff und Richtung für seine diesfälligen Arbeiten zu erhalten haben dürfte, die a. h. Weisung zukommen zu lassen geruhen wollen

A. h. Resolution.

Ich genehmige die Verwendung des Freiherrn von Zedlitz auf die angetragene Art vorläufig durch drei Jahre gegen ein Honorar jährlicher 2000 fl. und haben Sie von dieser Meiner Entschließung Meinen Haus-, Hof- und Staats-Kanzler in die Kenntnis zu setzen.

Venedig, den 8. Oktober 1838.[1])

Ferdinand m. p.

VIII.

Note des Grafen Sedlnitzky an Fürst von Metternich über die erfolgte Anstellung des k. k. Kämmerers Freiherrn Josef Christian von Zedlitz mit 2000 fl. Honorar.

Wien, 15. December 1838.

In Gemäßheit des mit a. h. Handschreiben vom 15. Mai d. J. mir erteilten a. h. Auftrages habe ich die Anträge hinsichtlich der von dem k. k. Kämmerer Freiherrn Josef Christian von Zedlitz nachgesuchten Verwendung außer dem Beamtenstande mittelst a. u. Vortrages vom 31. August d. J. der a. h. Schlußfassung unterbreitet und mich sowohl in Bezug auf die Art und Weise der Verwendung des gedachten Freiherrn als auch hinsichtlich des Ausmaßes des ihm dafür zu bewilligenden Honorares, in voller Uebereinstimmung mit dem Inhalt der verehrten Note Ew. Durchlaucht vom 4. August d. J. in beiden Beziehungen geäußerten Ansicht, gegenüber Sr. Majestät dahin ausgesprochen, daß der Bittsteller zur Redigierung zweckmäßiger, durch die öffentlichen Blätter bekanntzumachender Aufsätze über vaterländische und namentlich über ungarische Angelegenheiten versuchsweise benutzt werden könnte und daß ihm für diese einstweilen auf den Zeitraum von zwei bis drei

---

[1]) Vgl. Zedlitz' Brief an Kolb, Mailand 18. Oktober 1838: Jahrb. VIII., 83.

Jahren zu beschränkende Dienstleistung ein jährliches Honorar von 2000 fl. C. M. zu bewilligen wäre.

Zugleich unterließ ich nicht, auf die Notwendigkeit hinzudeuten, daß im Falle der a. h. Genehmigung der vorstehenden Anträge der Bittsteller Stoff und Richtung für seine diesfälligen Arbeiten von Ew. Durchlaucht erhalte.

Se. k. k. Majestät geruhten in Erledigung meines gedachten a. u. Vortrages mit a. h. Entschließung vom 8. Oktober d. J. die Verwendung des Freiherrn von Zedlitz auf die obigermaßen angetragene Art vorläufig durch drei Jahre gegen ein Honorar jährlicher 2000 fl. allergnädigst zu genehmigen und mich unter einem zu beauftragen, Ew. Durchlaucht von dieser a. h. Entschließung in Kenntnis zu setzen.

Indem ich mich diesem a. h. Auftrag unter Anschluß des darauf bezüglichen a. h. resolvierten Vortrages hiemit entledige, behalte ich mir vor, dem Freiherrn von Zedlitz, welcher, wie es Ew. Durchlaucht bekannt ist, sich gegenwärtig noch auf einer Reise in Süditalien befindet[1]), den Inhalt der obigen a. h. Resolution bei seiner Rückkunft mündlich mitzuteilen und ihn bei dieser Gelegenheit zugleich mit jenen Modalitäten bekannt zu machen, unter denen ihm die nachgesuchte Verwendung mit der damit verbundenen temporären Sustentation von Sr. k. k. Majestät gewährt wurde.

Da übrigens der Freiherr von Zedlitz nach den oberwähnten Bestimmungen in Bezug auf seine künftige Verwendung ausschließend den Anordnungen Ew. Durchlaucht untersteht[2]), so nehme ich mir die Freiheit, Hochdieselben um die gütige Anhandlassung jener Bestimmungen und Modalitäten zu bitten, welche erforderlich werden dürften,

---

[1]) Vgl. Jahrb. VIII., 83, 84.

[2]) Vgl. Jahrb. VIII., 83: „Fürst Metternich und Graf Kolowrat sind meine (Zedlitz') unmittelbaren Chefs, und sie teilen mir die zu bearbeitenden Gegenstände zu."

damit der Zweck seiner a. h. bewilligten Verwendung erreicht und die von ihm zu liefernden Aufsätze ganz nach dem Wunsche Ew. Durchlaucht verfaßt und benutzt werden.

IX.

Schreiben Metternichs an Sedlnitzky in betreff der Verwendung des Freiherrn von Zedlitz.

Wien, 22. December 1838.

Dank für VIII. und Rückstellung des a. h. resolv. Vortrages

... und behalte mir vor, mich, sobald Freiherr von Zedlitz aus Rom, wo er sich dermalen aufhält, zurückgekommen sein wird, mit Ew. Exzellenz über die Maßnahmen ins nähere Einvernehmen zu setzen, welche zur entsprechenden Ausführung der a. h. Absichten zu treffen sein dürften.

Inzwischen werden die in No. 300 und 346 der Allgemeinen Zeitung bereits erschienenen Aufsätze, der eine von der südlichen italienischen Grenze und der andere aus Ungarn datiert[1]), Ew. Exzellenz ebenso wie mir die beruhigende Ueberzeugung gewährt haben, daß Freiherr von Zedlitz das von uns in seine Fähigkeiten gesetzte und a. h. Ortes geltendgemachte Vertrauen vollkommen und in einem Maße gerechtfertigt hat, daß, wenn er in diesem Sinne zu schreiben fortfährt, man sich hievon in der That eine vorteilhafte Wirkung auf die öffentliche Stimmung versprechen darf.

X.

Pro domo-Bemerkung des Fürsten Metternich vom 22. Dezember 1838 über die Art der literarischen Verwendung des Baron Zedlitz.

Hierüber hat Baron Zedlitz von Sr. Durchlaucht dem Herrn Staats-Kanzler Fürsten von Metternich die nötige Anhandlassung erhalten und ist ihm die Richtung seiner

---

[1]) Vgl. Jahrb. VIII., 83, 84.

Korrespondenzartikel für die auswärtigen Zeitungen im allgemeinen gekennzeichnet worden, sowie seine Feder in speziellen Fällen benutzt werden wird.

Das ihm von Sr. k. k. Majestät mittelst a. h. Entschließung vom 8. Oktober 1838 Nr. 8826 a. h. bewilligte Honorar von jährlichen 2000 fl. C. M. für den Zeitraum von 3 Jahren wird Baron Zedlitz infolge der mit ihm getroffenen Verabredung brevi manu durch den hierortigen Reg. Rat von Wernekingh aus der k. k. Polizei-Filial-Kasse allhier in Quartalsterminverfällen gegen Beibringung seiner ungestempelten Quittung erhalten.[1]

Am 26. Jänner 1839.

XI.

Promemoria Zedlitz' über die Definitivmachung seiner Stellung.

Im Jahre 1838 haben Se. Majestät auf Antrag Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Metternich und Sr. Exzellenz des Herrn Grafen von Kolowrat zu befehlen geruht, den k. k. Kämmerer Baron Josef Zedlitz im Staatsdienste für jene höheren, nichtoffiziellen publizistischen Arbeiten zu verwenden, für die bisher in den Kategorien der ämtlichen Dienstleistungen nicht vorgesorgt gewesen. Se. Majestät haben diese Verwendung einstweilen versuchsweise auf drei Jahre zu bestimmen geruht und sich vorbehalten, später weiter zu verfügen. Da diese Zeit nun ihrem Ende naht und diese Anstellung sich im Laufe derselben überaus nützlich erwiesen und den gefaßten Erwartungen auf das vollkommenste entsprochen hat, so fühlt sich Se. Durchlaucht der Fürst Metternich und Se. Exzellenz der Graf Kolowrat gedrungen, Sr. Majestät vorzuschlagen:

[1] Es liegen bei die Quittungen über je fl. 500.— vom: 26. I., 8. IV., 8. VII., 7. X. 39, 7. I., 7. VII., 7. X. 40, 7. I. 41 (7. IV. fehlt!).

a) diese zeitweilige Dienstleistung in eine beständige zu verwandeln;
b) den Freiherrn von Zedlitz in seiner Stellung zu belassen und ihm demgemäß statt dem ihm bisher bewilligten temporären einen seinen Diensten entsprechenden stabilen Gehalt zuzuweisen; und schließlich
c) den Freiherrn von Zedlitz der k. k. Staats-Kanzlei speziell zur Dienstleistung zuzuteilen und seinen Gehalt auf das Budget dieser Stelle anzuweisen.

XII.

Schreiben des Direktors der Kabinetskanzlei HR. Paschinger an die Haus-, Hof- und Staatskanzlei.

Wien, 15. Februar 1841.

(Mitteilung der a. h. Resolution de do. Venedig, 8. Oktober 1838 aus dem Protokoll der a. h. Resolutionen.)

XIII.

A. u. Vortrag Metternichs, den dem Baron Zedlitz a. h. zu verleihenden fixen Gehalt betreffend.

Wien, 21. Februar 1841.

Allergnädigster Herr!

(Anstellung auf 3 Jahre.)

Diese Probezeit, welche den Maßstab geben sollte, ob die Verwendung des Baron Zedlitz in eine bleibende verwandelt werden könne, ist zwar noch nicht zu Ende: indessen hat Zedlitz während den jetzt verstrichenen zwei Jahren vielfache und allgemein anerkannte Beweise der vorzüglichen Fähigkeit geliefert, womit er verworrene Materialien zu ordnen und zu einem lichtvollen Gesamtbilde zu gestalten versteht. Auch trockene Gegenstände weiß er in ein gefälliges

Gewand zu kleiden, so wie er bisher die ihm höheren Ortes bezeichnete Tendenz richtig auffaßte und glücklich verfolgte.

Ist bis jetzt die Notwendigkeit, eine geübte Feder für Regierungszwecke zu verwenden, oft eingetreten, so läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß dieses Bedürfnis in der Zukunft eher zu- als abnehmen werde.

Ich nehme daher keinen Anstand, Ew. Majestät alleruntertänigst vorzuschlagen, dem Freiherrn von Zedlitz zu dem angedeuteten Zwecke einen fixen Gehalt von 3000 fl. allergnädigst zu verleihen; jedoch für selben nicht auf die Verleihung eines Titels anzutragen, indem mittelst derselben dem Zwecke geschadet würde, da der ostensible im Staatsdienste stehende Schriftsteller das nicht leisten kann, was der — dem Anscheine nach — freistehende Gelehrte zu leisten vermag.

Der Gehalt des Freiherrn von Zedlitz dürfte auf die Kasse der geh. Hof- und Staats-Kanzlei angewiesen und er selbst rücksichtlich seiner Dienstleistung mir zugewiesen werden. Letzteres erscheint mir auch darum notwendig zu sein, weil hier mit dem Gehalte kein eigentlicher Dienstcharakter verknüpft ist und es daher wünschenswert ist, die sonst bei Literatoren vorwaltende Neigung zu unabhängiger Tätigkeit innerhalb geregelter Grenzen zu erhalten.

A. h. Resolution.

Nach Ihrem Antrage bewillige Ich dem Freiherrn von Zedlitz einen bleibenden Gehalt von jährlich 3000 fl. C. M., welcher auf die Staats-Kanzlei-Kasse zu übernehmen ist.

Rücksichtlich seiner Dienstleistung hat derselbe sich nach den von Ihnen ausgehenden Weisungen zu benehmen.

Wien, den 27. Februar 1841.

Ferdinand m. p.

XIV.

Note Metternichs an Sedlnitzky.

Wien, 2. März 1841.

(Mitteilung der a. h. Resolution.)

XV.

Note Sedlnitzkys an Metternich.

Wien, 5. März 1841.

(XIV. wird zur Kenntnisnahme genommen, Rückstellung von XIII.)

XVI.

Dekret an den Baron Zedlitz; erhält einen bleibenden Gehalt.

Wien, 5. März 1841.

Dekret an den k. k. Kämmerer Josef Christian Freiherrn von Zedlitz.

In a. h. Anerkennung der zweckmäßigen Weise, in welcher Ew. . . . den Ihnen erteilten Aufträgen seit Ihrer Verwendung für den a. h. Dienst entsprachen, haben sich Se. Majestät auf meinen untertänigsten Vortrag bestimmt gefunden, denenselben mit a. h. Entschließung vom 27. v. Mt. statt des bisherigen temporären Honorars einen bleibenden Gehalt von 3000 fl. jährlich bei der geheimen Hof- und Staats-Kanzlei-Kasse anzuweisen.

Die Art Ihrer Verwendung hat wie bisher fortzubestehen und sind Sie in dieser Beziehung fernerhin an mich verwiesen. [1]

Indem ich Ew. . . . von dieser a. h. Entschließung zu Ihrer beruhigenden Wissenschaft und Kenntnis setze und die

[1] Von Zedlitz schon am 2. März 1841 Cotta mitgeteilt (Heyck, S. 263): „Da ich dem Status seiner Stelle vollkommen einverleibt bin, ist er (Metternich) nunmehr mein spezieller und einziger Chef.“ Eine Sammlung der publizistischen Arbeiten Zedlitz' erschlösse eine bedeutsame Geschichtsquelle und wäre dringend zu wünschen.

Überzeugung hege, daß Sie darin ein neues Motiv finden werden, dem a. h. Dienst Sr. Majestät mit dem regsten Eifer zu entsprechen und sich der a. h. Gnade fernerhin würdig zu zeigen, verfüge ich unter einem die Flüssigmachung Ihres neuen Gehaltes vom Tage der a. h. Entschließung gegen Einstellung Ihrer bisherigen Bezüge.

Sr. k. k. apost. Majestät
Haus-Hof- und Staats-Kanzler.

Grillparzer und die Antike.

(Entwurf eines Vortrages*)

von

Wilhelm von Hartel.

Wenn ich heute an dieser Stelle erscheine, um Sie eine Stunde über Grillparzer zu unterhalten, so bin ich mehr der Aufforderung des Vorstandes unseres Vereines, dem ich anzugehören die Ehre habe, als einem eigenen Wunsche gefolgt; denn ich bin mir der Kühnheit meines Unterfangens wohl bewußt, über den Dichter Grillparzer etwas sagen zu wollen, was nicht bereits eingehender und besser, sei es an diesen Vortragsabenden oder in den Schriften des Vereines oder auch außerhalb des Vereines von berufeneren Kennern deutscher Literatur gesagt worden wäre. Allerdings, ein genialer Mensch und seine Werke bieten, wie die Wunder der Natur, unausschöpfbaren Stoff der Betrachtung, und Beobachtungen von welcher Seite immer gewähren Einblick in die verborgenen Tiefen einer schöpferischen Seele, die ja auch ein Wunder ist, das verstanden sein möchte, aber nie ganz verstanden werden kann. Und ich gedenke, mich in diesem Vortrage auf einen meinem Arbeitsgebiete

---

*) Mit Zustimmung der Erben des am 14. Jänner 1907 verstorbenen Geheimen Rates und Ministers a. D. Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, veröffentlichen wir diesen zuerst im Neuen Wiener Tagblatt erschienenen Entwurf des nachstehenden Vortrages, den der genannte hochverdiente Gelehrte in der Grillparzer-Gesellschaft zu halten sich bereit erklärte und wofür er sich, wie aus seinem Nachlasse zu ersehen ist, durch eingehende Studien vorbereitet hatte.

naheliegenden Punkt, auf die Beziehungen des Dichters zum Altertum zu beschränken, die bei seinem warmen Interesse für die klassischen Dichter einen Ertrag für das Verständnis seines eigenen Schaffens abzuwerfen versprechen.

Grillparzer war aber auch besser als andere Vertreter des Klassizismus in der deutschen Literatur vor ihm philologisch geschult, um mit selbständigem Urteil in das Wesen der Alten einzudringen, und nicht auf Übersetzungen bloß, diese schwächlichen Abbildungen der Originalwerke, angewiesen. War auch unter den kläglichen Schuleinrichtungen und bei dem Mangel anregender Lehrer, unter denen selbst der tüchtige Gräzist Stein versagte, sein Bildungsgang recht desultorisch, so hatte er sich doch frühzeitig durch großen Fleiß gute Kenntnisse der lateinischen Sprache angeeignet und als scharfsinniger Interpret schwieriger Stellen der Lektüre die Aufmerksamkeit schon in der Schule auf sich gezogen. Griechisch lernte er daselbst nur wenig; er las zwar Sophokles, verunglückte aber bei der Prüfung aus Euripides. Als er aber 1813 in den Dienst der Hofbibliothek kam, die ihre Beamten damals nicht besonders in Anspruch nahm, da trieb er mit dem ausgezeichneten Philologen Eichenfeld emsig griechische Lektüre, die er niemals wieder aussetzte, so daß er es, wie wir erst aus seinem literarischen Nachlasse erfahren sollten, als Kenner und selbständiger Forscher zu einer beachtenswerten Meisterschaft brachte.

Schon dieses starke philologische Interesse fordert auf, über den Einfluß nachzudenken, welchen griechisches Dichten und Denken auf sein eigenes Schaffen ausgeübt haben mögen. Scheint ja selbst die Stoffwahl für drei seiner bedeutendsten Bühnenwerke, „Sappho", „Das goldene Vließ" und „Des Meeres und der Liebe Wellen", einen solchen zu bezeugen Freilich wird sich dieser bei näherer Prüfung als recht dürftig erweisen, indem er sich auf den äußeren Apparat, dessen Griechenstücke nun einmal nicht entbehren konnten, beschränkt. Aber auch das wirft auf seine Eigenart manches erhellende Licht.

Was nun diese antiken Stoffe betrifft, so gewann er sie nicht aus einer eingehenderen Beschäftigung mit der Literatur der Griechen, ihren Sagen und Geschichten, sondern Zufälle gaben sie ihm in die Hand und er kümmerte sich bei ihrer Bearbeitung wenig um ihren eigenartigen Gehalt und um historische Treue. Für ihn ist eine Äußerung in seiner Selbstbiographie über derartige Sujets bezeichnend: „Der Dichter", sagt er, „wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Anteil aus dem Reiche des Traumes in die Wirklichkeit übergehe. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre nicht bloß der Ereignisse, sondern auch der Motive, gehört so wenig hierher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallensteins völlige Schuld oder Unschuld bewiesen, Schillers Meisterwerk nicht aufhören würde, das zu sein, was es ist und unabhängig von der historischen Wahrheit bleiben wird für alle Zeiten."

Recht augenscheinlich zeigt sich diese Methode der Stoffbenutzung gleich an dem Stücke „Sappho", dessen Gegenstand zufällig die griechische Marke trägt; er hätte auch aus einem arabischen Märchen- oder einem mittelalterlichen Novellenbuche entlehnt sein können. Wie er darauf verfiel, erzählt er uns selber. Auf einem Spaziergange im Prater begegnete ihm ein Doktor Joel und empfahl als vorzüglichen Opernstoff die Geschichte der Sappho, den er für den Musikus Weigl herrichten sollte. Das schien ihm der denkbar einfachste Stoff, wie er ihn, unzufrieden mit den „Räuber-, Gespenster- und Knalleffekten der Ahnfrau" gerade suchte, um daran der Welt zu zeigen, daß er „durch die bloße Macht der Phantasie Wirkungen hervorzubringen geeignet sei". Noch am Abend dieses Tages ward der Plan fertig, nur daß er noch am folgenden Tage eine Ausgabe der Bruchstücke der Lieder der Dichterin aus der Hof-

bibliothek entlehnte. Das uns vollständig erhaltene Lied auf die Göttin Aphrodite übersetzte er sofort, die übrige Arbeit führte er in einem Zuge innerhalb dreier Wochen zu Ende. Das erhaltene Originalmanuskript zeigt nur geringe Korrekturen und eine spätere Einfügung im fünften Akt, die Rede des Rhamnes. Schon daraus erhellt, daß Grillparzer bei seiner Arbeit die wirkliche Sappho und, was man von ihr wußte oder wissen konnte, gleichgültig war und ihm die trivial-sentimentale Geschichte von dem unglücklich liebenden Weib, das seinen Liebesgram in den Fluten des Meeres begräbt, genügte, schon damit zufrieden, durch den weltberühmten Namen der Sängerin seiner Dichtung jenen gewissen „Rückhalt und Realität" geben zu können.

Was aber Sappho in Wirklichkeit war, ihre dichterische und soziale Bedeutung hätte er damals leicht erfahren können, wenn er auch Welckers 1816 erschienene Schrift „Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit" aus der Hofbibliothek entliehen hätte. Sappho, welche als Zeitgenossin der Alkaios und Solon lebte, stammte aus einem vornehmen Geschlecht in Eresos und war nach Mytilena auf Lesbos verheiratet. Hier trat sie an die Spitze eines der Liebesgöttin sich weihenden Vereines junger Mädchen, die aus Milet und von fernher kamen, um bei ihr die Musenkunst zu erlernen, sich geistig zu bilden und sittlich zu veredeln. Die Innigkeit dieses Verkehres der „reinen Frau mit dem mildeln Lächeln", wie sie Alkaios sah, spiegeln die Gedichte wider, die sie ihren Mädchen widmete oder diesen für ihre Hochzeitsfeier oder andere festliche Gelegenheiten anfertigte. Sie verraten eine Wärme, ja Leidenschaftlichkeit des Empfindens, die, getragen von dem Wohllaut der Verse und der herzergreifenden Einfachheit des Ausdruckes, uns bezaubert, aber wohl auch befremdet. Denn es fällt schwer, unlautere Gedanken abzuwehren oder das heiße Liebesgefühl, wie es sich zum Beispiel in dem von Grillparzer übersetzten Liede und anderen Liederresten verrät, auf ein Mädchen, nicht auf einen Mann zu beziehen.

Und doch hat die wahre Sappho nur ihre Mädchen und diese rein geliebt und selbst die Werbung eines Alkaios stolz abgewiesen. Eine solche Erscheinung konnte nur auf lesbischem Boden erstehen, wo sich das Frauenleben frei und eigenartig entfalten durfte. In Athen und anderswo war sie unverständlich, und die Athener verhöhnten, was sie nicht verstanden; die attische Komödie zerrte die hehre Gestalt der Sappho auf die Bühne, stellte sie als alten verliebten Blaustrumpf dar und ließ sie wohl auch, abgewiesen von dem schönen, vielbegehrten Phaon, den Sprung vom leukadischen Felsen tun, um von ihrem Liebeswahnsinn geheilt zu werden. Das war das Beet, aus welchem Grillparzer die herrliche Blume seiner Dichtung erwachsen ließ. Hätte er sich um die historische Wahrheit des Stoffes seiner Tragödie umgetan, so wäre sie vielleicht niemals gedichtet worden, und hätte er uns in antikes Denken und Empfinden versetzen wollen oder können, so wäre uns diese wunderbare, auf das tiefste rührende und erschütternde Symphonie modernen Liebeslebens nie erklungen; unser Herz hätte sich nie gesonnt an der „stillen mächtigen Glut".

Die Liebe weckt in eines Weibes Busen,
Wie all ihr Sein, ihr Denken und Begehren
Um diesen einzigen Punkt sich einzig dreht,
Wie alle Wünsche, jungen Vögeln gleich.
Die angstvoll ihrer Mutter Nest umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab
Mit furchtsamer Beklemmung schüchtern hüten.

So dürfte Grillparzer den Tadel der Kritik, daß sein Stück nicht griechisch sei, sich zum Lobe deuten, indem er nicht für Griechen, sondern für Deutsche schreibe. Der Tadel war ebenso berechtigt wie die Rechtfertigung. Ungriechisch sind die Hauptcharaktere: Sappho, „dieser Sammelplatz glühender Leidenschaften", ist ebensowenig griechisch wie ihr Gegenstück, Grillparzers eigenste Erfindung. Melitta, „das liebe Mädchen mit dem stillen Sinn", deren keusches, von

Leidenschaft unberührtes Wesen er mit den zartesten Farben malt, wenngleich ein Zug der wirklichen Sappho, der selbst aus den Resten ihrer Lieder deutlich spricht, von Grillparzer auf seine Sappho übertragen wurde, nämlich die durch höhere Geistesbildung erworbene Ruhe, mit welcher sie in der Dichtung nach schwerem Kampfe ihre Leidenschaft zügelt und sühnt. Unantik ist es, wenn Grillparzer in dem Grundmotiv der schmerzlichen Erfahrung seines eigenen Lebens ergreifenden Ausdruck gibt, daß Leben und Dichten eine unüberbrückbare Kluft trenne und der geweihte Priester der Dichtung auf die gemeinen Freuden des Lebens verzichten müsse. Modern ist der für Grillparzers Seelenleben bezeichnende Grundton, auf welchen diese Dichtung gestimmt ist und der auch in den folgenden Dichtungen nicht mehr verstummt, die Sehnsucht nach „des Innern stillen Friedens", nach einem bescheidenen, ruhm- und leidenschaftslosen Leben. Dieser Grundton klingt in ihm wie ein sanftes Echo aus der europäischen Poesie des Weltschmerzes nach. Über das alles ist lose ein antikes Gewand gebreitet. Das ist für jeden sichtbar, nicht so das, was an dem Stücke wirklich griechisch ist, nämlich der Stil, die idealistische, aus dem Innenleben geschöpfte Art, die Handelnden zu charakterisieren, und selbst die Formen des sprachlichen Ausdruckes; allerdings griechisch aus zweiter Hand; denn hierin ist ihm Goethes Stil nächstes Vorbild, der in seinen Dramen „Iphigenie" und „Tasso" griechische Art nachzubilden bemüht war.

Wieder ein Zufall machte Grillparzer auf einen vor ihm bereits vielbehandelten Stoff aufmerksam, indem er unter den Büchern eines Badener Studenten Hederichs Mythologisches Lexikon und darin den Artikel „Medea" fand. Er griff nach diesem Stoffe, der sich ihm sofort zu einer Dramenreihe gliederte, welche Kompositionsform auch Schiller in einem Briefe an Goethe als in der Argonautensage vorgezeichnet erkannt hatte. Doch die Art des Arbeitens

war hierbei eine andere. Nicht in einem Zuge, sondern nach mannigfachen Unterbrechungen und nach fleißigem Studium der Quellen brachte er die Dichtung fertig. Das Originalmanuskript trägt auf der ersten Seite das Datum des 29. September 1818, auf der letzten das des 27. Jänner 1820. Es fällt in diese anderthalb Jahre seine Reise nach Italien, die seine bislang dürftigen Anschauungen vom antiken Leben zu bereichern geeignet war, und es fallen in sie Erlebnisse traurigster Art, welche auf seine Schaffenslust schwer drückten. Sein Nachlaß aber enthält eine Masse sorgfältig geschriebener Studienblätter mit Auszügen aus römischen und griechischen Autoren, wie Apollonius, Strabo, Valerius, Flaccus, Seneca. Noch weniger ließ er sich die verschiedenen modernen Stücke von Corneille, Klinger, Soden entgehen.

Dieses Suchen nach Anregungen, Motiven, Zuflüssen von außen sollte seine versiegende Phantasie immer wieder in Fluß bringen und ihren Gebilden eine stärkere Realität geben. Er äußert sich darüber offenherzig und gestattet uns einen Blick in seine Werkstätte, da er über die Stoffgewinnung für seinen Ottokar spricht. Wie die Gestalt der Medea, so hatte ihn die Ottokars durch die Tragik seines selbstverschuldeten Schicksals plötzlich und stark gefangengenommen, und er fand in der Geschichte und Sage beider alle Ereignisse, die er brauchte, bereitliegend. „Um nun", so erzählt er, „nicht ohne Not eigene Erfindungen einzumischen, fing ich ein ungeheures Lesen von allem an, was ich über die damalige österreichische und böhmische Geschichte irgend auftreiben konnte. Ja selbst aus der mittelalterlichen Sprache, die damals noch nicht unter die Modeartikel gehörte und zu deren Verständnis alle Hilfsmittel fehlten, mußte ich mich befassen, da eine meiner Hauptquellen die gleichzeitige Reimchronik des Ottokar von Hornek war." Und in der Tat belehrt uns sein Nachlaß noch auf Hunderten von Zetteln über diese geschichtlichen Vorstudien, denen sein Ottokar

lebendigere Gegenständlichkeit und reicheres Kolorit verdankt. Darauf hatte er es aber in seiner Trilogie abgesehen. Auch dafür konnte er antiquarisches Material nicht genug zuhauf bringen; denn er wollte den Gegensatz zwischen Kolchis und Hellas, zwischen der barbarisch-romantischen und der griechisch-klassischen Welt, aus welchem der tragische Konflikt zwischen Jason und Medea entspringt, stark herausarbeiten und obwohl es ihm hauptsächlich darauf ankam, aus dem umrankenden Wunderwerke der Mythen das Gerüst einer einfachen Handlung auszulösen, doch nichts verlieren, was etwa in der gestaltenreichen Sage und ihren Bearbeitungen für seine Zwecke, das ist für die Schilderung der Umwelt, für die Charakteristik der handelnden Personen, die psychologische Begründung der Konflikte und die Vermenschlichung der unser Gefühl abstoßenden Katastrophe brauchbar war.

Was nun die Verwertung dieses bunten Materials betrifft, so legte er alles für das Verständnis der dramatischen Handlung Überflüssige und mit unseren ethischen Anschauungen Unvereinbare beiseite, wie die Zauber und Wunder, die gerade diesen Sagenkreis reichlicher ausschmücken, die Götter und Heroen mit ihren übermenschlichen Taten, Phryxos' Fahrt, den ein goldener Widder mit dem Vlies nach Kolchis trägt, Jasons Kampf mit den feuerschnaubenden Stieren und der Drachensaat, die Vorgänge auf dem Schiff auf der Rückfahrt nach Hellas und ähnliches derart. Andere Dichter vor ihm hatten ihn lehren können, welche Gefahren in dem Zuviel mythischer Zutaten liegen. Den ausgewählten Stoff schnitt er nach seinen Zwecken zu, bildete ihn mit der Freiheit, die er griechischen Tragikern ablernen konnte, kühn um und ergänzte ihn durch eigene Erfindungen. Um nur einiges hervorzuheben, so fährt bei ihm Phryxos als kühner Seefahrer mit dem aus Delphi geraubten Vlies nach Kolchis. Das Vlies gilt ihm als Symbol der Ehre und des Ruhmes, das, behaftet mit „dem Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“, ihn und die Besitzer nach ihm

verdirbt, ähnlich dem Nibelungenhort, dessen verheerende Wirkung erst in den Fluten des Rheins erlischt. Er macht Medea nicht wie die Sage zur Mörderin ihres Bruders Absyrtus, sondern zur unfreiwilligen Ursache seines Unterganges. Er läßt sie nicht an Pelias, dem feindseligen Ohm Jasons, scheußliche Rache nehmen, sondern verschleiert ihren Anteil an seiner Vernichtung. Er zeigt sie, ein Motiv bei Diodor weiterspinnend, als Schützerin des Gastrechtes und gibt so der zauberkundigen Tochter eines wilden Landes einen menschlich milden Sinn, der sie für Liebe und Mitleid empfänglich macht, bis sich die ihr eingeborene Natur unter dem Drucke von Not und Elend in furchtbarem, alles vernichtendem Haß entladet. Er fügt den Personen der Sage neue zu, so Jason einen Gefährten Milo, der Medea die Dienerin Peritta, die, in den „Argonauten" ob ihrer Liebe zu einem Hirten von ihr gescholten, in dem „Vlies" zur Vertrauten ihrer eigenen Liebe gemacht wird, und die Amme Gora, ein echtes Barbarenweib, die ihren giftigen Haß gegen die Griechen in ihrer Herrin Seele träufelt. Ein Maler düsterer Stimmungsbilder nach dem Modell der phantastischen Zauberspiele der Wiener Bühne, entwirft er die verfallene Turmbehausung Medeas, die Geisterbeschwörung und das Höllenlabyrinth mit dem Vliese.

Wie dadurch die ursprüngliche Bedeutung der Mythen verwischt und ihre dämonische Kraft gebrochen wurde, zeigt am deutlichsten ein Vergleich seiner „Medea" mit der uns erhaltenen „Medea" des Euripides, der berühmtesten Tragödie des größten Tragikers der Griechen. Von ihr geht Grillparzer aus. Die wesentlichen Züge der Handlung, darunter das Motiv des Kindesmordes, Euripides' eigenste Erfindung, eignet er sich an. Freilich um den geistigen Gehalt, den Euripides in seine Erfindungen legte, durfte er sich nicht kümmern, wenn sein Werk zu der tiefsten Dichtung seines Geistes werden und er sich auf seinem eigentlichsten Gebiete als Beherrscher der dramatischen Technik

zeigen sollte. Sein Stück ist das letzte einer stofflich zusammenhängenden Trilogie, während Euripides' „Medea" in sich abgeschlossen zwei Dramen aus anderen Sagenkreisen angereiht war. Grillparzer konnte so in den vorausgehenden Stücken, in dem „Gastfreund" und in den „Argonauten", die Keime legen, aus denen auf dem Grunde seelischer Vorgänge die Tragik des Schlußstückes herauswächst. Medea ist bei ihm nicht von vornherein die wütende Rächerin und Jason nicht der treulose Verräter. Wie sie das unter den wechselnden und verschärften Verhältnissen werden mußten, wird vor unseren Augen sichtbar. Jason, der als kühner Eroberer ausgezogen, fühlt sich, heimgekehrt, vereinsamt, gemieden, um den Ruhm seiner Tat betrogen, wie er fühlt, durch die Schuld seiner Frau, der Barbarin, der unheimlichen Zauberin, die sich vergeblich bemüht, eine Griechin zu werden. Da tritt ihm seine Jugendgespielin, die Tochter Kreons, Kreusa, entgegen, eine aus Corneilles „Toison d'ore" entlehnte Gestalt, die der Dichter als Gegenstück zu Medea, wie Melitta zu Sappho, mit dem vollen Zauber echter Weiblichkeit ausgestattet hat. Kreusa sucht voll Mitleid Medea zu helfen, um Jason wieder an sich zu fesseln; durch ihre schlichte Natürlichkeit gewinnt sie sein und seiner Kinder Herz und entzündet in Medea den Funken der Eifersucht, der zur vernichtenden Flamme wird, als sie vernimmt, daß die Amphiktyonen sie verbannt und Kreon seine Tochter dem Jason zum Weibe geben will. In dieser großen Not versagt ihr natürlicher Beschützer, der egoistische Schwächling. Jason, auf seine und seiner Söhne Zukunft allein bedacht und sich sehnend nach einem stillen häuslichen Glück, reicht der Sinkenden keine Hand und hat vergessen, daß sie um seinetwillen Vater und Vaterland verlassen und verraten hat. Selbst die Kinder sollen ihr nicht gelassen werden. Nur auf ihre Bitte gesteht Jason zu, daß ihr eines, welches wolle, in die Verbannung folge. Beide wenden sich von ihr ab. Sie hat auch ihre Kinder verloren. Schwer getroffen stürzt

sie, „das ganze Weib, ein brechend Mutterherz", zusammen und vernichtet in ihrem Sturze ihre Nebenbuhlerin, den König und mordet die eigenen Kinder. Ihr und ihm bleibt ein Leben voll Elend und Jammer als Sühne ihrer Taten.

Wie ganz anders bei Euripides. Hier führt uns der Prolog der Amme, was wir bei Grillparzer werden sehen, als fertig vor. Jason hat die Königstochter, die bei ihm namenlos ganz zurücktritt, zum Weibe erhalten, und Medea hat den Gedanken, sich zu rächen, gefaßt. Was sich vor unseren Augen abspielt, ist die Ausführung des Racheplanes, der Kampf zwischen dem hartherzigen Egoisten Jason und der heißblütigen, geistig überlegenen Medea. Nicht dadurch, daß sie, die Barbarin, unter Griechen verachtet und gemieden lebt, ist sie ihrem Manne zur Last geworden, und ihn hat nicht eine neue Liebe erfaßt, die ihn seinen Treuschwur und was er seiner Retterin schuldet, vergessen macht. Rücksichtslos ergreift er die ihm durch seine Aufnahme in die königliche Familie gebotene Gelegenheit, sich und seine Söhne aus dem Elend der Verbannung in eine gesicherte Stellung zu retten, ja er sieht darin eine Pflicht. Für die Verstoßene meint er genug zu tun, wenn er sie mit Reisegeld und Empfehlungsbriefen für die Fremde versieht. Und Medea, die unheimliche Zauberin, die um Jason willen ihren Bruder Absyrtus gemordet und Pelias durch ihre Zaubermittel in schauderhafter Weise umgebracht, haßt den treulosen, eidbrüchigen Verräter nicht so sehr aus Eifersucht, sondern weil sie in ihrer weiblichen Würde durch ihn verletzt ist. Sie kämpfte um ihre Stellung und um den Besitz des Mannes, auf den sie für die ihm gebrachten Opfer nach Recht und Natur Anspruch hat, und entfaltet in diesem Kampfe die ganze Wildheit und Überlegenheit ihres Wesens. Wie auch sonst Euripides nach einer treffenden Bemerkung Aristoteles' die Menschen, die er vorführt, nicht idealisiert, sondern darstellt, wie sie sind, erscheinen die beiden Kämpfer willenskräftig und unbeugsam in ihren egoistischen Trieben

und in ihrer Leidenschaft. Um die Rache vorzubereiten, die alle, Kreon, seine Tochter, die Kinder und Jason treffen soll, weiß Medea den König zu betören, daß sie, nachdem über sie und ihre Kinder die Verbannung von Korinth durch die Amphiktyonen verhängt ist, er noch einen Tag bleiben dürfe, dann Jason, den sie, wie mit ihrem Schicksale versöhnt, bittet, die Kinder bei sich zu behalten, und schafft sich die Möglichkeit, diese mit den todbringenden Geschenken in den Palast zu senden. Vorher hatte sie sich noch ein Asyl bei König Ägeus in Athen gesichert, den sie listig für sich zu gewinnen weiß. Inzwischen schreitet sie festen Entschlusses zu der letzten Rachetat, dem Kindermord. Und hier zeigt sich die Kunst des Euripides von ihrer glänzendsten Seite, wie Medea beim Anblicke der Kinder den Mut verliert, sich wieder aufrafft, dann die Kleinen liebkoset, dem eigenen Schmerz erliegend, hierauf mit Wonne vom Boten den Tod des Königs und ihrer Nebenbuhlerin vernimmt, und endlich mit festem Willen, ihre mütterlichen Regungen niederringend, die schauerliche Tat vollbringt. Von dem dunklen Grunde der unheimlich herzlosen Barbarei hebt sich dieses Spiel menschlicher Gefühle um so wirkungsvoller ab. Wie Medea durch ihr dämonisch furchtbares Wesen ergreifend auf die athenischen Zuschauer gewirkt haben muß, so fesselte sie dieser gewiß nicht minder als energische und siegreiche Verteidigerin des Frauenrechtes und der Frauenwürde; denn das war eine der brennenden Tagesfragen, und Medea ist ein drame à thèse wie andere Stücke des Dichters.

Ich verweile bei dieser Vergleichung der beiden Medeen länger, da nichts die alte und moderne Weltanschauung, den Unterschied des antiken und modernen Dichters, aber auch die Verschiedenheit des Geschmackes alter und neuer Zeit in so konkreten Zügen hervortreten lassen kann. Was den athenischen Zuschauer im tiefsten Herzen ergriff, ist für uns kaum miterlebbar. An die dämonische Kraft des Konflikts bei Euripides reicht Grillparzer nicht heran. Ihr Verhältnis

zum Mythus, an welchen der griechische Tragiker durch feste Sitte gebunden war, ist ein grundverschiedener. Der Mythus, der dem Athener ein Gegenstand religiöser Ehrfurcht und für Euripides, wenn auch nicht in gleicher Stärke wie für Äschylos, ein Stück Glauben war, ist in seiner Bedeutung uns nicht mehr verständlich; er war für Grillparzer etwas Fremdes, Gleichgültiges, in welchem er seine Gedanken modelte und formte. Was er daraus durch Vermenschlichung der Motive und ihre psychologische Verarbeitung gemacht hat, hätte kaum dem athenischen Zuschauer gefallen, der über den schwachen und schwankenden Jason ebenso gelächelt hätte, wie uns sein harter Egoismus bei Euripides entsetzt.

Mit gleicher Selbständigkeit wahrte Grillparzer seine Art in dem letzten Griechenstück „Des Meeres und der Liebe Wellen", dem die rührende Liebesgeschichte von Hero und Leander zugrunde liegt. Das war ein fliegendes Märchen, welches uns auch im deutschen Volksliede von den zwei Königskindern, „Sie konnten zueinander nicht kommen, das Wasser war viel zu breit", begegnet, und entbehrte als solches des zeitlichen und lokalen Kolorits, von dem es auch in der reizenden Elegie eines spätgriechischen Dichters, Musäus, wenig empfangen hatte. Was Grillparzer bei diesem davon vorfand, übernahm er mit den Umrissen der Handlung, die er frei umbildete und ergänzte. Das Tempelfest am Eingang ist bei ihm das Fest der Einkleidung Heros. Ihr tritt die leichtgesinnte Janthe wie dem wortlos trübsinnigen Leander der ältere, hilfsbereite, humorvolle Genosse Naukleros zur Seite. Die heftigeren Züge der Handlung schwächt er ab, so wie er Hero zwar im Schmerz über den Verlust des Geliebten sterben, aber nicht sich töten läßt. Schon mit dem Titel wollte er sagen, daß die Behandlung trotz der antiken Färbung romantisch gedacht sei, und so den Ton anschlagen, auf welchen das Ganze, dieses reiche, innere Liebesleben, sein Erwachen, Wachsen und Sterben, gestimmt ist. Und modern ist die theatralische Effekte verschmähende Ausführung,

welche alles Geschehen in das Innere der Handelnden verlegt. „Die Liebe soll hier“, wie Grillparzer selbst sagt, „allerdings innere Hindernisse gewalttätig zu besiegen haben, aber kein brausender Wasserfall, ein Bach, der durch Kiesel schäumt und gleich wieder hell wird.“ Das psychologische Problem und die Art der Lösung, die Fülle künstlerischer Einfälle, die feine Individualisierung der Charaktere, die sinnreiche Erfindung kleiner, genrehafter Züge macht das Stück zu einer der herrlichsten und eigenartigsten Schöpfungen Grillparzers. Und doch ist gerade in diesem eine der schönsten Szenen, da Hero den Tempel der Göttin schmückt und die priesterliche Weihe empfängt, wie Euk sah, einem griechischen Muster, dem Euripideischen Ion nachgebildet, aber durch Einmischung von Zügen des christlichen Klosterlebens so umgebildet, daß auch sie den Stempel Grillparzerschen Geistes trägt.

Nach den bisherigen Darlegungen mag nun jeder urteilen, mit welchem Rechte und inwieweit man Grillparzer „eine Vermählung des germanischen und griechischen Geistes“ nachrühmen oder Jean Pauls Worte über Goethe auf ihn anwenden darf, der Goethe mit einem Baume vergleicht, der seine Wurzeln in deutscher Erde nährt, aber mit seinen Wipfeln nach Griechenland hinüberneigt. Das antike Kostüm seiner Griechenstücke ist dafür noch kein Beweis. Mehr die Komposition und dramatische Technik. Aber selbst das führt uns bei näherer Prüfung, wie ich bereits bemerkte, nicht direkt auf griechische Muster, sondern auf den Klassizismus Goethes und Schillers, die durch die Wiederbelebung griechischer Kunst und Art die deutsche Dichtung in neue Bahnen gelenkt hatten. Er selbst war sich dessen bewußt. Gesteht er ja, daß er in seiner Sappho „mit Goethes Kalb gepflügt“ habe. Und so dürften auch seine übrigen Kunstprinzipien zunächst auf diese Vorbilder zurückgehen, aber mit seinem tieferen Eindringen in die griechische Kunst nur befestigt und bereichert worden sein. In der dramatischen Technik aber liegt seine von wenigen erreichte Meisterschaft,

die Grillparzers Ruhm und Bedeutung für alle Zeiten sichert. Allerdings, die trilogische Komposition der Griechen hat er nicht als nachahmungswert befunden, und wenn er sie einmal anwendete, hat er diese sich von dem umfangreichen Stoffe der Argonautensage aufdrängen lassen. Daß auch Schiller eine solche zyklische Behandlung diesem Stoffe für angemessen hielt, war Grillparzer unbekannt geblieben. Aber die stramme Komposition, die strenge Auswahl und Verkettung der Handlungen und der Geschehnisse in einem Drama konnte er nirgends besser lernen als bei den Griechen selbst. Was er über die drei Einheiten, des Ortes, der Zeit und der Handlung, bemerkt, gehört zu dem Verständigsten, was darüber trotz Lessing gesagt worden ist. Die Einheit des Ortes, ein Ergebnis der Einrichtung des griechischen Theaters, das Szenenwechsel schwer gestattete, bedeutet ihm für sich wenig, verbunden mit der Einheit der Zeit sehr viel, denn das Drama ist Gegenwart, welche nur durch die ununterbrochene Folge des nacheinander Vorgehenden gebildet wird, und die Motive der Handlung, Empfindungen und Leidenschaften werden nur dann auf den Zuschauer kräftiger wirken, wenn sie dieser unmittelbar empfängt, nicht aber, wenn er sie durch Reflexionen und Rückerinnerungen mühsam zu erneuern gezwungen ist. Die drei Einheiten gelten ihm aber nicht wie anderen als unverbrüchliche Gesetze, sondern als bewährte Erfahrungen, die er beachtete. Ebenso machte er sich andere Feinheiten griechischer Technik zunutze, wie die Stichomythie, eine Art Zweikampf der in je einem Vers den Dialog führenden Personen, durch welchen die leidenschaftlich erregten Stimmungen oder die gegensätzlichen Gedanken schärfer hervortreten. Mit seinen Studien wächst die Zahl der Beispiele; seine „Sappho" bietet keines, die folgenden Stücke mehrere vorzügliche.

Hingegen ist sicherlich die Annahme falsch, daß er sich, wenn auch nur einmal, auf griechische Vorbilder hin eines Vehikels der dramatischen Handlung bedient habe, das mit

unserem Geschmacke und unseren Anschauungen unvereinbar ist. Ich meine die sogenannte Schicksalsidee, die auf dem Glauben an ein dunkles, alle Verhältnisse beherrschendes Verhängnis, gegen welches menschliche Entschlüsse vergeblich kämpfen, beruht. Sie soll ein wesentliches Ingredienz der griechischen Tragödie und die Achse der Handlung seiner „Ahnfrau" bilden. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, daß der Schicksalsglaube zwar an einigen griechischen Mythen, wie der Orestie und dem König Ödipus, haftet, aber von wirklichen Kennern der griechischen Tragödie, um nur Aristoteles zu nennen, nie als ein wesentlicher, ihre Gestaltung bedingender Bestandteil angesehen worden ist. Grillparzer brauchte auch gar nicht auf die Alten zurückzugreifen, die Schicksalstragödie der deutschen Literatur lag ihm näher, und er leugnet auch gelegentlich diese Beziehung nicht, wenngleich er sich später gegen nichts hartnäckiger wehrt als gegen den Vorwurf einer ihm mißgünstigen Kritik, welche seine „Ahnfrau" zu dieser Gattung stellte. Und er hatte nicht ganz unrecht. Sein Schicksal nimmt sich doch etwas anders aus als das Schicksal der Werner, Müller und Konsorten. Es ist nicht der verhängnisvolle Zufall, nicht eine die Begebenheiten bewirkende, sondern sie geheimnisvoll begleitende Macht; es ist ein wirkliches und leibhaftes Gespenst, mitleidend und mithandelnd wie die anderen Personen leiden und handeln, behaftet mit einem Verbrechen, das sich straft an den Kindern des Verbrechens bis ins letzte Glied. Wenn Grillparzer etwas mit den paar griechischen Schicksalstragödien, in welchen die deutschen wurzeln mögen, gemeinsam hat, so ist es die Verstärkung der tragischen Wirkung, die darin liegt, daß die Personen sich einem Verhängnis verfallen glauben, die Zuschauer aber das Unabwendbare deutlich sehen und die Handelnden in ihrem vergeblichen Ringen mit wachsendem Bangen begleiten. Grillparzer hat darüber hinaus durch sein Gespenst jene unheimlich düstere Stimmung erzeugt, die ein wesentliches

Ingredienz der Wirkung seiner „Ahnfrau“ war und bleiben wird.

In Grillparzers Dichtungen findet sich aber mancherlei, was er ohne Zweifel den Alten verdankte. Nun wäre es irrig, Spuren des antiken Geistes ausschließlich dort zu sehen, wo eine stoffliche und technische Entlehnung oder Anregung gleichsam handgreiflich ist. Das lebendige Verständnis der griechischen Poesie, in deren Wesen er tiefer als einer seiner Zeitgenossen eindrang, befruchtete und bereicherte seinen Geist noch in ganz anderer Weise und bewahrte ihn vor Verfehlungen in der Praxis seiner Kunst, vor welchen die klassizistische Ästhetik, die, seit Lessing eine Erkenntnisquelle für die ausübenden Künstler in Deutschland, die unverbrüchlichen Gesetze der Schönheit von den Griechen vorgezeichnet sah, andere nicht schützte. Dem Österreicher von damals lag solches Denken ferner und stand gelehrte literarische Forschung überhaupt niedriger, als sie es verdiente. Dabei erstreckte sich seine Betrachtung auf die Poesie aller Kulturvölker. So bildete er sich, unbeirrt von philosophischer Theorie und philologischer Schulung, aber unterstützt durch ein fein entwickeltes Organ poetischen Nachempfindens, selbstverständlich sein ästhetisches Glaubensbekenntnis, oft, was wir mit Genugtuung bemerken, in Übereinstimmung mit Goethe, der die gleichen Wege ging, oder Goethesche Gedanken weiter denkend.

Dieses Bekenntnis bieten uns seine für die Veröffentlichung nicht bestimmten Tagebuchblätter in aphoristischen, sich oft wiederholenden und auch hie und da widersprechenden Gedankenspänen und -splittern, wie sie jeder Tag die wechselnde Lektüre und wandelbare Stimmungen ergaben. Die Grundgedanken wanken nicht, die subjektive Färbung ist um so anziehender. Als reinste Quelle seiner ästhetischer Erkenntnis galt ihm die griechische Literatur, die ursprünglichste unserer gesamten Kulturwelt, die aus sich ohne fremden Einfluß eine Fülle vollendeter Kunstwerke und Kunstformen

geschaffen hat, welche Grundlage und Muster aller kommenden Literaturen geworden sind. Die Griechen waren es, die er neben den Spaniern am meisten las und liebte; sie waren das Vademekum auf seinen Reisen, sie füllten und erquickten die einsamen Stunden seines Alters. „Die Alten", sagte er, „stärken mich, die Spanier regen mich zur Produktion an", wenngleich er noch später seine erlahmende Kraft durch jene erwecken ließ, wie zum Beispiel durch Plutarch, dem er seinen wirkungsvollen Dialog „Hannibal und Scipio" verdankte. Dabei kam es ihm zugute, daß er unter Verzicht auf das Medium verwirrender Kommentare und verblassender Übersetzungen die Originale selbst lesen konnte und philologisch grübelnd zu verstehen suchte. Die poetischen Eindrücke hätte ihm keiner so rein übermitteln können, dem sie selbst Gegenstand gelehrter Forschung waren. Das macht uns seine Beobachtungen so kostbar. Leider muß ich mich mit Rücksicht auf die mir zugemessene Zeit nur auf einige Proben beschränken, um das Gesagte nicht ohne allen Beweis zu lassen.

Wie Goethe die einfache, gesunde, das Leben begleitende und schmückende Dichtung preist, die „jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt", so lehnt Grillparzer die Schwärmerei für das Hohe und Tiefe in der Dichtkunst ab, weil der wahre Sinn für das Tiefe und Hohe immer nur einzelnen Begabten eigen sei und demnach die Masse der angeblichen Bewunderer nur leere Nachbeter seien. Nach ihm „haben die Griechen in allem eine ruhig entwickelnde, gleichsam mit behaglichem Schlürfen genießende Umständlichkeit, die uns Neuerern, besonders im Drama, beinahe lästig fällt. Der Zug geht aber durch ihre ganze Literatur". Den Deutschen fehle dieser Kunstsinn, das ist „der Sinn, den Gedanken im Bilde zu genießen; sie gehen aber auf den Gedanken los, ohne sich um das Bild viel zu bekümmern". Mit aller Schärfe wendet er sich gegen die Ideenfängerei der modernen Ästhetik,

die in jedem Drama nach einer allgemeinen Idee, nach einem philosophischen Lehrsatze schnüffelt, welcher seine Seele bilde. Gegen Schlegel, der im „Prometheus“ des Äschylos etwas derartiges witterte, bemerkt er, daß dieser gar nicht weiß, was produktives Genie und dessen Walten für ein Ding sei. Äschylos wollte im „Prometheus den Prometheus schildern, weiter nichts“. „Kein Dichter der Welt ist wohl je bei Schöpfung eines Meisterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmischung der Philosophie in die Kunst.“ Ebenso verwirft er die allegorisierenden und symbolisierenden Theorien, in denen Welcker den eigentlichen Kern des „Prometheus“ des Äschylos erblickt, als dem gesunden Sinne der Griechen fernliegend. „Um so etwas zu wollen, hätte er erst Professor in einem Winkel von Deutschland werden müssen.“

Aber dabei war er kein blinder Bewunderer der Griechen, noch der nörgelnde Kritiker, als welcher er die meisten Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur nicht immer gerecht verurteilte, ja seine eigenen herrlichen Schöpfungen, wenn sie einmal fertig vor ihm lagen, nicht milder behandelte. So stoßen wir in seinen Tagebuchblättern aus dem Jahre 1817 auf eine kräftige Äußerung gegen die begeisterungsblinden Philologen, welche bei den Alten von ungeheuren Reichtümern, von unermeßlichen Schätzen faseln, die da verborgen lägen und die sie gefunden, ja denen jeder Kiesel, der in der alten Welt so gut als in der neuen am Wege liegt, als ein Edelstein gelte, den wir Uneingeweihte nur aus Mangel des höheren Gesichtssinnes nicht dafür erkennen; nach ihnen solle bei den Alten alles Zweck, alles Absicht, alles Plan gewesen sein, ohne daß sie den Zoll der Menschlichkeit auch nur ein einzigesmal entrichtet hätten; da habe der Zufall nie das Ruder geführt, der beabsichtigte Zwecke vereitle und absichtslos Angefangenes zum glücklichsten Ende führe; die historische Bedingtheit werde bei der Würdigung der Erscheinungen, die nur durch sie verständlich würden,

übersehen. Diese Gedanken, die heute noch nicht zum Gemeingute geworden sind, decken sich mit den Anschauungen eines der tiefsten Denker über griechische Kunst, ich meine Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, der erst jüngst wieder die Schwächen der klassizistischen Verhimmlichung bloßlegt, nach welcher die griechische Literatur und ihre Gattungen als das absolut normale, durch immanente Naturgesetze erzeugte und von bestimmten konkreten Bedingungen unabhängige Produkte zu gelten haben. „Es hält schwer, ein Werk, das zwei Jahrtausende lang vorbildlich gewesen ist, so zu sehen, wie es sein Urheber einst hingestellt hat; und in diesem einen ringenden, strebenden, irrenden Menschen zu sehen, fällt noch schwerer. Nichts trübt ein Menschenbild so stark, wie die Apotheose, und nichts scheint den Zufälligkeiten des Werdens so entrückt, wie ein klassisches Kunstwerk."

Diese historische Beurteilung, die allein den Erscheinungen gerecht zu werden vermag, ist heute noch vereinzelt; sie war zur Zeit, da Grillparzer jene Worte schrieb, unerhört, eine Blasphemie gegen den heiligen Geist des Klassizismus, der seit Lessing aus den griechischen Tragödien den absoluten, allgemein geltenden Maßstab entnahm und, wie ich eben bemerkt, die für die neuere Kunstübung geltenden Gesetze der dramatischen Handlung konstruierte. Auch war es bei dem damaligen Stande der Wissenschaft nicht leicht, die antiken Werke aus der Bedingtheit ihres Wesens und Werdens, aus den Zielen, die die Dichter sich setzten, und den Forderungen, die das Publikum an sie stellte, zu begreifen.

Die ernster Prüfung nicht standhaltende Begründung der landläufigen Meinung erregten Grillparzers Zweifel und auf den richtigen Weg führte ihn, was das Wesen des griechischen Dramas, das der Mittelpunkt seiner Interessen war, der Ursprung dieser Gattung und der chorischen Lyrik und seine Gebundenheit an die Heldensage. Was die Götter

und Helden, die Mythen und Sagen den Griechen bedeuteten, schien er zu ahnen, indem er unter Ablehnung der rationalistischen, euphemeristischen und symbolisch-meteorologischen Erklärungsversuche nachzufühlen vermochte, daß in diesen Gestalten und Bildern alles Glauben, Fühlen und Denken des Volkes zum Ausdrucke komme und daß die Götter in seinem Herzen noch lebendig waren, aus welchen sie, nicht anderswoher, gekommen sind. Ihre bunte Fülle und Verkettung störte ihn in dieser Meinung nicht. „Die neuen Göttergeschlechter“, sagt er, „weit entfernt, von fremden Religionen entlehnt und eingewandert zu sein, sind ebenso national und alt, wie die sogenannten alten. Sie sind das, was die Schriftsprache unter den Dialekten einer Nation ist; welche Schriftsprache nämlich ursprünglich selbst ein Dialekt ist, aber der reinste, kultivierteste und kulturempfänglichste unter ihnen, wodurch kommt, daß er nach und nach die anderen verdrängt oder wenigstens von sich abhängig macht.“ Diese nationalen Götter- und Heldengeschichten hat Äschylos zum Stoffe seiner Dichtungen gemacht, die Tragödien heißen, ohne Trauerspiele in unserem Sinne zu sein. „Die Tragödie der Alten läßt sich gar nicht mit unserem Trauerspiele, sondern höchstens mit den autos sacramentales der Spanier vergleichen. Die menschliche Handlung ist in den meisten derselben geradezu Nebensache oder vielmehr nur das Vehikel, um den eigentlichen Inhalt, den Preis oder die Rechtfertigung eines Heroen, die Wirksamkeit der Götter, die Wege des Schicksals deutlich zu machen. Der „Ödipus Tyrannus“ ist, streng genommen, das einzige antike Trauerspiel in neuerem Sinne. Der viel spätere Aristoteles hat mit seinem scharfen, aber prosaischen Verstande dieses Verhältnis ganz übersehen und das Substrat anatomiert, ohne sich in die höhere Bedeutung einzulassen, worin er seiner Stellung als Wissenschafts- und Kunstlehrer nach auch nicht so gar unrecht hatte.“

Ja, was uns an Handlung bemerkbar wird, ist nicht

bloß etwas Akzessorisches, das zum Chorgesange hinzutrat, sondern oft nicht einmal eine eigentliche, sinnfällige Handlung, „insofern letztere eine Reihenfolge gegeneinander ankämpfender, sich scheinbar im Wege stehender und endlich durch eine gemeinsame Auflösung zur Einheit gebrachter Ereignisse bezeichnet werden muß“.

Ebensowenig verkennt Grillparzer die ursprüngliche Stellung des Chors, dieses eigentümlichsten Bestandteiles des griechischen Dramas, der allerdings mit der Entwicklung der auf das Zusammenspiel der Personen gestellten Handlung allmählich seine Bedeutung verlor; die Tragiker, welche ihn aus religiösen Gründen nicht aufgeben konnten, schleppten ihn wie einen Ballast weiter und gebrauchten ihn wohl auch für andere poetische Zwecke. So konnte es demnach Grillparzer auch nur als eine Verirrung gelten, wenn Schiller dieses längst abgestorbene Gebilde zu neuem Leben zu erwecken oder Schlegel den Chor in der Rolle eines idealisierten Zuschauers, was er nie war, uns lebendig machen wollte. Unter dem gleichen Gesichtspunkte erschienen ihm andere Eigenheiten der griechischen Tragödie nicht als Fehler gegen die Ästhetik, sondern als Erscheinungen, die historisch begriffen sein wollen, wie das Unbehilfliche, Umständliche, Stationäre, besonders bei Äschylos, das Vorwiegen des epischen Elements mit seinen Botenreden, den ausgedehnten Beschreibungen und Betrachtungen, wonach einzelne Stücke sich wie in Szene gesetzte Epopöen ausnehmen, die echt attischen, mehr auf das Gefühl als auf die Denkkraft der Zuhörer berechneten Wortgefechte und, was die szenische Technik betrifft, die Prologe und der deux ex machina.

Kein Tragiker hat aber Grillparzer so stark interessiert und beschäftigt wie Euripides, dessen damals noch verkannte Größe er einer der ersten wahrgenommen hat. Er macht sich inmitten seiner Betrachtungen Goethes Worte zu eigen, welche dieser gelegentlich der Lektüre der Iphigenia in Aulis

in dem Briefe vom 23. November 1831 an Zelter richtet: „Sein großes und einziges Talent erregte zwar wie sonst meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf der griechischen Lokalitäten- und auf deren uralten, mythologischen Legendenmasse schifft und schwimmt er wie eine Stückkugel auf einem Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände und Personen in deren einfachstem Dekurs vorzuführen oder die verwickeltsten Verschränkungen noch mehr zu verwirren, dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unserer Befriedigung, entweder aufzulösen oder zu zerhauen." Er hätte hinzufügen können, was Goethe noch am 22. November 1831 in sein Tagebuch diktierte, nachdem er abermals zu neuer Erbauung und Belehrung den „Jon" des Euripides gelesen hatte, es ist Goethes letztes Wort über griechische Dichtung: „Mich wundert's denn doch, daß die Aristokratie der Philologen seine Vorzüge nicht begreift, indem sie ihn in herkömmlicher Vornehmigkeit seinen Vorgängern subordiniert, berechtigt durch den Hanswurst Aristophanes. Hat doch Euripides zu seiner Zeit ungeheure Wirkungen getan, woraus hervorgeht, daß er ein eminenter Zeitgenosse war, worauf doch alles ankommt. Und haben denn alle Nationen seit ihm einen Dramatiker hervorgebracht, der nur wert wäre, ihm die Pantoffeln zu reichen?"

Diese Größe hat nun Grillparzer in hellere Begeisterung zu erfassen und durch feinsinnige Erklärung einzelner Stücke und Stellen sich klar zu machen gesucht. Wie Aristoteles, so gilt er ihm, was die pathologische Wirkung betrifft, als der tragischeste Dichter, der wie kein anderer zu erschüttern und zu rühren versteht, daneben als ein tiefer blickender Psycholog, der sich in die menschlichen Leidenschaften und Charaktere hineingelebt und seine Menschen realistisch hin-

stellt, wie sie sind: als der grübelnde Philosoph, der, nach dem Worte eines alten Schriftstellers, nur um einen Grad unter Sokrates stehend, über die ewigen Fragen der Menschheit und ihre großen ethischen Probleme grübelt und seine altehrwürdigen Helden grübeln läßt, als der beredte Vertreter der revolutionären Ideen der Sophistik, die er, das Recht der Persönlichkeit gegen Sitte und Glauben verteidigend, zum Vorwurf seiner Thesenstücke macht, als der wirkungsvollste Agitator, der, seiner Zeit den Spiegel vorhaltend, die athenischen Zuschauer in allem, was sie fühlten und glaubten, liebten und haßten, zu packen verstand als der Meister der durch die Sophisten geschulten Dialektik und des echt attischen Wortgefechtes.

Wer so tief das der antiken Dichter Eigentümliche erfaßt hatte, der war gegen mechanische Nachahmung und gegen übertriebene Schätzung der aus ihnen abstrahierten Kunstregeln geschützt und konnte freier seines Amtes walten. Daß er das getan, glaube ich gezeigt zu haben, vielleicht denen zuleide, die seine Bedeutung im Klassizismus suchten. Aber wer wollte darum leugnen, daß er bei den Griechen gelernt, was zu lernen war, und er seinen Geist durch sie befreien, befruchten, bereichern ließ, wenn auch nicht jedem Gedanken, jedem Motiv, jedem dramatischen Zug, zu denen die Anregung von dorther kam, die Ursprungsmarke aufgeprägt ist? Was immer durch seinen Kopf gegangen, trug die Prägung seines Geistes. Und sein vielseitiges Interesse neigte nicht bloß zu den Alten hin. Der Baum der Grillparzerschen Dichtung streckte seine Saugwurzeln überallhin, wie nach Griechenland, so nach Spanien und England, fremden Saft in eigene Kraft verwandelnd. Leider sind die reichen Blüten seines Geistes nicht alle zu herrlichen Früchten gereift; sie sind von dem Mehltau einer mißgünstigen Kritik versengt, von dem kalten Hauch des Absolutismus vertrocknet, von dem nagenden Wurm im eigenen Herzen angefressen, unter dem Hagel persönlicher Kränkungen und

widerwärtiger Erlebnisse in ihrer Entfaltung zum Teil verkümmert und geschädigt worden. Um so kostbarer sind die reifen Früchte, die er uns geschenkt hat und unser Besitz für immer.

Wir feiern darum, als ob wir gutmachen wollten, was die Mitwelt ihm versagt, seinen Geburtstag als einen Tag der Freude und des Stolzes für uns Österreicher, denen er einen Platz an der Sonne der Weltliteratur erobert hat, als einen besonders festlichen Tag für unseren Verein, dessen Aufgabe es ist, seinen Geist in uns und denen, die nach uns kommen, lebendig zu erhalten, ihn zu verstehen, zu verehren. Ich wollte unserem Zwecke durch das Scherflein meines Vortrages dienen. Sie, meine Damen und Herren, haben ihm durch die Geduld und Aufmerksamkeit gedient, womit Sie ihm gefolgt sind.

Briefe der Therese Huber an Karoline Pichler.

Herausgegeben von

Ludwig Geiger.

Die im nachfolgenden veröffentlichten Briefe der Therese Huber bilden, wie ich glaube, eine sehr wertvolle Ergänzung zu den in Band III veröffentlichten Briefen der Karoline Pichler. (Im folgenden kurz als Gr. J. zitiert.) Bei der Publizierung der letztgenannten Schriftstücke bemerkte der Herausgeber: „Ob die Briefe der Therese Huber noch vorhanden sind, vermag ich nicht anzugeben." Der Herausgeber konnte nicht wissen, daß sie ebenso wie der ganze Nachlaß der Therese Huber mit größter Sorgsamkeit gesammelt und aufbewahrt waren. Der Sohn jener verdienstvollen Schriftstellerin nämlich, Viktor Aimé Huber, von dem im nachfolgenden häufig die Rede sein wird, gedachte eine Biographie seiner Mutter zu schreiben. Zu diesem Zwecke ging er, wie vor ihm schon seine ältere Stiefschwester Therese Forster getan hatte, ihren Korrespondenzen nach und wußte mit großem Geschick, nach Auslieferung der an seine Mutter gerichteten Episteln ihrer männlichen und weiblichen Korrespondenten, die von jenen erhaltenen Briefe Thereses in seinen Besitz zu bringen und sie zu einem großen Korpus zu vereinigen. Zur Ausführung der von ihm geplanten Lebensbeschreibung kam er nicht. Aber die von ihm gesammelten Schätze wurden nach seinem Tode (1869) weder zerstört noch zerstreut. Vielmehr gelangten sie als Eigentum in die Hände des ihm befreundeten R. Elvers, der nur einen sehr kleinen Teil dieser geistigen Hinterlassenschaft verwertete, soweit sie zu

der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung des befreundeten Forschers (2 Bände, Bremen 1872) und der darin enthaltenen kurzen, aber wichtigen Charakteristik der Mutter notwendig war. Auch dieser einzige Benutzer der weitschichtigen und inhaltsvollen Handschriftenmasse starb dahin, ohne von ihr einen irgendwie ausgiebigen Gebrauch gemacht zu haben, und hinterließ den Schatz seinem Sohne, einem jungen Juristen, der die literarischen Pläne seines Vaters und des ursprünglichen Sammlers fortzusetzen gedachte. Von diesem großen Schatz erlangte A. Leitzmann in Jena Kunde und benutzte die einschlägigen Partien, aber auch nur diese, zu den Vorarbeiten für seine Forster-Biographie und für die vielfachen Veröffentlichungen von Briefen Forsters, des ersten Gatten Thereses. Durch seine Vermittlung gelangte ich in die glückliche Lage, den gesamten Nachlaß zu erwerben. Ich legte ihn vielen Einzelpublikationen und einem größeren Buche zugrunde, das unter dem Titel: „Therese Huber 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau, Stuttgart 1901“, erschienen ist. (Im folgenden kurz Th. H. zitiert.) In der Einleitung zu jenem Buche erwähnte ich ganz nebenbei S. VI die nachfolgenden Briefe, hatte aber im Werke selbst bei dem massenhaft andringenden Stoff nur zweimal Gelegenheit, die Briefe anzuführen und einzelne kleine Stellen abzudrucken. (Vergl. Th. H., S. 317 und 378; die erstere Stelle ist im Register ausgelassen.) Auch in anderen Veröffentlichungen, Goethe-Jahrbuch, Band XVIII, S. 134, und Band XXIV, S. 96, sind nur einige wenige Stücke der hier benutzten Briefe abgedruckt. Doch durften diese zwar inhaltlich wichtigen, aber einen sehr geringen Raum einnehmenden Stellen in der nachfolgenden Mitteilung nicht fehlen, da diese sonst ein unvollständiges Bild der Sammlung ergeben hätte. [1])

[1]) In den Anmerkungen zu den einzelnen Briefen ist der Druck der wenigen zum zweitenmal gedruckten Stellen genau verzeichnet. Sie sind selbstverständlich zum Behufe dieses neuen Abdruckes noch einmal genau mit den Originalen kollationiert.

Von Karoline Pichler braucht nach den erschöpfenden Mitteilungen des Herausgebers ihrer Briefe und nachdem diese selbst den Lesern dieses Jahrbuches vorgeführt worden sind, nicht weiter gesprochen zu werden. Über Therese Huber müssen dagegen einige aufklärende Bemerkungen vorangeschickt werden, um den Lesern das Verständnis der nachfolgenden Aktenstücke zu erleichtern und um sie in die richtige Würdigung der bedeutenden Frau einzuführen. Dies muß um so mehr geschehen, als die Briefschreiberin den meisten Lesern unbekannt sein dürfte und den wenigen, denen sie kein bloßer Name ist, vermutlich in falscher Weise vorgeführt worden ist. Denn seit den mißverstandenen Worten Goethes in den Xenien wird sie vielfach als eine Megäre betrachtet, die Forster zu Revolution anstachelte und in den Tod trieb und nach den heftigen, leider nur zu gut verstandenen Worten Schillers ist sie als die Verderberin seines Jugendfreundes Huber gebrandmarkt. Diese schnöde Beurteilung verdient sie jedoch nicht. Ihre Eheirrungen waren keineswegs so schlimm wie die so mancher Frauen der Romantik. Sie trennte sich von Georg Forster, den sie ohne Liebe geheiratet hatte, dem sie aber jahrelang, ehe die große Leidenschaft sie ergriff, eine hingebende, treu sorgende Gattin gewesen war, obgleich sie zuletzt eine stets wachsende Abneigung gegen ihn gespürt, ja geradezu einen physischen Ekel vor ihm empfunden hatte. Nach des ersten Gatten Tod — er starb nicht allzulange nach der Trennung — heiratete sie den genannten Ludwig Ferdinand Huber, lebte mit ihm zuerst in der französischen Schweiz, dann kurze Zeit in Tübingen, mehrere Jahre in Stuttgart und einige Monate in Ulm, wo Huber am 22. Dezember 1804 starb. In den letztgenannten drei Städten gab Huber im Auftrage des Buchhändlers Cotta die „Allgemeine Zeitung" heraus und beteiligte sich auch sonst in hervorragender Weise an manchen periodischen Unternehmungen des industriellen Verlegers.

Durch den Tod des innigstgeliebten Gatten, der ihr zeitlebens als Ideal der Männlichkeit erschien, war sie, da sie

ziemlich mittellos zurückblieb und nur geringe Pensionen erhielt, auch nach dem Tode ihres ziemlich wohlhabenden Vaters, des bedeutenden Göttinger Philologen Heyne, ein kaum nennenswertes Vermögen erlangt hatte, auf eigenen Erwerb angewiesen. Dies um so mehr, da sie nicht nur für sich, sondern auch noch für vier Kinder zu sorgen hatte: zwei Töchter aus der Ehe mit Forster: Therese (geboren 1786, unvermählt gestorben 1859), Claire, die sich freilich sehr bald mit einem höheren Forstbeamten von Greyerz verheiratete, und zwei Kindern Hubers: Luise und den schon genannten Viktor Aimé, von deren Schicksal im folgenden häufig die Rede ist.

Schon bei Lebzeiten Hubers hatte sie, weniger der eigenen Neigung folgend als von dem Verlangen geleitet, zu den Kosten des Haushaltes beizusteuern, denen der schwer arbeitende Huber, solange er keine angemessen bezahlte redaktionelle Stellung bekleidete, nicht allein zu genügen vermochte, zur Feder gegriffen. Sie fertigte Übersetzungen aus dem Französischen an und versuchte sich in frei erfundenen oder nach fremden Vorlagen gearbeiteten Novellen, die ein breites, wohlgesinntes Publikum fanden und nicht schlecht bezahlt wurden. Solange der Mann lebte, gingen diese Arbeiten unter seinem Namen und sie galten auch noch lange nach seinem Tode als seine Werke. Infolgedessen wurde es ihr nicht leicht, nun, da sie alleinstand, in der zwar alten, aber für neu erachteten Tätigkeit bei den Verlegern und beim Publikum Boden zu gewinnen. Durch zähe Energie, rastlosen Fleiß, trotz ihrer Schwächlichkeit und schwankenden Gesundheit, durch unleugbares Talent und Geschick überwand sie alle entgegenstehenden Schwierigkeiten. Sie verfaßte die Biographie ihres zweiten Gatten (1806) — Briefwechsel und Lebensabriß Georg Forsters veröffentlichte sie erst nach beinahe einem Vierteljahrhundert, 1829 — gab Hubers Briefe und kleine Schriften heraus (1810) und fügte einige Jahre später (1819) in übertriebener Pietät, weil diese fast einer Fälschung gleichkam, den zwei ersten Bänden zwei weitere hinzu, denen sie den Titel L. F. Hubers Erzählungen gab, obgleich diese

Bände nur ihre eigenen Arbeiten aus früherer Zeit enthielten. Auf einem anderen Gebiete betätigte sie sich durch eine Reisebeschreibung, in der sie Land und Leute Hollands schilderte (1811).

Erst mit dem Erscheinen dieses Buches gab sie ihre Anonymität auf. Der bald darauf (14. Juli 1812) erfolgte Tod ihres alten Vaters befreite sie von jeder Rücksicht; der bejahrte Gelehrte, der bei aller Hochschätzung der Geistesgaben der Tochter und trotz der in Göttingen nicht ganz ausgestorbenen Tradition von gelehrten Damen eine gewisse Abneigung gegen schriftstellernde Frauen nicht los wurde, hätte es vermutlich übel empfunden, seine Tochter unter dem Troß weiblicher Autoren zu sehen. Aber sie überstürzte diese Wandlung nicht. Noch wenige Jahre vor dem Tode des Vaters hatte sie Anstrengungen gemacht, eine Erzieherinnenstelle, die Leitung einer Art von weiblichem Stift zu übernehmen; nach dem Tode des Vaters wurde sie durch viele häuslichen Sorgen in Anspruch genommen. Die größeren Ausgaben für ihre Kinder, namentlich für ihren Sohn, die Not der Zeit, die ihr mehr Abgaben aufnötigte und zudem ihre Einnahmen beschränkte — denn die Pensionen und die Zinsen ihrer kleinen Kapitalien wurden vermindert oder blieben völlig aus — drängten sie zu einem Entschlusse.

Und so nahm sie 1816 das Anerbieten Cottas an, die Redaktion des „Morgenblattes" zu übernehmen, dessen eifrige, freilich sich meist unter dem Schutze der Anonymität versteckende Mitarbeiterin sie schon seit 1807 war. Sie war eine vortreffliche Redaktrice. Schriftstellerische Gewandtheit, große Sprachkenntnisse: sie schrieb französisch wie deutsch und besaß ein gründliches Wissen der englischen Sprache, ausgebreitete Lektüre, ein fast allseitiges Interesse für Literatur, Geschichte, Völkerkunde, Staatswesen, Naturwissenschaften, eine weit ausgedehnte Bekanntschaft mit allerlei Personen in Deutschland und über seine Grenzen hinaus, Leichtigkeit der Form und Geschäftsverständnis waren ihr in gleichem Grade zu eigen. Sie hatte freilich Schwierigkeiten genug zu bestehen: bald waren die ein-

gelieferten Beiträge zu geringfügig, bald waren ihrer zu viel, oft waren sie zu kurz, meistens zu lang; Festversprochenes blieb ganz aus oder ließ lange auf sich warten; Unerfreuliches kam in überreichem Maße, oft gerade von Leuten, die man nicht vor den Kopf stoßen konnte oder durfte. Sodann ergaben sich Differenzen mit dem Verleger: Cotta ließ ihr nicht so völlig freie Hand wie etwa einem männlichen Redakteur. Er betrachtete sich als die oberste Behörde, erhob Widerspruch in Fällen, in denen sie geglaubt hatte, feste Versprechungen geben zu dürfen, oder ließ mit Zahlungen im Stich, wo sie, auf des Buchhändlers Noblesse vertrauend, bestimmte Zusicherungen gemacht hatte. Er hörte zu ihrem Nachteile auf Autoritäten, ließ sich allzu leicht von modegewordenen Schriftstellern blenden, huldigte dem Augenblicksgeschmack und räumte mit eigener Machtvollkommenheit, durch die er die Tendenzen der Herausgeberin durchkreuzte, händelsüchtigen Autoren einen breiten Raum des Blattes ein, über den die Leiterin gern anders und man darf sagen besser verfügt hätte.

Über diese ihre Redaktionstätigkeit, die in den nachfolgenden Briefen so oft berührt wird, daß sie etwas ausführlicher dargestellt werden muß, darf ich wohl folgende Sätze aus meinem angeführten Buche wiederholen: Das „Morgenblatt" erschien täglich, außer Sonntag, in je vier zweispaltigen Quartseiten. Seinen Inhalt suchte Therese vielgestaltig zu machen. Sie ließ Unterhaltung und Belehrung miteinander abwechseln. Jene sollte erreicht werden durch Erzählungen, deren manche oft wochenlang die Spalten füllten, diese durch belehrende Artikel aus der Geschichte und Naturkunde. Gerade in der Herbeischaffung oder in der selbständigen Lieferung der Artikel letzterer Art erwarb sich Therese wirkliche Verdienste, sie war redlich bemüht, das Niveau der Zeitschrift zu heben. Überzeugt davon, daß für das große gebildete Publikum bloße Rezensionen gar keinen Wert haben, weil ein warmes Lob oder ein herber Tadel zwar das Urteil der Menge bestimmt, sie aber keineswegs veranlaßt, die gelobten oder getadelten Bücher wirklich

zu lesen, wollte sie die Leser wirklich in die neuen Erscheinungen einführen, die sie für wertvoll hielt. Daher gab sie an Stelle der Kritiken Analysen, selten bloße Auszüge, sondern geschickt gearbeitete Inhaltsangaben und Inhaltsübersichten mit eingestreuten Proben. Ihre ausgebreitete Lektüre machte sie zu einer solchen Tätigkeit besonders fähig. Bei dieser Art der Arbeit suchte sie nicht nur die Belehrung der einzelnen zu fördern, sondern einem Kulturzwecke zu dienen: sie zog nämlich die fremden Literaturen, hauptsächlich die englische und französische herbei und gab auch aus vielen wichtigen ausländischen Werken passend ausgewählte und gut übersetzte Stellen. Ihre Vorliebe für die französische Literatur bekundete sie durch die Aufnahme kurzer Referate über die Sitzungen der französischen gelehrten Körperschaft, während sie derartigen Notizen über deutsche Gesellschaften keinen Raum gewährte. Gerade das Wissenschaftliche zu betonen ward sie nicht müde. Sie selbst schrieb einmal einen Aufsatz über die Fortschritte der Schutzpockenimpfung in England und verfocht ein anderesmal sehr lebhaft die Aufnahme eines größeren Berichtes über das Münchner Krankenhaus. Freilich, gerade bei diesen wissenschaftlichen Artikeln wie bei anderen Aufsätzen war sie bestrebt, jedes Anstößige zu meiden; daher wurden Unanständigkeiten oder Zweideutigkeiten unterdrückt. Außer diesen selbständigen oder referierenden wissenschaftlichen Artikeln, Romanen, Korrespondenzen aus verschiedenen Städten wurde wöchentlich je ein Rätsel gegeben, diese damals schon beliebte Lockspeise für müßige Leute, die ihren Scharfsinn erproben wollten, außerdem Gedichte moderner Autoren. Die Rätsel bildeten den Schluß, die Gedichte, die häufig, aber ohne bestimmte Regelmäßigkeit gebracht wurden, den Anfang des Blattes. Während alle oder jedenfalls die meisten Beiträge anonym erschienen, waren die Gedichte meist unterzeichnet. Außer Rückert und Uhland waren die hervorragendsten damaligen Dichter, selbst Goethe, vertreten.

Man sollte meinen, daß für eine kränkliche Frau, die trotz oder vielleicht gerade wegen ihres leidenden Zustandes die Ge-

selligkeit in ihrem Hause liebte und die Häuser vieler hochstehender Freunde gern aufsuchte, für eine Frau, die ungeachtet ihrer einer Emanzipierten gleichenden Schicksale absolut nichts von der Art emanzipationslüsterner Damen an sich trug, vielmehr sich mit nötigen und unnötigen Handarbeiten ebenso eifrig beschäftigte wie mit einer bis ins Kleinliche gehenden Sorge für ihren Haushalt — daß für eine solche Frau die Redaktion eines großen Blattes nebst der Mitarbeiterschaft dafür genügende Nebenbeschäftigung gewesen wäre. Therese aber wußte die ihr zugemessene Arbeitszeit wunderbar zu benutzen. Außer für Cotta war sie für Brockhaus tätig. War jener ihr väterlicher Freund, so sah sie in ihrem Verhältnisse zu Brockhaus gern etwas Schwesterliches. Sie arbeitete für seine literarischen Blätter, seine Taschenbücher, sein Konversationslexikon. Und als wären diese biographischen Artikel, Rezensionen, belletristischen Beiträge noch nicht genügend, fand sie, freilich am wenigsten während der Plackerei der Redaktionsjahre, wohl aber während der Zeit ihres Augsburger Exils noch Zeit zu Romanen.

Über diese Verpflanzung nach Augsburg (Ende 1823) spricht sie selbst ausführlich unten Nr. 15; an manchen anderen Stellen deutet sie ihren großen Roman Ellen Percy an. Freilich, sie war keine große Erzählerin. Ihre Romane sind unrealistisch: sie scheute sich, das Elend, das sie im Leben so vielfach gesehen und an sich erfahren, triumphieren zu lassen, überhaupt das Schlechte darzustellen, suchte vielmehr ihre Geschichten versöhnend zu schließen. Ihre Erfindungen verstoßen gegen den logischen ordnungsmäßigen Verlauf der Dinge: der Zufall spielt in ihnen eine zu breite Rolle, seltsame, unnatürliche und unbegreifliche Verschlingungen treten an die Stelle natürlicher Ursachen und Wirkungen. Sie ermangelt der klassischen Gestaltung ebenso wie der überzeugenden Charakteristik. Nur in einer Beziehung sind ihre Romane und Erzählungen wichtige Beiträge zur Erkenntnis ihrer Zeit und ihres eigenen Lebens, darin nämlich, daß sie Persönlichkeiten aus ihrem Umgangskreise porträtierte, bedeutenden Menschen ihrer Epoche manche

Züge ablauschte und daß sie von den Vorgängen aus ihrem eigenen Dasein und dem ihrer Nächsten, die man geradezu romanhaft nennen darf, manches mit dichterischer Freiheit ihren Erzählungen einverleibte.

Das, was ihren Romanen abgeht, nämlich: Geist, Humor, Satire, Sprache des Gemüts findet sich dagegen reichlich in ihren Briefen. Ich stelle diese — sie haben sich zu Tausenden erhalten, sind aber natürlich nur in verschwindenden Bruchteilen gedruckt — den bedeutendsten Frauenbriefen jener epistelreichen Zeit als ebenbürtig an die Seite, ja gebe ihnen vor den hochgepriesenen mancher anderen Frauen entschieden den Vorrang. Ist es an und für sich schon wunderbar, daß diese unendlich beschäftigte Frau überhaupt Zeit zu Briefen fand, so ist es noch wunderbarer, mit welcher Leichtigkeit sie die Feder führte. Sie weiß, den Französinnen ähnlich, von denen sie viel gelernt hat, mit Anmut und Geist über Bedeutendes und Unbedeutendes zu plaudern, sie, der es in Erzählungen nicht gelingt, ein Milieu zu schildern, versteht es in den Briefen geradezu wunderbar, den Leser in ihren Kreis zu versetzen, ihn mit Zuständen und Persönlichkeiten vertraut zu machen; sie besitzt eine außerordentliche Fähigkeit, ihren Ton zu variieren, je nach Stellung, Bildung, Interesse der Empfänger, so daß dieselben Vorgänge, Verschiedenen erzählt, ohne an ihrer Wahrheit zu verlieren, ein verändertes Aussehen annehmen. Sie hat in gleichem Maße die Gabe liebenswürdigen Humors und starker, aber keineswegs immer verletzenden Satire. Trotz allem Mitteilungsbedürfnis, ungeachtet ihres starken Verlangens, von sich zu reden — eine Neigung, die bei dem Briefschreiber viel eher ein Vorzug als ein Mangel ist — war ihr die Fähigkeit zu eigen geworden, sich in die Lage ihrer Korrespondenten zu versetzen, Anteil zu nehmen an ihren Freuden und Leiden, zu trösten, zu raten, anzufeuern und zu ermutigen. Durch solche Gaben, die noch heute die Lektüre ihrer Briefe so erquickend und erfrischend machen, erfreute sie die, mit denen sie in regelmäßiger Verbindung stand, und sie durfte sich rühmen, sie, die

selbst mit Treue an den Freunden hing, durch ihre Schuld sich keinem zu entfremden und wurde kaum von einem getrennt, dem sie einmal innig angehangen hatte.

Auch das Freundschaftsband der beiden Frauen festigte sich trotz der Entfernung und wurde nur durch den Tod Thereses aufgehoben. Die Verbindung entstand durch Zufall und durch eine gewisse literarische Gemeinschaft und obgleich sie nie durch eine persönliche Begegnung genährt wurde, denn Therese kam nie nach Wien und Karoline hatte keine Gelegenheit, Süddeutschland aufzusuchen — obgleich monatelange Pausen zwischen den einzelnen Stücken eintraten, entwickelte sich die durch den gemeinsamen Beruf geförderte Beziehung bald zur wirklichen Intimität. Therese starb am 15. Juni 1829. Ihre letzten Monate waren von schweren Krankheiten getrübt, in der allerletzten Zeit war sie kaum mehr imstande, die Feder zu führen. Ihr letzter Brief an Karoline Pichler ist etwa ein Jahr vor ihrem Tode geschrieben.

I.

2. Dez. 18.

Verehrte Frau! [1]

Sie werden in Ihrem Herzen Entschuldigungen für mich finden, daß ich Ihnen Heute schreibe und bloß um meinetwillen schreibe. Ich bin kummervoll über die Verbindung des Morgenblatts mit mir in Rücksicht auf Grillparzer, den ich mir muß gefallen lassen in diesem Blatt sehr unwürdig behandelt zu sehen. Grillparzer muß sich Kritik gewärtig sein — dieser kann er ruhiger wie mancher Andre entgegen sehen, allein daß Achtung und Milde die Sprache seiner Gegner sei, kann und muß er fordern und dieses vergießt der Mann [2] gänzlich, der im Morgenblatt gegen ihn auftritt. Nein, er vergießt sie nicht, sondern er gefällt sich darein Arglist und Hohn statt jener zu üben. Ich habe von dem Augenblick wie ich wahrnahm, daß dieser Mann aus mehreren Städten Briefe fingirte um die Meinung zu bearbeiten, Cotta [3]) gesagt: daß mit Ungerechten

kein Bund dauern könne; bei jeden neuen solchen Artikel streite ich mit ihm, aber dieser in andern Rücksichten so billige und kluge Mann folgt hier einer falschen Ansicht, die mir als Redaktion, mein gutes Gewissen nimmt. Bevor ich den Einsender jener Artikel kannte, milderte Cotta mit eigner Hand einige Ausdrücke; der Mann fing darüber mit mir, Frau, einen Handel an, in welchem er sich in einer Gestalt zeigte, die ich, weil er sich ganz persönlich an mich richtete, nicht weiter berühren kann — genug, daß es für mich, schwer durch Menschen Geprüfte, noch eine Prüfung war. Natürlich blieb es bei einem Brief und einer Antwort. — Seitdem muß die Redaktion, um einen pikanten Mitarbeiter zu erhalten, alles unverändert abdrucken. Ich streite jedes Mal — oder lege vielmehr meine Protestation nieder, damit mein wackrer Cotta in der Zukunft sieht, daß auch in diesem Fall meine Loyauté sichrer ging wie seine Begünstigung des bloß Anziehenden. Ich bin überzeugt, daß das Blatt sich durch diesen Mitarbeiter Verdruß zuziehen wird, denn Unbilligkeit kann nicht bestehn. Cotta sagt: „mit Freuden nehme ich eine Widerlegung auf" — wahrlich! das thät ich auch, und wenn Grillparzer seinen Gegner dessen würdigte, so würde ich mich ordentlich wohlbefinden dabei. Um mir diese seine Bereitwilligkeit zu bezeigen, forderte Cotta von mir den kl. Artikel über Sapho und Phaon als Karakteransicht, ins Morgenblatt zu geben, da ich ihn Gubitz nach Berlin schicken wollte. Ich mögte wohl wissen, wenn Grillparzer ihn läse, ob ich ihn verstanden habe? Ich glaube die Menschen sind oft zu schwächlich um die Unbilligkeit der Leidenschaft zu begreifen; die ist nicht Geburt der Schwäche, und ich finde Phaon keineswegs schwach, sondern jung. Ich habe diese Gefühle die Phaon zerreißen in der Wirklichkeit beobachtet; nicht sowohl weil die Geliebte älter, als weil sie häßlich war und in keiner Rücksicht genügte.

Doch das gehört hier nicht her. Ich wollte Ihnen, verehrte Frau, anvertrauen wie wenig mein Antheil an der Redaktion mir den nöthigen Einfluß gab, um Grill. vor Un=

bilde zu hüten. Ein Mann den ich nicht als Autor, aber als Gemißhandelten neben ihn stelle, ist Zahlhaase[4]), den jener Kritiker ebenso unedel rezensirte.

Noch kam mir das neue Geschenk[5]) das Sie uns machten nicht zu Gesicht. Es wird unter uns eine dankbare Gemeinde finden und kann nur die herzliche Hochachtung vermehren, welche Ihnen gewidmet hat, geehrte Frau

Stuttgart, den 2. Dez. 1818. Ihre

ergebenste Therese Huber.

II.[1])

8. Jan. 19.

Geehrte Frau!

Jedes Zeichen Ihres Andenkens ist mir theuer und ermunternd, aber ich bin nicht so eingebildet Ansprüche darauf zu machen. Kennten wir uns persönlich, so sollte ich denken wir würden uns wie ein paar gut meinende wahr fühlende Frauen lieben, und nun wir uns nicht kennen, bin ich überzeugt, daß in einen spätern Leben — wie und wo, weiß ich ja nicht, aber immer in einer Welt Gottes — daß wir uns dann näher verwandt sein werden, als ein oder die Andre — die auch gut und brav sind.

Ihr lieber Brief machte mir dieses Mal auch deshalb viel Freude, weil er Cotta wegen des Morgenblatts, durch Hrn. v. Hormayrs gütigen Antrag sehr erfreute. Ich habe es Ihnen zu danken, daß er durch mich ging, welches mich in meinen Verhältnissen freute. Hormayr ist ein in allen Gegenden Deutschlands sehr geehrter Mann, und was Sie von dem Ziel seines Strebens sagen, geehrte Frau, macht ihn mir, für meine persönliche Theilnahme noch viel schätzenswerther. Cotta trägt mir nun auf Ihnen zu sagen, wie Herr von Hormayr dem Morgenblatt einen sehr schäzbaren Beitrag, in Nachrichten wie er sie anbietet, schenken würde. Die Form der Correspondenz ist uns ebenfalls die liebste, um so mehr da wir mit Befremden täglich erfahren, wie wenig es uns im Ganzen gelingt für

diese leichteste Form der Mittheilung angemessene Arbeiter zu finden. — Sie sehen, werthe Frau, daß wir gegen unsre Correspondenten nicht blind sind. Herr v. Cotta wünscht sehr Herr v. Hormayr möge seine Bemerkungen nicht auf Österreich allein beschränken, sondern sie auf die ganze österreichische Monarchie ausdehnen deren östliche Provinzen noch zu viel Großen aufbewahrt sein müssen, und in denen jede Lebensregung wichtig ist. Möchte Hormayr doch von mehr noch als Litt. sprechen mögen! Seine Vielseitigkeit und die theilnehmende Seele die in seinen hist. Aufsäzen lebt, überzeugen mich; er würde kleine Volks Züge lebendig aufgefaßt darstellen — und diese Bekanntschaft mit dem Innern der Völker von dem einen zu dem andern herüber, spinnt doch die ersten Fäden an, in welchen sich dann weitere Verbindungen verweben. Ich glaube den treuherzigen Erzählungen von Pilgern und Handwerkern früher Zeit, in lebendigen Zügen des inneren Volkslebens, hat unsere Vorfahren besser mit den Nachbar Völkern bekannt gemacht, wie unsre aesthetischen, technischen empfindsamen Reisen der Sallons Welt und Professor Stübchen. Gewiß muß es von Hormayr abhängen, wie oft er schreiben will; da aber die Corr. gewöhnlich nur zwei Spalt unsers Blattes einnimmt, so würde ein Bericht, der nur alle 3 Monate erschien, unsern Wünschen nach sehr viel zu kurz sein, oder müßte auf eine Art vertheilt werden, wie es sich für Einsendungen von Werth, wie diese, nicht schickt. Vielleicht schreibt Herr v. Hormayr auf Ihre Vorsprache öfter. Ich darf nicht bitten, denn ich habe ihm schon zu viel zu danken für seine Beiträge in Hörmanns Magazin und was ich sonst so von ihm fand. Darum bitten Sie, die ich hinwieder gern bitte weil Sie so gütig sind. Wegen dem Honorar kann Hormayr wohl fordern was ihm recht ist. Das gewöhnliche ist für die Corr. 44 fl. (16 Spalt) wenig genug! —

Was Sie mir [2]) von Grillparzers Gesundheit und Sorgen sagen, thut mir weh. Zu einer höhern Harmonie der Seele, gehört doch Gesundheit, die fehlte Schiller, die hatte Goethe. Möge er genesen — möge er zeigen, daß er jung war wie

er die Ahnfrau schrieb, daß er nach Entwicklung strebte, wie seine Sapho erstand, aber daß in ihm das Feuer glüht, welches Vollendung und Reife erringt und in seiner Klarheit die Proteuse zwingt in ihrer wahren Gestalt sich gefangen zu geben. Meine Tochter [3]) — die bei mir lebt, die jüngste — sah diese Tage Sapho — sehr schlecht aufführen [4]), und doch mit dem lebhaftesten Vergnügen; mancher Einzelne theilte es — das ist alles was man hier hoffen darf, denn das große Publikum ist in der schwerfälligsten Schläfrigkeit befangen, und hat kein Maß der Vortrefflichkeit als das Schreiorgan des Schauspielers. Meine kranken Augen lassen mich nicht ins Schauspiel. Was ich noch sehen kann muß ich am Schreibtisch gebrauchen.

Leben Sie wohl, theure Frau. Wenn einmal Wer den Sie recht lieb haben daher kommt, so schicken Sie ihn zu mir, damit meine Luise und ich ihm einen Theil der Herzlichkeit beweisen, die Ihnen geweiht ist von uns.

Stuttgart, 8. 1. 19. Ihre Therese Huber.

III. [1])

Gütige, verehrte Frau!

Diesesmal ist es auf Bitte Herrn von Cottas daß ich Sie bemühe, weil er keinen andern Weg als Ihre gefällige Dazwischenkunft weiß, um unsern Correspondenten fürs Morgenblatt, Herrn von Deinhardtstein [2]) an eine treuere Erfüllung seines Versprechens an dieses Blatt zu erinnern. Ich bin gewiß daß er Sie mit der liebenden Achtung anhört, mit der Ihnen alles was Sie umgiebt zugethan scheint; da wärs also leicht von dem Herrn freundliche Berichte zu erlangen, so bald Sie ihn Cottas Wunsch danach vortrügen. Es ist immer wunderlich daß es so schwer hält Correspondenten zu erhalten (conserver) hätte ich Zeit, ich wollte die feinsten Dinge von Stuttgardt zusammenstellen da sehr oft eine Sache nicht weil sie geschieht, sondern w i e sie geschieht, Interesse hat. Je größer die Stadt, je reicher die Materie. Nun noch gar Ihr Weltgroßes

Wien und Ihr lebendiges, zutrauliches Volk, dem Liebe für sein Fürstenhaus in vieler Rücksicht, für seine Karakter Bildung, Freiheit bürgerliche ersezt — daneben Ihre Nähe und Ihr Verkehr von und mit östlichen Stämmen — da müssen Ansichten und Auffassungen unerschöpflich vieles anbieten, was uns Kleinstädtern und Kleinfürstlern interessant ist.

Der Tod der hiesigen Königin[3]) (nicht der meinen, denn ich gehöre Bayern an) hat aber die Menschheit interessirt, nicht nur Städte und Fürsten. Auch Sie werden die edle Schwesterseele in ihr begrüßt haben. In Nr. 30 des Morgenblatts steht (unter vielen mittelmäßigen)[4]) ein Gedicht von Uhland, das Ihre Aufmerksamkeit verdient. Ein wahrer republikaner Geist sang es. Der Verlust dieser Frau ist so tief eingreifend in das Schicksal des Landes, daß ihn Dichter und Historiker nicht darstellen können. Wer die Menschen kennt auf die sie wirkte, kann ihn sich aber psychologisch sehr klar machen.

Herr von Hormayr ist mit einer sehr gewinnenden Liberalität der Gesinnungen und wohlthätigen Lebendigkeit in Verkehr mit der Redaktion des Morgenblatts getreten. Sie sieht nun mit Verlangen seiner Sendung entgegen. Wenn er sein ehrendes Versprechen Beiträge zu spenden hält, so verdankt es Cotta Ihrer gütigen Dazwischenkunft.

Lassen Sie sich meine herzliche Achtung gefallen, meine werthe Frau! Therese Huber.

Wie sehr wünschte ich von Grillparzers Gesundheit gute Kunde zu haben! Sie werden wahrnehmen, daß Müllner seine Beharrlichkeit sein Verdienst zu schmälern nicht aufgiebt. Da geben Verdienst und Zeit einen schönen Triumpf.

Stuttgard, 10. 2. 19.

IV.[1])

10. Sept. 19.

Erlauben Sie mir, geehrteste Freundin, Ihnen einen sehr wackern Tonkünstler, Herrn Kocher[2]) zu empfehlen, der mit seltnem Beharren und Überwinden des Schicksals sich seiner

Wissenschaft widmet. Erlauben es Ihre Verhältnisse ihn anzuhören, Rath zu geben, so wird das ehrliche Naturkind — der die Welt nur aus seinem Gesichtspunkt ansieht — die größte Dankbarkeit gegen Sie haben. Es ist selten so viel Eifer und Aufopferung in unsern Zeiten zu finden wie er beweißt.

Ich bitte Sie verehrte Frau, diese wenigen Zeilen zu verzeihen, die ich bei schwazenden Leuten schreibe. Mögen Sie den genialen und so edeln Hormayr von mir grüßen. Ich besorge alle seine Sachen aufs sorgfältigste, aber es scheint mir in Cottas Comptoir einige Caprize zu walten. Herrn Wähners[3]) Sendungen haben mir vieles Vergnügen gemacht, und der Brief mit dem er sie begleitete zeigte so viel Güte als Überlegenheit des Geistes — denn nur diese lezte kann so gefällig sich in fremde Verhältnisse setzen. Mögte er bald wieder das Morgenblatt bedenken. Theure, verehrte Frau empfangen Sie meine herzlichen und achtungsvollen Grüße.

Stuttgardt, den 10. 7br. 19. Ihre ganz ergebene
Therese Huber.

V.

Stuttgardt, 6. Sbr. 1819.

Sehr verehrte Frau. Ihr freundlicher Brief vom 25. 8br.[1]) hat mich unendlich erfreut. Sie erkennen in meinem Nichtschreiben einen der wahren Gründe meines Nichtschreibens, der zweite ist aber eine Schüchternheit des Verstandes, die mit dem Alter zunimmt, nicht ab; denn sie beruht auf Erfahrung. Liebe Frau, mir däucht je älter man wird je mehr begnügt man sich selbst zu lieben, in allen Verzweigungen des Wohlwollens, Achtens, Mitleidens, ohne darauf zu rechnen, daß es dem Gegenstande gefalle; darum bleibt man von Fern stehen, fast wie in der Verschämtheit der Jugend. Das macht: man hat so tausendfach erfahren wie Miß- und Unverstand uns begegnete, also die Erfahrung machte schüchtern. Doch die reifende Vernunft vermehrt die Liebe indem sie selbe verbreitet selbst auf jedes Bruchstückchen des Guten, wo es uns vorkommt. Also

wegen viel Arbeit und wegen Schüchternheit schreib ich wenig. Ihr Brief ist mir aber wie ein altes Freundes Gespräch, durch Anklang ähnlicher Gesinnungen, und die Schüchternheit tritt zurück. Daß Sie als junges Mädchen also auch Grandison und Sophiensreisen lasen! Das ist doch als wenn in Ostindien zwei Menschen erfahren, daß sie in ihrer Jugend unter einerlei Länge und Breite Grad gelebt. Ich war ein sonderbares Vernunftkühles Ding, die Bücher rissen mich nie hin, aber machten mich grübeln mit meiner Spanne Verstand und Jahre, und so haben denn Sophiens Reisen[2]) von allen Büchern auf meine Sittlichkeit zuerst und am meisten gewirkt — in meinem 16ten Jahre; so wie die griechischen Tragiker auf die Ausbildung meines Karakters am meisten in meinem 30ten. Jene machten mich sehr wachsam auf mich selbst und haben mir Wille und Begriffe gegeben durch Arbeit und stoische Mäßigheit mir Selbstherrschaft zu verschaffen; diese gaben mir auf einmal den Rahmen, das Netz, die Form, die Erwerbnisse meines Lebens, die Fähigkeiten meines Karakters hinein zu bringen, und nach und nach dieses Alles mit dem Evangelium zusammenstimmend zu erkennen — denn Mühe gab ich mir nie um das Übersinnliche — ich grübelte nie, zweifelte nie, aber lebte viel in ihm und fand immer neue Klarheiten. Da blieb ich immer religioser Weise in Frieden und hoffe Gott wird in Leben und in Sterben der immer durch Ihn Erstarkten, Kraft schenken. — Das ist wohl ein wunderliches Anvertrauniß? mag es aber doch! Ihre Frommheit in Schriften und Ihre Güte in Briefen, waren mir ja schon Predigt (die ich wenig mag) und Gebet (was jedes Nachdenken immer bei mir wird). — Nun, meine Verehrte! Die Sendung der vielgeschäzten Theone[3]) wird der Red. d. Morgenblatts sehr willkommen sein, wie ich für meinen Antheil daran freudig versichere, und von Cotta, der sein Veto hat, noch vor Absendung dieses Briefs hinzuzufügen zuversichtlich hoffe. Sie machen eine anziehende Schilderung Ihres Sommeraufenthalts. Solche Zirkel sind mir nicht vergönnt; nicht daß es hier an gescheuten Leuten fehlte;

allein sie haben keineswegs die Gabe noch die Neigung gesellschaftlicher Mittheilung, vereinen sich besonders nie mit Frauenzimmern und fliehen die gebildetern welche ihnen den Zwang eines gewissen Anstandes auflegen. Das Weinhaus, die Tabaksstube, einige Männergelag im Wirtshaus, sind die Zirkel unsrer bürgerlichen, das heißt: unterrichteten Männer. Die Sallons die ich in kleinen Zirkeln besuche, bieten selten unterrichtete Männer, doch finde ich da zuweilen ein Endchen gescheutes Gespräch. Es kehrte vor kurzen von hier Graf Kufstein[4] nach Wien zurück — der gehörte zu den lieben Ausnahmen. Ich hörte nie von ihm was nicht edel und rechtlich war, dabei mancherlei Wissen, jugendliche Lebendigkeit und zartes Gefühl. Übereilung, ein bischen Dünkel muß man ihn noch verzeihen; Ansicht des wirklichen Lebens, sollte ihm die Zeit geben, sollte er außer seinem Standeskreis suchen. Ich mögte ihn gern vervollkommt sehen. Das ist der höchste Wunsch mütterlicher Theilnahme. — Sie empfinden über Schulzens[5]) Gedichte, ganz wie ich. Liebe Frau, das kommt daher, daß diese fromm deutschlichen Herrn gegen Wahrheit und Geschichte sich eine Welt zusammenlügen die wie Ritter Bennos Burg zwischen Himmel und Erde schwebt; aber auch nirgends an eine wahre Erinnerung, Örtlichkeit, Begriff, geknüpft ist. Sie kitzeln sich, nicht um zu lachen, sondern um zu Vaterländlen, zu frömmeln, zu Empfinden. Dagegen empfele ich Ihnen Walter Scotts gr. Gedichte, von dessen „Jungfrau vom See"[6]) eine deutsche Übersetzung mir, die ich das orig. ein bischen lesen kann, sehr genügt. Aber Sie müssen — wenn Sie das orig. nicht vorziehen — die von Störke lesen, der Henriette Schubart ihre ist ganz verstümmelt und verfehlt. Scott braucht keinen Zauber, keine Frömmeley, keine patriotische Pocherey, und alles athmet Treue, Liebe Vaterlandsflamme. Das ist so jugendlich wie ein Maymorgen. Lesen Sie das! — Ich hatte meine Tochter[7]) und Enkeltochter aus Augsburg bei mir, und meinen studierenden Sohn aus Göttingen[8]), beide sind meines Dankgebetes Quelle, so wie sie meiner Sorge und Fleißes Gegenstände waren, lebelang. Der Sohn kommt in einem Jahre

nach Wien Ihre Heilanstalten besuchen. Das ist ein reiner, fester, blühender Jüngling im 20ten noch fern von jeder Liebeley und trozig wie ein Mann für sein erkanntes Rechte. Wird noch manchmal den Kopf und das Herz blutig stoßen müssen eh er reif ist. O Gott schüze ihn. — Lezthin hat mich der Deklamator Sydow[9]) aufgesucht und sprach von Ihnen, Verehrte, und ich hätte gewünscht die Stunden welche er in Ihren Zirkel verlebte, statt seiner genossen zu haben. Der Mensch hat ein hübsches Talent, es ist schade, daß er in der Windrose zu Hause ist. Er ist wieder nach Wien abgereist und kann Ihnen erzählen wie er mir seine Gegenwart unverhofft einen ganzen Abend schenkte, wo er recht amüsant war. Auch ein Frauenzimmer lernte ich kennen das das Glück hatte Sie in Wien zu sehen eine Frl. Saling[10]), Verwandte der verstorbnen Fr. v. Arnstein — sie mogte sehr schön sein und thut im Herzen weh daß sie verblüht ist ohne daß man sie in einem Beruf fortblühender Herzens Jugend sieht, als Gattin, oder Tochter, oder Schwester — so, nur Schön gewesen sein, ist das wehmütigste was ich für das Weib kenne. Doch vielleicht hat sie ein Glück oder ein Unglück was sie höher schäzt als die Flucht der Jugend — ich weiß es ja nicht.

Doch nun Adieu! 100 Mal Adieu! Gott gebe Ihnen einen heitern Winter! bei mir ists trüb, trüb! auch meine Luise, meine mit mir lebende jüngste Tochter, hustet, hat Brustweh — doch soll Furcht mir den Mut nicht nehmen den Gefahr fordern kann. Ihre innig Sie ehrende Th. Huber.

Am Rand: Cotta berichtet mir daß Frl. von Artners Sendung als eine Zierde des Morgenblatts angesehen sein wird. Mit Verlangen sehe ich ihr demnach entgegen.

VI.

14. 11. 19.

Geehrte Frau![1])

Man soll keine Gelegenheit vorbei lassen ein gutes Werk zu thun, und eines der vorzüglichsten — wie die Welt nun

einmal steht — scheint es mir zu sein, wenn Jünglingen Gelegenheit gegeben wird hochachtungswürdige Frauen kennen zu lernen. Hat ihnen ein gutes Schicksal die Gelegenheit gegeben und der junge Mann nuzt sie nicht — nun so wasche ich meine Hände — dann hat er Mose und die Propheten nicht gehört. Diesen Grundsätzen gemäß sende ich Ihnen den Sohn des Buchhändlers außerdem Baron von Cottas zu, einen sittlichen und auch gebildeten Jüngling von dem ich nur Gutes weiß und der noch viel besser werden muß. Was fehlt ihm, Geehrte? — Daß er eines reichen, reichen Mannes Sohn ist, daß er in vielen Dingen in der Mitte steht (was sonst sehr gut ist, denn Äschylos sagt in der Mitte ist die Kraft) hier ists aber eine andre Mitte, die des Uebergangs, von der roture zum Adel, von dem erwerbenden, zum reichen Mann, und was einen 24jährigen Kopf sehr angreifen kann: von dem Wenigwisser zur Menschenkenntnis — dieser geht gewöhnlich ein bischen Mißtrauen vorauf, das schärfer ist, je reizbarer der Karakter. Ein recht gutes Blut hält die Menschen zuerst für eine Krokodillerbrut wenn ihm sein Schulkamerad einen Tintenkleks im Donat macht. So ein guter Cotta von Cottendorfs 24jähriger Sohn hat aber leider durch seines Vaters schwierige Verhältnisse, oder dessen Ansicht derselben, so früh an die Krokodiller Brut geglaubt, daß ich ihm wünsche lauter gute, gute Menschen zu begegnen, damit er den ganz natürlichen Glauben an die gute Menschheit wurzel fassen läßt. Wenn der Jüngling Sinn und Zutraun hat, gütige Frau, sich bei Ihnen darzustellen, so vergönnen Sie es ihm! wenn er das einfache Gute glauben könnte, so wüßte er daß ich ihm mütterlich wohlwill und ihm mit diesem Brief einen rechten Beweis davon gebe.

Ich schrieb Ihnen, geehrte Frau, vor acht Tagen, durch Cottas Handlung; eben so Hormayr und Hr. Wähner leztern in Geschäften. Hat leztrer das Glück Ihnen bekannt zu seyn? ich karakterisire mir aus seiner Corr. im Morgenblatt einen ziemlich luftigen aber sehr gescheuten Gesellen heraus. Luftig, weil er über vieles und keck urtheilt; sehr gescheut, weil er

gar nicht die kleinliche Eitelkeit hat, als müßte jedes seiner Worte gedruckt werden. Er äußert darüber eine gewisse Liberalität die mir sehr gefällt. Ich habe seine Adresse nicht und mögte ihm gar gern wissen lassen daß er sich soll ja nicht stören lassen die Fürsten Chawansky[2]) zu abhandeln, obgleich ein andrer Corr. Artkl. darüber, den Graf Winzingerode[3]) (Minister) einschickte, abgedruckt ist. Dieser ist wahrscheinl. von einem vornehmen Kammerdiener. Er stellt den Dichter an der Sale[4]), Grillparzer und den Herrn Raupach in seinem Lob in eine Reihe — da mögen sich die Herrn vertragen! Unser wackrer Grillparzer muß sich, auch wenn er auf Eines Adlers Fittich mit Müller[5]) zum Olymp getragen würde, von dem Saldichter Rippenstöße gewärtig seyn. Der Mann ist einmal etwas unverträglicher Natur. Ich las lezthin seine Albaneserin[6]) — Hm? das schien mir auch kein Ideal. Wenn in Romanen und Trauerspiel eines immer vor Ungeduld den Angstschweiß austreibt nicht rufen zu dürfen: laßt euch doch nicht so hänseln! es ist ja so und so — um dem ganzen Trauerspiel vorzubeugen, so kommt mir nicht geheuer mit des Dichters Verdienst vor. Bei Sophokles Oedipusern hätte man schön zu rufen, von dem Augenblick wo Lajus das Orakel hört, bis zu dem Donner bei dem Oedip im Haine der Furien der Menschen Auge entrückt wird — das Schicksal würde unabwendbar fort schreiten — fort! wie das unsre wenn der Gedanke geboren ist.

Verzeihen Sie, haben Sie Nachsicht mit mir, mit meinem guten Empfolnen wenn er Ihnen dessen würdig scheint.

Ich grüße Sie mit vollkomner Achtung und Neigung.

Stuttgardt, den 14. 9br. 19.

Therese Huber.

VII.[1])

Stuttgardt, 26. 3. 20.

Der Himmel lohne Sie für die Stunde wo Sie die Feder für mich in die Hand nahmen, liebe geehrte Frau! Sie haben mir recht herzinnig wohl damit gethan und grade wo mirs

eine rechte Cur war. Ich hatte einen Anfall von Fieber im Kopf der mich einen Abend recht bedenklich hinwarf und das war wehmütig weil ich ganz allein bin, meine Pflegerinn und Gesellschafterinn mein zweites ich an Geistes und Denkungsart, meine Luise, die arme geschiedne Frau von einen von Herders Söhnen, ist nun seit vier Wochen in Augsburg um ihre Schwester von Greyerz im Kindbett zu pflegen — eigentlich um 4 Buben und ein Mädchen zu ziehen, zu unterrichten, zu hegen und pflegen, indeß das sechste Kind sich ins Leben einschnustert. Da war ich ganz allein — eine bekannte war grade am Abend wo es mir schlimm ging bey mir und sorgte für die Hauptsache, aber ich quälte mich mit den Gedanken der Möglichkeit: daß man Luisen meine Krankheit schreiben müßte. Aber es ging besser, so daß ich eigendlich meine Arbeit gar nicht unterbrach, sondern, wenn auch ein bißhen mühseelig die Geschäfte fortsezte. Ich wünsche wohl, daß meinen Kinder der Schmerz mich fern von sich sterben zu sehen — von ihnen allen — erspart werde.[2]) Das tut sehr weh. Forster starb also fern von mir — das Bild ist schärfer in meine Fantasie geäzt als Hubers Todbett das ich nie verließ. Den Eindruck mögte ich den Guten ersparen. Benjamin Constant[3]) war bey mir und Huber wie ich die Nachricht erhielt von Forsters Tod und einer der beyden Männer sagte zu mir: weiß er denn jezt nicht wie innig Sie ihn gepflegt hätten? (wenn ich bey ihm gewesen wäre) und das einfache Wort stellte meinen Seelenverkehr mit dem edeln Verstorbnen wieder her; aber das Bild des einsamen Todbetts blieb.[4]) Sie sind demnach viel jünger wie ich, meine Freundinn — sechs Jahre![5]) ach vor sechs Jahren war ich noch viel jünger. Vor sieben, eigentlich. Da glaubte ich noch Luisen glücklich zu verheirathen. — Bis vor sieben Jahren war das Schicksal hart mit mir verfahren; seit dem sind es die Menschen. Die Ursache die mir beym Schreiben meines lezten Briefs das Herz so schwer machte, ist gehoben durch die kindliche Liebe meines Sohnes.[6]) Er wollte etwas Schönes und Edles was aber alles was ich seit 15 Jahren[7]) für ihn arbeitete, ver-

nichtet hätte — er wollte es mit Leidenschaft wie das Große nur gewollt werden kann, und hat es mir mit männlichem Muth geopfert. Diese drey Wochen Sorge und am Tage wo diese durch einen Brief meines Sohns gänzlich gehoben ward, ein kränkender Geschäftsverdruß, zogen mir das Kopf Fieber zu. Menschen die äußerlich immer sehr gefaßt aussehen stürzen endlich so nieder, wenn die Last recht groß wird. Ich habe mich nun schon wieder geschüttelt. — Liebe, theure Frau, wie wunderlich war mir beym Lesen Ihrer herrlichen Darstellung Ihrer selbst! Mir war als säh ich in einem Spiegel. Ich wette der Unterschied zwischen unsern Wesen ist in unsern Schicksalen, nicht in unsern Anlagen. Sie scheinen milder vom Schicksal behandelt worden zu seyn, und weil Sie milder wie ich sind, auch das Schicksal nicht herausgefordert zu haben — man hat Sie stez lieb und nur lieb gehabt — mich fürchten die mich am mehrsten lieben, seitdem unendliches Unrecht mich dem Anschein nach kälter gemacht hat. Wenn man immer tragen muß, und immer andre durch Beyspiel stark machen, so macht man sich eine Fassung wie sie am möglichsten ist, und die reicht fürs Allgemeine, aber in einzelnen Fällen thut sie nicht wohl. Ich bin sehr heitern Geistes und muntern Umganges aber so tief zu bewegenden Gefühls daß ich ihm nicht erlauben darf halb oder zum viertel laut zu werden — es muß schweigen — bis ich Romane schreibe. Der Unterschied zwischen uns liegt gewiß schon in der südlichen und nordlichen Erziehung. Ich bin eine Hannövrische pimbeche, habe also von früh an gelernt einen ganz südlichen Karakter in die ruhigsten Formen zu legen. Ich glaube daß mir das bey der Leidenschaftlichkeit meiner spätern Verhältnisse sehr gut war, daß es mich immer gehütet hat etwas abentheuerliches in mein Wesen kommen zu lassen, daß es mich in allen Lagen wieder zur Haltung einer Frau von Stande verhalf. Ich hatte nur diese Haltung denn meine wunderliche Bildung hatte mir keine Menschenfurcht, kein Vorurtheil und keine bürgerliche Grundsätze gegeben. Meine Tugend war Reinheit, nicht Pflichtbegrif, und meine Grundsätze und meine

Sittlichkeit in Thun und Lehre sind gänzlich mein eigner Erwerb.[8]) Weil ich das Leben kenne lehr ich, übe ich das Rechte. Dennoch seh ich mich im Spiegel bey Ihrer Schildrung von sich. Nein, gute Liebe, wir sehen uns hier auf Erden nicht, aber ich freue mich auf Sie und bis dahin über Sie — Sie sind beßer wie ich, und glücklicher wie ich und dort lieben wir uns recht mit Kenntniß.

Scheuen Sie Trott ja nicht![9]) Er ist ganz so klar wie er Ihnen aussieht, aber er hat einen gesunden unverschrobnen, unaufgebrauchten Verstand der keinen haut goût bedarf um den Werth eines Gedankens aufzufinden. Ich glaube nicht daß sein Gefühl dem fremden weit entgegengeht, aber wenn er fremdes Gefühl wahrnimmt, versteht ers und theilt es. Das ist ehrenwerth bey einem Geschäftsmann. — Ich habe Herders Leben angefangen zu lesen[10]) welches manche Jugenderinnerung lebendiger in mir macht. Schade daß es so — — zusammengestoppelt ist, aus mündlichen Berichten, Reminizenzen und privat Briefen — besonders der erste Theil des ersten Theils ist für mich störend. Wie traurig daß so viel Großes und so viel gut Gemeintes durch menschlichen Zusatz so manche trübe Folge herbey zog. Von seinen Kindern glückte es nur einen Sohn — den Bergrath den Sie wohl in Wien sahen[11])? — sich auf einer festen bürgerlichen Bahn zu halten. Eine zu sehr aufs allseitige Bewundern ausgehende Familien Liebe rächt sich — wie ich schon oft bemerkte — hart an den verschiednen Mitgliedern.

Das freut mich sehr, daß Sie Cotta einen Beitrag zu seinem Taschenbuche schenkten, theure Frau! ich habe unter der Hand mein Morgenblatts Geschäft sich dergestalt vermehren sehen, daß ich dieses Jahr keinen einzigen Beitrag liefre. Ihr Beyfall giebt mir Beruhigung für mein Bewußtseyn. Sie schäzen meine Dichtung was ich wünsche daß sie werth sey. Die Karaktere kannte ich, die Gefühle fühlte ich mit manchen Modifikationen selbst, die Lagen findet die Fantasie leicht. Ists nun wahr und sittlich, so tritt es mit mir auf, da wo kein Wort verloren wird sey es gedacht oder gesprochen.

Ich habe Herrn von Cotta Herrn von Kurländers [12]) gütiges Anerbieten mitgetheilt und er wird es mit Dank annehmen wenn er der Redak. d. Morgenblatts über jedes Interesse der Gesellschafft der Kunst und der Wissenschaft Corr. Nachricht zukommen läßt. Wahrscheinlich kennt H. v. K. das Bltt. und kann den Umfang den eine solche Corr. einnehmen kann schätzen. Er wird die Red. sehr verbinden unverzüglich mit seinen Sendungen zu beginnen. Es ist nicht gütig — ja nicht redlich, daß sich Hrr. Wähner nicht von einem Versprechen lieber loßsagt als es bricht. — Doch über das Dürfen der Menschen müßen wir nicht urtheilen. — So viel für heute. Mit der innigsten Liebe und Achtung!

Ihre Therese Huber.

VIII. [1])

Stuttgardt, 19. 9. 20.

Seit zwey Jahren habe ich nie 24 Stunden außer Stuttgardt zugebracht, und nun ichs zum erstenmal thue, musen es die seyn, in welchen Herr von Kurländer [2]) diese Stadt besucht. Es wär mir ein großes Vergnügen gewesen Jemanden der Ihnen angehört, zu sehen. Er schrieb mir einen Zettel aus Karlsruhe und ließ der Cottaischen Handlung ein Inserat von Schreyvogel [3]), den Angrif auf die Schauspieldirektion betreffend, welche das Morgenblatt vor einigen Wochen enthalten. Ihren Herrn Schwager — wenn Sie etwas zu ihm nach Paris gelangen lassen, sagen Sie daß ich seinen Besuch bey seiner Rückreise hoffe. In Rücksicht auf Schreyvogels Inserat wird Cotta entscheiden: ob er es ins Intelligenz oder Lit. Bltt aufnimmt, denn ins Morgenblatt gehört es an und für sich nicht. Meines Bedünkens kann es Cotta nicht abschlagen, nachdem er gegen Brockhaus und andre von Müllners Feinden von diesem die bittersten Angriffe aufnahm. Doch stehe ich nicht dafür, denn bis jetzt hat Müllner einen Einfluß über diesen Mann, der seine Ansichten völlig umnebelt. Ich habe den Artikel über welchen Schreyvogel klagte, Cotta zugeschickt und ihm bemerken machen, daß er beleidigen würde. Er behielt ihn einige Tage, und gab

ihn mir dann mit sichtbarer Verlegenheit wieder, mit der Bemerkung: er enthielt ja Thatsachen; das könne niemand wehren — da er mich gebeten hatte Wähnern viel gleichgültigere Dinge zu streichen und sehr ängstlich bey allen Wiener Artkln war, sehe ich mit Bedauern auch in diesem Fall, welcher Bann ihn vor Müllnern beugen machte. Denn daß der Artkl von Müllner war, ist wohl kein Zweifel, obschon er zu dieser fingirten Corr. stez einen fremden Abschreiber braucht. Ich sage das Ihnen im Vertraun, weil die Sache mir — sehr unlitterarisch, am Herzen liegt. Cotta bereitet sich eine lange Folge von Verdruß, gegen welchen des Mannes Gemüth sehr reizbar ist, er, dem von allen Seiten Verdruß und nirgend Genüge für sein, wirklich eines gemüthlichen Glückes so sehr fähiges Herz. Jezt zieht er sich durch den Spielraum den er Müllners garstigen Leidenschaften gestattet, lauter Mißbilligung zu, veruneinigt sich mit manch einen, und endlich bricht er doch mit Müllner und ist der Rache dieses heftigen, rücksichtslosen Menschen ausgesetzt. Ich habe Cotta meine Ansicht Müllners, beym Anfange seiner Verhältnisse zu ihm, auseinander gesetzt, ich zeige ihm jede Roheit an, welche M.s Aufsätze enthalten — er fühlt jede, scheint auch wohl mit Müllner darüber zu discutiren, allein jener sezt seinen Willen durch. Nur lezthin hat er [4]) ihn vermogt eine Schmuzerey (ordure) gegen die ich protestirt hatte, im Morgenblatt 160—164 (etwa) Stück, zu unterdrücken — freylich nur halb — er sagte darinn: die ihm feindlichen Correspondentinnen p .. auf seine 24 Pfünder um sie auszulöschen! — Nun hat er diesen edeln Scherz, auf die Männer allein angewendet, stehen laßen. [5]) Außer mir hat persönlich wohl niemand die Redlichkeit oder den Muth Cotta die Wahrheit über den Werth von Müllners Einsendungen ins Morgenblatt zu sagen; was Schreyvogel that, ist mir deshalb sehr lieb — nur solche einzelne Beweise wenn sie wiederholt würden, könnten Cottas Urtheil über diesen Mann berichtigen. Statt Schimpfreden und Klagen wäre es wohl ein nüzlicheres und dem Geschmak des Publ. zuträglicheres Mittel wenn das unziemliche Beginnen

solcher Männer kühl und kritisch beleuchtet, immer wieder hingestellt würde; da wo es Blößen gab. Bei jenem unanständigen Spässchen über das Löschen der 24 Pfünder sprang die Unanständigkeit in die Augen, aber daß Müllners Allwissen sich technisch geirrt, hätte er mit gekränkter Eitelkeit vernommen, indem die Kanonen Kugel nie zünden soll, sondern zerschmettert. Eines Menschen Schicksals-Ende der bürgerliche Gewaltthätigkeiten verübt, läßt sich leicht voraussehen, mögen ihn die Gesetze treffen oder er ihnen entgehen; auch moralisch läßt sichs berechnen; allein ein so von Leidenschafft bewegtes Gemüth wie ein Müllner, der immer nur den Gedanken zum Schadenwerkzeug braucht, bleibt mir für seine Zukunft ein Räthzel. Zu seiner Leidenschafft gehört Verkehr und dennoch isolirt sie ihn. Außerdem besteht Unrecht meistens in einzelnen Gewaltthaten, neben welchen die Thäter ein weiches Menschenleben fortleben können; so eine Wuth litterarischer Vertilgung scheint mir aber eine fortwährende Geisteswallung nach sich ziehen zu müssen, vor der mir graut, denn ich liebe Milde, Ruhe, Regel um mich her; bey der bestimmtesten Entschiedenheit, Beurtheilung, Verurtheilung — ja der lebhaftesten Diskussion, verlange ich die größte Urbanität zwischen den thätigen Personen. — Sie können denken, liebe, verehrte Pichler, wie diese Streitigkeiten mich widern — dabey noch das Unedle nur der einen Partey Raum zu geben! Doch genug von einem Gegenstand, der mich als Zeit und Menschengeschichte interessirt. Vor meiner Denkzeit, von 54 bis 70 des vorigen Jahrhunderts lebte Klotz[6]), den Sie vielleicht haben als Philolog und Kritiker nennen hören? — der scheint eine Art Müllner gewesen zu seyn. Sein Andenken ist verabscheut.

Ich las heute die Analyse von den Maccabäern[7]) in dem wiener Bltt für Litt.[8]) u. s. w. Die ist wohl von Werner selbst? sie ist eigentlich analytisch und stellt die Absicht des Verf. ungeschminkt dar. Nun sie mag gut gewesen seyn! Sein Gedicht scheint mir horribel! Die Engländer haben eine Zerstörung Jerusalems erhalten, von einem Pfarrer, die mir poetischer scheint.[9]) Ihre Übersetzungen von Byron[10]) machen

mir die größte Freude! Sie müßen großen Genuß haben, bey dieser Fähigkeit Ihren Worten Mas und Harmonie zu geben. Das konnte ich nie! — Nun komme ich zu der frz. Übersetzung Ihrer Freundin [11]). Hier ist ein Fragment von Schweighäusers Brief [12]), welcher Ihre Anfrage, geehrte Freundinn, beantwortet. Den Ausdruck seiner Bewunderung für Sie, mußte ich, um das Bltt klein zu erhalten abschneiden. Ihnen wirds nirgendhin an Verhältnißen fehlen, sonst biete ich mich an nach Neuchatel zu schreiben — da müßten Sie mir aber den Titel des Romans genau aufzeichnen und in 10 Zeilen dessen Haupttendenz. Verzeihen Sie wenn ichs halb, wenn ichs schlecht machte! Ich that es mit Freuden! Nun H. v. Kurländer fort ist, sind wir im Morgenblatt wieder ohne wiener Nachrichten — denn H. Wähner verspricht ohne zu halten. Das ist sonderbar, wie ein Mensch das kann! kommt er Ihnen je vor, werthe Freundinn, so sagen Sie ihm doch etwas Ähnliches in meinem Name.

Trott [13]) gedenkt Ihrer mit lebhafter Achtung. Sein König beschenkte ihn bey seiner Rückkehr mit einer reichen Dose und hat ihn nun freye Wonung im Schloßgebäude gegeben; ungern verläßt seine herzliche Frau ihre bisherigen Zimmer, wo sie Gärten und Hügel sah. Der junge Cotta wird nun Paris verlassen um nach Baden zu gehen. — Ach da ist das Geld wieder einmal nicht ausreichend um Glückliche zu machen! an keinem Theil! Der junge Mensch ist ohne Beruf, ohne Beschäftigung, ohne Vertrauen in die Menschen und sich — der Vater würde so gern glücklich seyn in seiner Familie, er wärs fähig; so hart ihn das Publikum hält, hat er ein weiches Herz. Diesen Karakter von anscheinender Härte und inwohnender Sehnsucht nach gemüthlichen Glück, fand ich schon mehrmals bey Menschen, die durch herbe Kämpfe mit den Umständen auf einen sichern Standpunkt im Leben gelangten. Im Grunde ists ja doch nur ein schärfer gezeichnetes Bild aller bessern Menschen: zu suchen was hinieden nicht rein gefunden wird. Verehrte Frau ich grüße Sie mit vertraulicher Achtung. T. Huber.

Adr.: An Frau Caroline von Pichler (geb. von Greiner) Wien.

IX.[1])

Stuttgardt 3. 12. 20.

Darf ich Sie, verehrte Freundinn, heute mit dem Interesse Ihrer Freunde beschäfftigen? Ich hatte die Freude einen sehr verbindlichen Brief von Frl. Therese von Artner zu empfangen, deren Auftrag ich in eingeschlossenem Briefe — leider nicht ihrem Wunsch gemäß, beantworte. Sie datirt von dem befremdlichen Orte[2]), den ich auf die Adresse gemahlt habe; allein ob das für die Postdirektion gnügt, weiß ich nicht? Sie übernehmen die Beförderung des Briefs gewiß mit gewohnter Güte. Weiter bitte ich Sie, werthe Frau, Ihren Herrn Schwager von Kurländer freundlich zu danken, für seinen verbindlichen Brief vom 18 9br. und ihm zu sagen: wegen der Legenden ließ sich noch vieles bedenken, wär aber auch Zeit dazu. Wie er mitten Österreichs darauf kömmt die Auslegungen Andrer zu berechnen, verstehe ich nicht? Meynt der gütige Mann daß ich, Protestantinn, durch die Herausgabe von Legenden in einem katholischen Verdacht kommen könnte? Da habe ich die Ehre zu versichern, daß in unsrer Lit., dank der Romantik! die Ideen dergestalt verwirrt sind, daß die neuern Legendenbücher von protestantischen Geistlichen gedichtet worden sind, und daß diese alten Legenden bey weitem Wunderloser, klarer, praktischer Anwendung fähiger sind, wie der religiose Mystizismus unsrer Romantiker und Frömmler in der protestantischen Kirche: Meine Ansicht der Legende ist folgende — Außer den biblischen Geschichten, welche durch Fremdheit der Nationalität wo sie spielen, und der unkirchlichen Denkart der Helden, von der Fantasie Vieler nicht aufs Leben angewendet werden, mögte mancher Leser manchem Standes gern etwas religios romantisches; da bietet sich die Legende. Ich bin bemüht diejenigen zu wählen, welche die meiste geschichtliche Thätigkeit haben, und sie so viel mögl. von Wundern zu entkleiden; endlich nur die Wunder auszuwählen welche sich allegorisch erklären lassen. Auf diese Art habe ich einige Legenden erzählt die Gläubigen und Starkgeistern Genuß gewährten. Ob man von mir sagt, ich sey

katholisch, ist mir sehr gleichgültig, da es nicht wahr ist und ich nichts katholisches begehe. Meine beyden jüngern Kinder sind so, wie es ihr Vater war; und hat man darüber geschrien, so ist man wohl auch wieder still geworden. Sollte ich Zeit gewinnen, so arbeite ich meine fromme Histörchen aus — auf die Welt kommen sie denn auf eine oder die andre Weise. [3]) — Sie haben mir nicht mit Unrecht in Graf Thurn [4]) eine angenehme Bekanntschaft versprochen. Er ist milde und selbstdenkend und unterrichtet. Wenn er uns Abends besucht, sind wir sehr vergnügt in seiner Gesellschaft. Die östr. Gesandschaft sandte, so lang ich hier bin, die Zierden der hiesigen Diplomatie her. Lützow [5]), Trautmannsdorf [6]) der lebhafte, vielredende, edeldenkende, und sehr zartgesinnte Kuffstein [7]) jezt Graf Thurn — sie genossen alle ausgezeichneter Liebe und Achtung. Es scheint, daß in den diplomatischen Gesellschaften Veränderungen eintreten sollen. Man will Geschäftsträger statt Gesandten hier halten, von mehreren Höfen aus — das sind Welthändel die mich leicht streifen, obgleich mein Gesellschafts Kreis dabey verändert werden kann. — Ich habe drey sehr heitre stille Wochen zugebracht. Die fliegende Gicht die meist meine Augen quält war mir auf die Lunge gefallen, und hat mich zuhause und stille gehalten. Da meine Brust immer schwach war, ja erblich schwach ist, da meine Mutter an Lungensucht starb, so hält mich das Übel ein bischen lange. Nun fügte sich, daß grade mein 20jähriger Sohn in Würzburg Doktor Medez. geworden und einen Zwischenraum von einigen Monaten, bis er nach Paris gehen kann, bey mir zubringen konnte. Der gute Knabe verlor seinen Vater im fünften Jahr und ward seit seinem sechsten draußen gebildet, ich sah ihn immer wieder, indem ich nach Hofwyl kam und lange dort verweilte, dann er von Göttingen aus mich besuchte, aber so ganz ruhig lebten wir noch nie wie diese 3 Wochen und sie machten uns viel Freude. Der Jüngling rasch und kräftig, ein bischen starrköpfig, aber rein und kindlich, findet nichts bessers als die Abende bey uns, seiner Schwester und mir zuzubringen, nachdem er ge-

arbeitet, Bibliothek und Lesekabinet durchsucht, und seine alte Freunde, oder vielmehr seines Vaters, hie und da besucht hat. Da studier ich den 20 jährgen Jüngling, liebe Verehrte — den kannte ich noch nicht, habe ihn erst vor einer kleinen Reihe Jahren kennen lernen. So lange wir noch nicht zwanzig Jahr alt sind, studieren wir die Leute nicht, später haben wir mit 20 jährigen eben nicht zu thun, gewöhnlich lernen wir sie an unsern Söhnen, oder „an Sohnes statt" kennen. Ich hoffe, mein Sohn soll mir Trost im Alter geben. Er ist mit Verstand begabt und hat viel Kenntnisse — Aber kindisch und voller Übermuth kräftiger Jugend. — Schwaze ich da von mir und wieder von mir! — Ihre Erzählung in Cottas Kalender [8]) hat mir viel Freude gemacht. Der moralische Gedanken ist fort eingewirkt darinn, wie die Ströme uns helfen die Bildung einer Landschaft verfolgen; und das böse Wesen waltet als böses Prinzip — fast wie ichs bey meinen Legenden mit den Wundern meyne, fast allegorisch. Es könnte eben so gut in dem jungen Maler seyn, als außer ihn. Kommt das neue Journal: Iduna [9]) zu Ihnen? Aber meine Zeit ruft. Verehrte Frau ich muß enden. Gedenken Sie meiner? sind Sie der Nachsicht mit mir nicht müde? deuten Sie noch gütig aus was ich unbedacht Ihnen vorschwaze?

Th. H.

Adresse: An Frau Caroline von Pichler (geb. von Greiner) in Wien (abzugeben) in der Pichlerschen Buchhandlung.

X.

16. 4. 21.

Liebe, gar liebe Frau! Sie zürnen recht gütig wegen meiner Behutsamkeiten in der Empfehlung von Emilie Tiek. [1]) Es war nicht das Israelitische Haus, und nicht dieß und nicht das, es war Schüchternheit wie Stolz, Lebenserfahrung und ein weiches Herz sie leicht gebähren. Nun Sie so gütig das Mädchen aufnahmen, dank ich es Ihnen und freue mich Ihrer dabey von ganzem Herzen — hätten Sie es anders machen

wollen, machen müssen, so wär ichs völlig zufrieden gewesen. Ich habe einmal so ein Bild dieser Art Resignation durch eines meiner Kinder erhalten. Das Mädchen nehte etwas für die Puppe zusammen, und hatte sich eines Bändchens, Blöndchens — was weiß ich? bemächtigt, das ihr Werk sehr schmückte, aber eine ganz andre Bestimmung hatte. Ich nahm ihr das Bändchen weg und erwartete ein bischen Protestation — da nahm die Kleine einen andern Chiffon der gar häßlich war und flickte ihn mit Thränen nassen Augen, ohne eine Widerrede an seine Schöpfung. Ich weiß nicht was in dem Kind alles wirkte? — so weit wie die Kleine hätte ichs allenfalls gebracht — ich bin auch mit den Mindern zufrieden, wenn das Schönere mir gleich viel, viel Freude macht. Die Hauptursache meiner Umschweife lag in Emilie selbst. Ich glaube in dem Mädchen eine Art Verschrobenheit, Superfeinheit, Norddeutschheit, Hannövrigkeit wahrzunehmen, die mir Ihrer edeln Einfachheit, Ihrem praktischen Verstand nachtheilig gegenüber zu stehen schien. Da fürchtete ich das Mädchen möge Ihnen mißfallen, dieses spüren und nun mit einer neuen Fehlschlagung ihr Leben . . . verzieren — denn diese Gattung Karaktere sehen ihr Leidwesens vor Trophäen an. Ich fürchte das Kind ist früh verzärtelt worden, dann scheint das Leben so herb! bis jezt dauerte sie nirgend aus, bey Menschen die allen Ruf der Güte für sich hatten. Sie muß etwas Anziehendes haben, denn man bot ihr Hülfe und schaffte ihr Versorgung von allen Seiten. Immer blieb sie klagend und meine Therese, die nie eine Klage über ihr Schicksal nur andeutete, die nur Freuden Thränen vor ihren Freunden weint, Kummer Thränen nur für andre — meine Therese klagte über Emiliens hartes Schicksal. Ich wusch ihr den Kopf, prosaisch und philosophisch und evangelisch, und wie ich der Emilie nach Wien schrieb, sagte ich ihr die Wahrheit. Sie hat mir sehr kindlich geantwortet und versprochen bey ihrem jezigen Zögling alle ihre Kräfte anzuwenden, und zu bleiben. Seitdem schlug ich sie, auf eine ergangne Anfrage, wirklich einer bayrischen sehr ehrenwerthen

Familie vor — da ich aber die Negoziation ablehnte, sondern die Leute unmittelbar an Emilie verwieß, so weiß ich nicht was geschehen ist. Ich bin durch solche vornehme Aufträge schon auf das indiskreteste mißbraucht worden, und lehne sie gern ab.

Wahrlich verehrte Frau, wenn ich jezt die Frauenwürde [2]) noch einmal abhandelte, so würde ich — meine Ansichten um keinen Deut ändern — aber ungemäßigter meine Bewundrung ausdrücken. Wir haben es in einen Kränzchen wo Matthison [3]) Rheinbeck [4]) u. dgl. alle acht Tage sich versammeln jezt ausgelesen — in dem Kränzchen sind gute Weiber deren Gefühl mir mehr gilt wie Matthisons abgestorbne Bewundrung und Rheinbecks seichter Beyfall (beydes außerdem ehrenwerthe Männer) und ich las es also wieder und langsam, und freue mich noch mehr als das erste Mal. Lothar ist mit festerer Hand gezeichnet als ich ein Weib für fähig hielt (denn hier ist von seelenkundiger Tiefe, nicht hintansetzen der zarten Sitte die Rede) die eiligen Zuhörer klagen über Wiederholungen wie Richardson sie sich zu schulden kommen läßt und die Briefform mit sich bringt — vielleicht könnten Sie bey einer Revision einiges kürzen, wenn gleich nicht nach meiner Meynung. In Reutlingen ist ein Nachdruck davon heraus gekommen [5]), das ist ein schmeichelhafter Verdruß. Meine Anzeige der Sidonie und der Frauenwürde steht wahrscheinlich im Jänner Heft des Conversationsblatt. [6]) Im April steht die von le Secret und Gabriele. [7]) Frl. von Artners Beyfall ist mir sehr ermuthigend und wohlthuend, indem ich ihren klaren und lebendigen Geist sehr ehre. Sie gab mir einen Auftrag, der durch Ihre Hände ging, meine geehrte Freundinn in dem ich aber kein Glück hatte. Cotta schlug den Verlag mit unziemlicher Rauheit aus, die aber mir galt, weil er in den Tagen eben besonders, und seinen Regierungsgrundsätzen gemäß, immer gern mir zeigen will, daß meine Vorschläge abgeschmackt sind, allein die Sache war bestimmt abgethan, das wußte ich vorher. Epische Gedichte haben wenig Leser und solche mythologischen

Inhalts am wenigsten. Warum? Der Leser der Alten kann sich mit den moralisch sittlichen Gebrauch der alten Typen nicht vertraut machen. — Die Mythe bildet die höchste Abstraktion vor, aber sie ist nie sententios. Layen aber — so der große Markt ist nicht vertraut genug mit der Mythe um dem schönen Gang von Th. Art. Phantasie zu folgen — die Kritiker (daher leitet sich doch: Krittler ab?) seihen Mücken und zupfen am Buchstaben des Verses, der vernachlässigt seyn soll, wie mir unsre beyden hiesigen Hauptversifexe[8]) sagten. Zwey fremde Buchhändler thaten ganz kläglich bey dem Vorschlag. Mir that die Sache sehr weh. Graf Thurn will diesen Brief besorgen und das Manuscpt zurücksenden. — Mit Ihren Schwager Kurländer ging mirs sehr schlimm — lassen Sie mich die Ursachen lieber nicht erörtern; sie machen meine Ketten nur klirren und die will ich freudig tragen, so lange es nöthig ist, dann lege ich sie ab und liebe und ehre in Cotta den seltenen Mann von Kraft und Gemüth dessen Fehlgriffe ich begreife und ein sehr belehrendes Gemählde von ihnen darstellen könnte. Bitten Sie H. v. Kurländer die Sache auf sich beruhen zu lassen. Ihnen ists etwa auch schon so weiblich gegangen: da droht einem eine Unbilligkeit, die wollen wir abwenden, wir stellen uns vor den Anzutastenden — ein alberner Zufall macht, daß dieser seinen Plaz verändert, der Unbillige schlägt zu und trifft uns und den Andern. Ich bin schon manch liebes Mal bey solchen Gelegenheiten getroffen worden — nun mache es nur Kurländer nicht wie es andre auch wohl thaten, und schlage auch auf die behülfliche zu. Kuffstein ist in Koppenhagen sehr mißvergnügt. Ich hatte kürzlich Briefe von der Brun[9]) (Friederike) er hatte gehoft Steigentesch[10]) zu ersetzen, der bleibt und der nette, fantastische Schwäzer ist nun Legationssekretair tout court in dem nordischen Winkel. — Die Brun hält gar große Stücke auf ihn, so ich — es war schade daß er ein Graf war. — So ists auch bey Thurn, wenn er nicht in wichtigere Geschäfte kommt — mir däucht Ehrgeiz (Standes) und richtige Menschenschäzung streiten in ihm. Gewinnt er den Standpunkt

von wo aus er wirken kann durch Geschäfte und wirken will durch menschliche Theilnahme der nichts zu klein ist, so kann er noch klar werden. Jezt ist er mehr in sich unzufrieden und überdrüssig. Allein es ist viel Grundlage in ihm und Gemüthsreichthum — er sucht den Menschen auf und genießt einfache Freude. Wir philosophiren und polemisiren gewaltig. Ich achte den Mann, so weit ich ihn kenne, versteh ihn aber noch nicht ganz. — Die Coraline [11]) muß wohl Frauenwürde seyn. Ich sah sie nicht. Hier kommt kein franz. Buch her! — Aber die lit. Jour. erwähnen Ihren Namen unter allen deutschen Schriftstellerinnen zuerst. Mich noch nie [12]) — es ist überhaupt eigen daß man von mir auch nie etwas übersetzte, so viel ich weiß. Das würde mich freuen und manches wohl gefallen — das meiste ist zu national in der Karakterisirung um von Frz. goutirt zu werden. — Müllner geht mit Grillparzer neuerdings ehrloß um. Wähner schickt ihm die Noten, Müllner stoppelt sie zusammen und sucht nun Ihren Dichter herabzudrücken. Wenn doch ein kräftiger Mann diesen Wähner einmahl an das Kollet faßte — will er tadeln so melde er auch das Schöne was im Stück ist. Cotta sollte solche Planmäßige Verhezung eines wackern Dichters nicht leiden — aber Müllner spricht und es geschieht, und die Albaneserin soll verkauft werden, also soll Grillp. Medea keinen Ruhm erlangen. O ist das das Verfahren poetischer Geister? — das Abendblatt gab einige hübsche Verse — schöne daraus. Ich mögte Grillp. schickte mir einige gelungene Scenen [13]) — nähm sie Cotta nicht, so wär es eben ein wackres Ding — die Müncher Eos [14]) wär zu glücklich sie aufnehmen zu dürfen.

Mein Sohn verließ mich vor 3 Wochen um nach Paris zu gehen, und noch habe ich über Strasburg hinaus keine Nachricht von ihm. Seiner Sitten sicher, habe ich keine Furcht vor Unehre, und außerdem vertraue ich Gott der ihn leiten wird. Es ist mir ein theures Kind, er kann mich sehr beglücken, aber der Augenblick ist sorgenerweckend.

Leben Sie wohl, theure Freundinn! laßen Sie mich hoffen nicht von Ihnen entfremdet zu werden.

Ihre Therese H.

Stuttg. 16. 5. 21.

Wollen Sie den Brief an de Carro[15]) bestellen?

XI.

Stuttgardt 31. 12. 21.

Wenn man so wie ich, aus drückenden Zeit Mangel nicht schreibt, meine verehrte Frau, so verdirbt man die Zeit nicht mit Entschuldigen. Ich habe viel gearbeitet. Die Entfernung 3 lieber Kinder, Therese in Thüringen, Claire in Bayern, Aimé jezt in Madrid, kostet mir viel Zeit, sie müssen durch Briefe au courant der Familien Interessen bleiben. Meine jezige, nun bald beendigte Arbeit ist die Übersetzung eines engl. Romans: Discipline[1]) dessen 3 Bände ich fast die Hälfte reduzire, der aber also reduzirt auch eine der besten Lectüren für unser Geschlecht ist, die mir seit langer Zeit vorkam. Ich will ihn dem denkendern, wenn Sie wollen: frömmern Theil, des Publikums in die Hände spielen, deshalb gab ich ihm den Titel, der den herrlichen Sinn des Buchs ausspricht. Ellen Percy oder: wem Gott liebt den züchtigt er. — Ich bin nicht Kirchenfromm, aber weil ich fromm bin ehre ich die Kirche und arbeite ihr gern in die Hände. Dabey übersetze ich aus dem fr. und engl. ohne Ende fürs Morgenblatt und schreibe an einem größern Roman. — Meine Hannah[2]) hat sehr viel Leser und ein viel günstigers Urtheil gefunden wie ich erwartete. Das freut mich, ich bin dankbar, hätte aber das Gegentheil für kein Unglück noch weniger Unrecht gehalten. Daß ich in Cottas Taschenbuch neben Ihnen, geehrte Frau, allein als Erzählerin[3]) stehe, hat mir sonderbar wohlgethan. Sie haben eine sehr wahre Darstellung gegeben, sie ist reizend in ihren Umrissen. Glauben Sie aber nicht daß es dem Eindruck vermehrt hätte wenn Sie uns hätten einen Blick in die Zukunft thun lassen, in dem wir gesehn hätten, daß ein Mann

wie Rialto, durch seine Tugenden jedes Unglück seiner Gattin werth macht, daß aber einem Bande bey dem die heilige bürgerliche Ordnung wenig beachtet ward, das Leidenschafft knüpfte, auch so viel Vorzüge nothwendig sind, um Würde im Menschen aufrecht zu halten? Der denkende Leser muß sich das selbst abstrahiren, der leichtsinnige sollte darauf gestoßen werden. Oder irre ich? Ich glaube heute könnten Sie keine Griechen[4]) in keinen Roman mehr einführen. O diese Menschen sind durch ein racherufendes Schicksal über alle Fiktion erhaben! Die Theilnahme welche jezt die weit überwiegende Mehrzahl in Deutschland bewegt ist schöner und reiner, als die Wuth von 1813 — sie ist der Triumpf, des Christenthums über Barbarey. Ich habe noch nie Menschen jedes Glaubens und Nichtglaubens gedacht oder instinktartig so bestimmt anerkennen sehen, daß Christi Lehre das allgemeine Band gegen scheuslichen Despotismus ist. Ich glaube, daß dieser allgemeine Drang dort zu helfen der Moment wär gewesen das wahre Christenthum zu beleben. — Ihren würdigen Freunde von Zay[5]) sagen Sie, daß mein Gatte wirklich der Sohn jenes Hubers in Leipzig war. Michael Huber[6]) (so hieß der Vater, der Uebersetzer von Geßner u. Winkelmann in das fr.) hatte viele Jahre einen Kosttisch für die ausgezeignetsten jungen Leute. Er fand als gebildeter Franzose (denn er hatte vom Deutschen nichts behalten als was alle Völker zu Gottes-Kinder macht) daß er den Studierenden durch feinere Sitten einen eben so großen Schaz wie durch seine Lexionen gab. — Dazu war ein heitres Beysammensein beym Mahl sehr geschikt; zugleich gab es seiner Frau, einer Pariserinn, regelmäßige Thätigkeit, und endl. half es den Finanzen; — eine Ursach, vor der ein Franzos sich nicht schämt, weil er sie nicht mit der Bedienten Demuth, noch Baurenstolz des Deutschen übt — diese Einrichtung dauerte viele Jahr, bis, wie mein Mann in die Fremde gegangen war, die jungen Leute übermüthig wurden; ein Graf Wurmser, der Sohn des östr. Generals der sich nicht gern mit der Weißenburger Linie zusammen nennen läßt, führte die jungen Herrn

zum Übermuth gegen den alten Mann — da kam eben mein Mann zum Besuch, schnitt das Ding streng ab und bewog seine Eltern sich nicht mehr damit zu befassen. — Verzeihn Sie dieses Detail. Des Graf. Wurmser Ungebühr war eben ein Zeichen der Zeit wie vieles Andre — deshalb blieb sie mir im Gedächtniß. Es war damals ein Wendepunkt der deutschen Jugend. Sie hörte Läuten und wußte nicht wo die Glocken hingen, im Jahr 1813 gab man sie der lieben Jugend selbst in die Hand und da hat sie sich denn die eignen Ohren vollends taub gebengelt (in Holländ. Sprache heißt läuten, bengeln und ein Glockenzug, Bengel) — Doch genug! —

Die Emilie Tieck ist wirklich nach England zurück, wie meine Therese mir schrieb — Sonderbar, daß zwey so verschiedne Charaktere sich an einander gefügt! Therese die nur für andre lebend, sich von je her opferte und alles Unternomne mit fester Beharrlichkeit und stillem Vertrauen in Gottes Schuz ausführt, und diese graziöse Miß mit ihren Hyde Parkt Schicksalen — denn mir kam sie immer wie eine Miß in einem gewöhnl. englischen Roman vor. Aber theure Frau! Ihren régime sich nicht in fremdes Unglück zu mischen, widerspreche ich doch — oder nein! — ich widerspreche ihm nicht, aber es ist nicht das meine. Gott! Der Mensch hat ja oft keinen Trost als die Klage! Ich laß mir Klagen von wer da will, allein dann faß ich meinen Quidam so fest, sag ihm so gewissenhaft die Wahrheit, gebe ihm so unschmeichelhaften Rath, gehe ihm, wo es meine arme Kraft, oder kraftlose Armuth gestattet, so thätig zu Hülfe, daß der Abgeschmackte mir keine zweite Confidence macht und ich doch schon manches Herz erstarkte und tröstete. Ich denke Sie sind so glücklich in einem weiten Freundes Zirkel wirken zu können — den habe ich nicht — mein umgetriebenes Leben verhinderte mich Familie, alte Freunde um mich zu versammeln — ach es ist lächerlich, aber wahr — ich habe schon manchen Einfluß auf traurige Gemüther gehabt, ohne daß solche Menschen meinen Nahmen erfuhren. Ich war zum Wohltun immer zu arm — da habe ich

nur durch Rath und That nüzen können — Kranken warten, Streit beylegen, schlechte Mannscripte am Druck hindern, andre Corrigiren bis meine Augen erblinden. O liebe, liebe Pichler, denken Sie nicht daß ich Ihr régime tadle, aber ich mögte meines entschuldigen vor Ihren lieben Augen. Ach es giebt einen Mann der gab mir einmal schuld intrigant zu seyn[7]) — und nie hat mich ein Urteil so geschmerzt — denn ich hatte diesen Mann durch eine stolze Offenheit gegen einen unsrer Staatsminister einen großen Dienst geleistet, und männlicher Hochmuth mogte ihm die thätige Freundinn entleiden — der Vorwurf that mir sehr weh! und ich gab Ihnen vielleicht durch mein Geschwäz denselben Verdacht gegen mich.

Vorgestern hörten wir bey Graf Winzingerode[8]) ein Trauerspiel lesen welches Ihre, durch der geistvollen Therese Artner schönes Gedicht Persephone veranlaßte Bemerkung: daß heroische Sagen keine moderne Behandlungen vertragen aufs Neue rechtfertigte. Ein H. Beer hat Clytemnestra[9]) ein Trauerspiel geschrieben. Diese Sagen mit ihrer Größe und Strenge, wie die alten Tragiker sie behandelnden, heben den Geist zu einer Höhe, bekräftigen das Gemüth mit einer Klarheit die über alle Persönlichkeit erhebt — will man aber der eisernen Nothwendigkeit milde Motive, der gewaltigen Leidenschaft zarte Gefühle zufügen, so wird es ein mißstaltetes Ding das weder zum Herzen noch zur Fantasie spricht. In Hamburg und Wien sah man es gern. Hier mögte die Brede es gern geben. Sie las die Clytemnestra recht schön. Ihre Schlacht von Fehrbellin[10]) las uns Graf Thurn gestern Abend allein an meinem Theetisch, wo er manche Stunde sitzt, und ich ihm manche ernste Wahrheit sage, die er Verstand genug hat ernst anzuhören — Aber welch ein Unsinn ist dieser Spuk des armseeligen Kleists! um einiger genialischer Phantasien willen bewundert man so ein Ding! Ein Held der im Schlaf wandelt, ein Heerführer, der den Schlachtplan nicht mitanhört, ein Krieger, der um sein Leben fleht! — O Deutsche! Deutsche! Die Scene wo der Schlachtplan vertheilt, die wo das Schlachtgewühl von fern

gesehen wird, hätte ein Schneider nicht ridiküler dichten können. Graf Thurn war in einem Zorn den H. Oberst der Cavallerie nicht gleich kassiren zu können. Da wußte Racine[11]) besser was das Costüme forderte um in das Sujet zu versetzen, und jeder Schüler, der nicht glaubt alles zu wissen, geht und fragt und liest nach, um nicht Blößen zu geben. — Von Kuffstein erhalte ich durch Fried. Brun oftmals Grüße. Er hatte die Güte meinem Sohn Briefe nach Madrid zu geben. — Meine Freundin, Gott leitet so freundlich meinen Sohn — nicht daß das Glück ihm schon einen Hafen gezeigt hätte, in dem er seiner Mutter Ruhe und sich einen Heerd zu finden hoffen könnte — aber dazu wär er noch zu jung und muß noch üben was er erlernte; aber so edel und geistig gut entwickelt sich sein Herz, erstarkt sein Geist. Sie würden in seinen Briefen einen Jüngling finden[12]) ach wie man ihn in Grandison[13]) ein Hirngespinnst nennt. Nicht einen Tugendhelden, aber einen reinen Jüngling, einen frommen Sohn, einen geistvollen Menschen. Gott erhalte ihn! und forderte er ihn heute ab, so danke ich ihm innig, denn er ließ ihm einem schönen Ziel nachstreben. Er schreibt gar interessant aus Madrid wo keine Unruhe, kein Auflauf bis zum 14. zu sehen und zu hören war — studiert seine spanischen Ärzte besucht seine Hospitäler und ist bei den interessantesten Männern gütig aufgenommen.

Grillparzers Sapho ist mir noch immer nicht zu Gesichte gekommen — von seinem jezigen Streben weiß ich kein Wort. Hormayr wird streng rezensirt[14]) — die Rez. haben so oft im Tadel recht, wissen aber das Gute nicht zu erkennen, und da erbittern und reizen sie. Ich fürchte das ist mit Hormayr der Fall. Er hat alle Hülfsmittel zum Geschichtschr. aber nicht dessen Zusammenstellung und Styl — so nach Hausfrauu Vergleich: er ist wie ein Koch der aus allen Zonen die besten Vorräthe hat, aber nicht gut Kocht und schlecht anrichtet. Könnte man doch helfen! wer Geschichte liebt wie ich, übersteht all das und freut sich an der Sache — aber das gr. Publ.? und die neidige oder hochmüthige Corr.?[15])

Leben Sie wohl meine sehr verehrte Frau! Gebe Ihnen Gott ein heitres Jahr! erhalte er Ihnen Ihre Lieben: unbekannt mit deren Zahl die doch recht groß seyn möge, nennt sie mein Herz vor den guten Vater im Himmel den ich auch für der Meinen Glück flehe.

Ihre Therese Huber.

XII.[1])

Stuttgard 31. 7. 22.

Werthe verehrte Freundin, wenn nicht meine Jahre und heilige Scheu vor Mißbrauch mir die Ergießung des Gefühls verböten, so könnte ich mit feurigen Worten die Sehnsucht schildern, mit der ich oft an Sie dachte, jezt an Sie schreibe. Ich konnte es bisher nicht, jezt unternehme ichs mit Willkühr; troz des Zeit Mangels, weil mir H. v. Ochsner[2]), Graf Thurns Sekr. einen Auftrag absordert. Ich denke Thurn wird Ihnen manches von mir und Luisen gesagt haben? Ob und was und wie, von Luisen, mögte ich wohl wissen? Thurn macht allen hübschen Frauen den Hof, das zu thun war Luise ein zu ausgezeichnetes Geschöpf, und einen romantischen Streich zu machen war Thun zu gescheut und Luisens feste Haltung entfernte ihn aber so lange er uns kennt war die ernsteste Theilnahme ihr von seite des Grafen gewidmet, und ich glaube daß er seine besten, edelsten Stunden bey uns zubrachte. Ich bin neugierig wie ers nun halten wird? — Je mehr mir das Leben nimmt, verehrte Frau, je weniger erwarte ich vom Leben; nicht einmal die Gesellschaftl. Treue eines oesterreich. Gesandten. Noch nie war ich so allein — noch nie so zum Sorgen aufgefordert. Es ist so lange her, daß ich Ihnen nicht schrieb, daß ich gar nicht weiß, ob ich Ihnen den Entschluß meiner Tochter Luise, zu Herrn von Herder zurück zu gehen, meldete?[3]) Die Ehe welche der unerklärliche Unverstand von seiner Seite zu trennen forderte, von Luisens Seite die Angst, von meiner gerechter Stolz zu trennen zugab, ward von Seiten beyder Gatten aus Vernunft und Gewissen wieder geknüpft. Ich ward nie dabey genannt, war ganz null dabey

— ich konnte und durfte nicht rathen, nur seegnen, was meine Luise beschloß. So verließ sie mich denn am 1. Juni an Herders Hand um in Bayreuth zu leben, wo H. sehr ehrenvoll und hinreichend besoldet, im Dienst steht. Mein Leben ist nun ganz umgestürzt, ja zerstört. Luise und ich haben dem Pflichtbegrif das schwerste Opfer gebracht: sie, indem sie handelte, ich, indem ich alles geschehen ließ. Wir waren in Eins verschmolzen in Geist und Gemüth — im Verhältniß von beyden Geschlechtern, ich als das männliche, sie als das weibliche Prinzip. Wir wußten so unzweifelhaft gleiches Interesse, gleiches Gefühl zu haben, und waren eben so offen als unabhängig in unseren Verstandesansichten — nachdem ich achtzehn Jahr meine Wirtschaft aufgegeben, fing ich nach Luisens Abreise wieder eine eigne Wirtschaft an, und koche und wasche wieder, und nahm zwey Pflegtöchter von 13—14 Jahren, die ich unterrichte, bewache und leite. Alles ist anders um mich, und ich fühle mich ganz auf mich beschränkt, oft so peinlich daß ich jung sein mögte um weinen zu dürfen.

Mein Sohn macht mir nur Freude, auch in der Sorge, weil er den 5. Juli noch in Granada war, indem seine Wechsel ausblieben. Die polit. Verhältnisse machen mir gar keine Sorge für ihn. Er läuft nach Gemälden, Gebäuden, Hospitälern, Natur — nach allen, aber nicht nach Politik — ist kalt, entschlossen, katholisch und spricht geläufig spanisch. Aber daß er jezt ohne Briefe und Geld ist, peinigt mich — er hätte schon vor 4 Wochen nach England sollen gegangen seyn. Allein da seine Wechsel gestellt sind, da die Hinderniß endlich gehoben werden muß, da Gott ihn schüzt und mir nicht mehr auflegen wird als ich tragen kann, so bleibe ich geduldig, bis er die Last von meinem Herzen nimmt.

Wir haben indeß ein paar belletristische Gaben erhalten, die wir dankbar annehmen können.[4]) Von den 5ten Theil von Göthes Leben sollte ich nicht so kalt sprechen. Er hat mir Erhebung und große, große Freude gewährt. Dieser klare, milde reiche Mensch gewährt den schönsten Anblick. Wie eine

gänzlich unter heitersten Herbsthimmel gereifte, vollkommen ausgebildete Frucht hat er jede Epoche seines Daseyn zweckgemäß durchschritten, hat jeden äußeren Einfluß zu seinem Gedeihen benuzt, hat alle Keime in sich entwickelt, hat gespendet und gewirkt, und ist nun bereit bey dem ersten Lufthauch leise herab zu sinken von dem Stamm den er schmückte. Die Pr. werden seine Erzähl. der Campagne 1792 der er beywohnte, nicht gern lesen — die wenigsten ihm für seine hellen Ansichten Dank wissen — ein Mann, der nicht schmeichelt, nicht exklamirt, nicht durch unverständige Phrasen die Phantasie in unnatürliche Vermischung mit der Vernunft, das Sinnliche in erniedrigende Gemeinschaft mit dem Überirdischen bringt, gefällt nicht mehr. — Raupachs Königinnen [5]), haben als Schauspiel keinen Werth, als Gedicht viele schöne Stellen — ein nicht beletristisches Buch, welches in Ihrem Lande wohl nicht gelesen werden mögte, ist O. Mearas Tagebuch während seines Dienstes bey Napoleon in St. Helena. [6]) Ich mögte wohl daß Sie es läsen. Obschon es dasselbe ist als einen Menschen auf der Folter sterben sehen, wirkt es mehr aufs Nachdenken, als auf den sinnlichen Menschen, deshalb hält man es aus, aber man bleibt doch Schmerzensmüde. Daß O. Meara weder deklamirt noch schimpft, versteht sich. — Einen älteren Roman der Fouqué las ich, Ida [7]), der mich anzog. — Er ist in den ganz conventionellen Standpunkt, den sie einnimmt, voller glücklicher Schilderungen. Sie hat doch die größte Ähnlichkeit mit Fr. v. Genlis [8]), Nationalität unterscheidet sie, und indem sie der Fouqué mehr Farbenreichtum giebt, ertheilt sie der Genlis mehr Haltung.

Ich sah diesen Sommer wenig interessante Fremde — der Rückzug aus den Bädern führt uns deren vielleicht her. Gestern war der Verfasser der schweizer Molkencour (?) bey mir, H. Hegi (?) aus Winterthur. [9]) Jenes kl. Büchelchen empfahl sich durch anmaßungslose Leichtigkeit — der Verf. ist aber ein schwerfälliger Schweizer, langsam aber gemüthlich. Kannten Sie den H. André aus Brünn [10]) der sich hier niedergelassen? Ferner haben wir auch einen Dr. Latsky [11]) (?) hier, der so wie jener in

Östr. nicht Raum für seinen Geist fand — das ist freylich schlimm. Der erste ist ein geborner Sachse, hat mit Salzmann [12]) in Schnepfenthal die Jugend umgebildet und mögte nun gern die Welt regieren helfen, ganz milde und rechtlich vermöge Journale — schmeichelt sich auch in beyden etwas vor sich gebracht zu haben. Die ehrlichen Leute! gewissermaßen haben sie recht, und es ist unausweichbar daß der Thätige wirke.

Ich strebe einen Roman zu beenden [13]), ohne daß ich die Zeit dazu auftreiben könnte. Zu allen meinen Arbeiten habe ich nun die Aufsicht auf Wirtschaft und Kinder, und 3 lexionen den Tag zu geben. Die Nothwendigkeit 4 entfernten, zerstreuten Kindern [14]) zu schreiben, und am mehrsten das Mannscriptlesen, spannt meinen Geist. Das muß geschehen.

Werde ich von Ihrer lieben Hand ein Zeichen des Andenkens erhalten? sagen Sie mir ein Wort von Grillparzer und Hormayr! Wann werde ich endlich die Medea lesen? ich verspreche mir schöne Gedanken wenn auch kein schulgerecht Schauspiel — und der unsterbliche Mensch, der kein Criticus ist, lebt doch im Gedanken, nicht in der Form.

Leben Sie wohl! waren Sie bey Frl. Therese von Artner? auf dem Lande? Ich gehe mit meinen Pflegekindern ins Grüne und denke, daß ich ehedem mit Luise dort war.

Treu und herzl. hochachtend Ihre

Therese Huber.

XIII.

8. 11. 22.

Sie haben, ohne es zu wollen, einen Bann gesprochen, indem Sie nur zwey Zeilen zur Antwort wegen des geehrten Patriarchen Schreiben verlangten [1]); denn da findet mich Ihr lieber Brief, krank an Kopffieber und dicken Backen, und nun schreibe ich nur die zwey Worte — die Red. wird H. von Pyrkers Gabe mit größter Dankbarkeit annehmen, und sie soll dem Morgenblatt ein Seegenzeichen für den Jahres Antritt seyn — allein dagegen bittet sie auch, daß er, wenn er Hor-

mayr ebenfalls mit einem Bruchstück seines Gedichtes beehrt, es nicht dasselbe seyn möge — Ein Umstand, den Sie selbst gütige Freundinn schon vorbauten. Nun bitte ich Sie aber dem Herrn Patriarchen (du lieber Gott! — das ist fast der einzige den ich mir außer dem im Nathan erinnere, und der war doch ein Mensch der nicht neben unsern Pyrker genannt werden darf) zu fragen — nein ich muß es ordentlich anbringen. Cottas Mutter war eine geborne Pyrker, deren Vater, ein Steyermärker, mit seiner sehr schönen Frau nach Stuttgardt kam, er als Conzertmeister, sie als Kammersängerin.[2]) Herzog Carl von Wirtb. hielt das Ehepaar, aus einer ihnen sehr viel Ehre bringenden Ursach, acht Jahr auf dem Aschberg[3]) gefangen, in eben dem dongeon[4]) worinn Schubart[5]) später hin saß; ihre Tochter, Cottas Mutter, war eine Frau voll des seltensten Verdienstes als Hausfrau und Mutter, nach der Bildung damaliger Zeit, und erzog zwölf Kinder zu redlichen Bürgern — nur einer war kranken Gemüths und starb erst vor wenigen Jahren.[6]) — Also ist das eine honette Verwandschaft — auf den Umstand daß Cottas Großvater mütterlicher Seite, Pirker aus Steyermark war, gründet sich die Frage an Herrn Patriarchen, ob er vielleicht eine Kenntniß dieses Pyrkers als eines Familien Mitglieds habe? — welches natürlich voraussetzt, daß der Patriarch auch ein Steyermärker sey.

Ach Ihr Brief enthält so vieles! — Gewiß war es gut daß Graf Thurn aufhörte Luise zu sehen; allein das ist so ein wunderbares Kind! Gott lasse sie lang leben! aber sie scheint so sicher gegen manche menschliche Schwächen, daß mir immer ist als gehöre sie höhern, andern, nicht irdischen Gewalten. Ich könnte Ihnen beweisen, daß sie durch solches Mitleid nicht unfähig zur Pflichterfüllung ward. Aber so ists besser. Sie schreibt mir so frohe Briefe[7]) — und ihr Frohseyn sieht immer wie die Frühlings Landschaft unter Gewitterschauer aus. — Der Bogen des Friedens steht darüber, unter ihm weilt aber der Wolkenschleyer feucht auf der Flur.

Thurn ist wieder in Wien — kommt wohl nicht wieder. Das war mein einziger Bekannter der mir als Freund und Ebenbürtig willkommen war. Die Anderen können besser, klüger, wie er u. ich seyn — weiß es nicht.

Mein neuer Roman hat noch keinen Namen — Ich knetete einen langen engl. sonderte Wunderlichkeiten, Abgeschmaktheiten — und da ward es Etwas, das mir schon manchen rührenden Dank erwarb. Das Ding heißt Ellen Percy und hatte 3 dicke Bände — nun hat es 2 kl. und ist wirklich gut. Ich erfand es ja nicht! aber ich gab das engl. Original in deutscher Auffassung wieder. Lesen Sies doch! Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksal. Im Engl. hieß es: discipline.

Nun komme ich auf meinen Auftrag wegen Cottas Verwandtschafts Ahndung mit dem Patriarchen zurück und bitte Sie solchen ja nicht auszurichten, sondern zu ignorieren. Vater Cotta, in dem natürlicherweise alles vernünftig und ruhig sich darstellt, hat sich von seinem Herrn Sohn eines andern belehren lassen — der will selbst die Anfrage übernehmen — ich vermuthe aber sehr es ist eine politische Zögerung, weil der k. bayersche Kämmerer Georg von Cotta noch nicht einig ist, ob er eine Anregung darüber machen will: daß die Pyrker mit den Nachkommen der römischen Consuln verwandt seyn. Ja! Ja! — Ach liebe Pichlern — mit dem Apfel ists gar nichts! [8]) besonders wenn der Baum hochsteht und seine Aeste recht kräftig ausgestreckt hatt in Wolken und Stürme, da rollen die Apfelchens oft recht miserabel weit hinab. Nun!

Ihr Urtheil über Caroline Fouqué kommt nur aus meinem Herzen. So sind aber, nur vornehm oder bürgerlich, die mehrsten Schriftstellerinnen: der moralische Nerv fehlt. — Die Frau Watson war freylich aus der Reise nach Neuholland [9]) und diese meine allererste Arbeit (mein Mann hat nie Erzähl. geschrieben, er mußte meine Sünden nur auf sich nehmen) und gewiß weht in ihr der Geist der Gertrude — damals war ich 28 Jahr und schilderte durch romantische Schicksale — Ger=

trude [10]) schrieb ich im 58. wo ich das innen Leben in äußrer Ruhe darstellte. — Aber Ihre Milde gegen den Mann, der nicht Ihr Schwiegersohn wird [11]), hat mich sehr ernst gemacht. Haben Sie Dank! Sie sind als Erzählerin mir Muster und Gegenstand der Bewunderung gewesen, ich war erfreut oft Ihnen Gleich zu urtheilen und zu fühlen seit wir uns schreiben — jezt haben Sie mir ein Wort gelehrt das wirkte so wie ichs las — meine liebe, verehrte Pichler — Herder soll keine Spur von verleztem Gefühl mehr in mir sehen. Haben Sie Dank! und Ihrer Tochter werde jeder Seegen, der unser Geschlecht beglücken kann.

Meinen Kindern allen geht es gut. Meine Pflegetöchter machen mir die größte Freude.

Ich fing den Brief gestern an — Cottas Einschreiten unterbrach ihn — mein Kopf ist ganz zerrissen mit Schmerzen, deshalb nenne ich mich halb dumm

Ihre Therese Huber.

Wenn Sie erfahren wo Thurn wohnt, senden Sie ihm das, bitte?

Adresse: An Frau Caroline von Pichler (Geborene von Greiner) in Wien.

XIV.

Stuttgardt 31. 12. 22.
Segen fürs neue Jahr.

Des Patriarchen Gesang war angelangt, und soll sogleich Neujahr gedruckt werden. [1]) Ach das ist aber ein vortrefflicherer Patriarch als Gedicht. Wie wunderlich muß jemand zu Muthe seyn, der solche große Verse Menge macht. Ich habe nie Verse gemacht [2]), denke mirs aber so etwas Ehrbares daß ichs gar nicht thun würde, als wenn sie auserlesen seyn sollten. Unsre deutsche Geschichte scheint mir auch nicht fürs Heldengedicht gemacht, und unsre Sprache nicht — sie ist so breit, so holperich — sie wird so leicht schwülstig, bleibt so leicht trocken,

verfällt so leicht ins Triviale. — Noch gestern las mir ein gelehrter Frz. homme de lettres — eine Übersetzung vor[3]), die er von Islands selbst Biografie[4]) macht. Ich colationirte ihn mit dem Orig. in der Hand. Es ist eigen welche Weitläuftigkeiten im deutschen recht erträglich wären, die das frz. abschnitt und völlig denselben Sinn gab, dasselbe Gefühl anregte. Daß wir viele eigenthümliche Wörter haben, kommt hier nicht in Betracht — jede Sprache hat die ihren. Daß mein letté das Wort „Sehnsucht" unmöglich übersetzen konnte, und ich keinen Rath wußte, ergözte mich sehr. Eine solche Zusammen Stellung zweyer Sprachen, bey Gegenständen des Nachdenkens und Gefühls vorzüglich hat für mich etwas ganz vorzüglich Anziehendes. Es ist viel mehr darin wie das bloße Wort sagt; es ist ein göttlicher Ursprung; sprechen und Beten ist des Menschen höhrer Erbtheil. Es ist für mich bald ein Anlaß rührender Lustigkeit, bald ernster Betrachtung, wie meine Pflegkinder sich helfen beym Unterricht, um den Ausdruck zu finden, oder vielmehr: wie der Gedanke sie auf die Wortbildung führt, oft zum lächerlichsten Irrthum. — Ich habe den Schmerz den Ihnen ein zerstörter Lebensplan für Ihr liebes Kind gab, mit inniger Theilnahme vernommen. Meine liebe, mir im Leben unbekannte Freundinn! Dort einmal! da drücken wir uns die Hand, und kennen uns. — Und könnten wir denn hier mehr thun? ist denn nicht „das Mittheilen" so gar unvollkommen? — Gewiß ist es ein Glück für Ihr Kind, daß der Mann sich vor der Heyrath abwendete. — Später wär ein armes Glück und reiches Weh daraus geworden. Ihre Tochter findet noch das Beßre! ja wenn sie mit klaren Bewußtseyn Etwas viel Mäßigeres wählt, wird sie glücklicher, als die Erfüllung jenes Plans sie gemacht hätte. Die Männer sind arme Geschöpfe! aber ihr Standpunkt ist bey uns verrückt. — Wo der Mann aktiver Bürger ist, gewinnt er als Gatte eine andre Stellung, und das häusliche Leben nimmt einen andern Karakter an — es steht im natürlichen Gegensatz mit des Weibes Beruf: häusliches und öffentliches

Leben. Wir haben weder das eine noch das andre; das häusliche Leben hat Vergnügensucht und Luxus aufgehoben, und das öffentliche findet nur statt, wo der Mann Bürger ist. Sie geben mir über Ihr Gesellschafts Leben betrübte Winke, meine geehrte Freundinn. Ich glaube, daß Sie doch nur zum Theil sich Rechenschaft geben können von der Wirkung des Banns, in dem Sie leben — die Schritte welche indeß außerhalb des Bannkreises geschehen, sind mir oft selbst auffallend! aber das Leben ist furchtbar verwirrt, durch die Entwicklung des Gedankens, im Vergleich des Stillstands der gesetzlichen Verhältnisse. Erwachte je ein Wille, so bräch das Chaos ein. Welche milde Wege die Vorsehung hat, ist mir unbegreiflich, um diesen Kampf zu lösen — aber der endliche Sieg ist mir nicht zweifelhaft.

Meiner Luise Ehe bildet sich je länger je mehr zu der erfreulichsten Verbindung zweyer sich zu vervollkommnen verbundner Wesen. Sie genießen des heitersten Glückes. Meine Pflegkinder machen mir viele Freude! es sind kindliche, liebe Wesen die ohne vorzügliche Geistesanlage alles Gute in sich aufnehmen, rein fühlen und richtig denken. Sie kosten mir viele Zeit, lohnen sie mir aber durch ihr Gedeihen. Ich habe ihnen zu gefallen etwas gethan, das ich seit meines Mannes Tod vermied. Er starb am Christabend — und so puzte ich meinen Kindern nie mehr einen heil. Christ auf. Die Guten fühlten die Ursach und erwarteten ihn nie. Warum sollten aber meine Pflegtöchter diese Jugend Freude entbehren? ich fertigte mit eignen Händen transparents, puzte einen Baum u. s. w. Die beyden Töchter bescheerten mir dagegen ein fünfjähriges armes Kind, das sie mit eignen Händen, aus ihren epargnes, von Kopf zu Fuß gekleidet hatten — alles selbst geschneidert, gestrickt u. s. w. das war ein liebes Christgeschenk, war ja ein Fortpflanzen von Hubers Geist, und so seine würdige Todtenfeyer. Für mein sehr heftiges Gefühl, bey dem Bedürfniß steten Gleichgewichts, besonders im Äußern, haben alle solche ausdrückliche Freudenfeste, alle Vorbereitung zum frohseyn, etwas

peinliches. Ich liebe die Freude zu finden, und deren Ausbruch ist mir lieber als ihr gemächlicher Empfang. So ist mir auch das Entgegengehen von Ankommenden verhaßt. So wie ich jedem Tag nur den Tag berechne, mag ich auch nicht das Ankommen abzählen. Das Erwartete ist schaal; das dankbar nehmen giebt kindliche Freude. Ich habe ein so vernarbtes Herz, das kann sich so vor dem Eingreifen des Schicksals in seine Freuden scheuen. Da erwarte ich alles lieber von der Stunde, räume ihr kein Kommen an.

Liebe verehrte Pichler — ich soll meine Romane nicht unglücklich enden lassen? hängt denn das von mir ab, so bald meine Karaktere entworfen sind? müßen sie dann nicht das Schicksal herbeyziehen? Ich suchte den deus ex machina immer zu vermeiden, meine Menschen spannen sich ihr Schicksalskleid und ich ließ keine ganz unglücklich, konnte aber auch keinen mit überschwänglichem Glück von Schauplaz abtreten lassen, so bald er Stoff zu einem Romanen gegeben hatte, denn dann ist ja schon das ungestörte Glück unmöglich — das höhere der Erkenntniß tritt ein, aber nicht das der Unerfahrenheit welches nur bey nichtsbedeutendem Leben besteht. — Ich mögte, daß Sie meinen ersten Roman: „die Familie Seldorf" läßen! Darinn ist herzzerreißendes Unglück, und der darinn spielende reine Karakter, giebt mir in schmerzvollster Lage das Gefühl innrer Freudigkeit. O meine Freundinn, wo ist nicht Glück wenn Tugend vorhanden ist? Meine seeligsten Erinnerungen — — wie sind sie gemischt? vielleicht bin ich zu ernst — aber entbehr ich dabey einer Freude? Blumen, Kunst, Natur — ein süßer Rahm unter Baumes Schatten genossen — Gelächter der Jugend in das ich einstimme — alles genieße ich, aber meine höchste Freude geht, führte stez über das Leben hinaus.

Thurn scheint doch wieder zurück zu kehren. Ich wollte, er hätte sich für reich genug gehalten, um unabhängig zu bleiben. Hier ist man überzeugt er bringe eine Frau mit sich. Der Arme! er kann sehr unglücklich werden, wenn er in vor-

nehme Gemeinheit geräth — bisher hatte er noch die Kraft sie zu hassen, und ich hoffte er sollte dahinkommen sie mit Überlegenheit zu dulden, sie wo er könnte zu veredeln. Bekommt er eine gemein große Dame zur Frau, so wird er das Widerstreben müde und geht den lähmenden Gang der großen Welt fort. Armer guter Thurn!

Sie entschuldigen sich so ernst mir zu schreiben, mir Freude zu machen — daß ich fast fürchte Sie mögten mir meine Briefe ersparen um nicht wieder schreiben zu müssen. Schreiben Sie, schweigen Sie, geehrte Frau, wie Sie wollen — aber denken Sie an mich und laßen Sie mich Sie liebhaben.

Therese Huber.

Adresse: An Frau Caroline von Pichler (geb. von Greiner) in Wien.

XV. [1])

Augsburg 27. 4. 24.

Verehrte Freundinn, ich kann mir nicht denken, daß ein Brief, nicht erhalten oder nicht geschrieben, sollte die Theilnahme schwächen und nehme daher mit Freude eine eigne Veranlassung auf um Ihnen wieder einmal zu schreiben. Ach es ist lange, seitdem es nicht geschah! und ist unendlich kurz für das was seitdem geschah. Schon daß ich so lange nicht schrieb [2]) ist ein Zeichen daß etwas vorfiel das mich hinderte. Es hat mich auch gegen Graf Thurn schweigen machen. Von Ihnen hörte ich durch sich selbst — Sie fahren fort Ihre moralisch schönen, poetisch sinnreichen Dichtungen mitzutheilen, und wie fern dann auch das liebe, menschliche Leben von mir ist, so weiß ich ja doch, daß Sie sind und wirken, und der versöhnende Geist der in Ihren Dichtungen waltet, sagt mir daß Ihr Geist Ihnen Heiterkeit giebt — gebe Gott, daß ihn die Außenwelt nähre! Das konnte ich aus Ihren Erzählungen nicht erfahren, das sagen Sie mir einmal wieder! sey es an meine eigne Adresse, oder an das Haus Eichthal, oder Schaezler [3]),

oder die Red. der Allg. Zeitung — auf allen diesen Wegen findet mich Ihr lieber Brief in Augsburg. Ich schrieb Ihnen noch gar nicht von hier aus; bin so verkehrt, so zweckwidrig wie möglich hierher verpflanzt. Cotta, der eine Dampfpresse hier einrichtet, hatte gemeynt sie solle Neujahr spätestens, fertig seyn; wegen Logis Interesse das mit den Quartalen verbunden ist, ging ich schon in den lezten Tagen des Novembers hierher, nahm mit Cotta eine schriftliche Abrede wie es mit des Morgenblatts Redaktion gehalten werden sollte, und hoffte die paar Wochen mögte sich die Sache von Augsburg ausführen lassen. Cottas wunderliche Eigentümlichkeit verleitete ihn auf die Abrede nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen, sondern erst seinen Sohn — der keines Geschäfts fähig ist, — sich darein mischen zu lassen, es endlich dem Faktor zu überlassen, und nur hinein zu befehlen, was eben sollte schnell hinein kommen, von einem Protégé, oder Protekteur aufgedrungen — das Blatt ist jämmerlich geworden, voll Dinge die ich schon zu Jahren zurückgelegt hatte — Korrespondenzen ohne Geist und Zweck — und so ist es noch. Die Dampfmaschine soll nun im Lauf des May fertig werden — wenn es wahr ist — und da ich meine Redaktionsverhältnisse unangefochten behalten habe, werde ich in meine Thätigkeit hoffentlich wieder eintreten. Wie Cotta also handeln kann, wär viel zu weitläuftig zu sagen. Genug, er kann es. Mich hat die Sache fortwährend gekränkt. Weil mir Unrecht geschah, indem man eine Abrede nicht hielt, auf die hin, ich Cottas Einwilligung, ja A n r e g u n g **schon** Martini von Stuttgardt zu gehen, annahm. Dann ist das Blatt gesunken, und endlich habe ich mich übel berathen gefühlt in meinem schwankenden Verhältniß. Hoffentlich ist diese Zeit nun bald überstanden, und auf alle Fälle eine Entscheidung nahe.[4]) Mein Tausch zwischen Stuttgardt und Augsb. ist als Wohnort sehr nachtheilig in Rücksicht der Natur und der Gesellschaft, beyde sind arm. Die Bildung ist hier weit hinter Stuttg. zurück. Die Wissenschaft noch vielmehr; das Lechfeld mag den Wenden sehr fatal gewesen seyn[5]), gedüngt haben es aber ihre Gebeine nicht,

denn es ist noch kahl. Die religiosen Versessenheiten, durch die Parität seit Karl V. im Athem erhalten, beschäftigt beyde Kirchen, wobey die allgemeine der Menschenwürde und Menschenliebe, nichts gewinnt. Eine kleine Zahl verlumpter Adel, eine andere steinreicher Parvenus, eine zelotische Pastorenschafft, ein Corps gallsüchtiger Schulmänner, Zunftzwang, der seit unsre Städte ihre Munizipalitätsrechte zurück erhielten, von den Augsburgern wieder in hohen Flor gebracht ist, und ein volles Drittel der Einwohner die von den Armenkassen leben. Unter diesen Ingredienzen einen kleinen Zirkel für meine Gewohnheiten und meinen Geistesbedarf herauszufinden, ist recht schwer. Ich muß noch unter jenen Ingredienzien eine große Zahl bayrische aus allen neuen Aquisitionen zusammengerafften Beamte nennen, und ein sehr honettes Militär. Nun ist bey weiten nicht gesagt, daß unter diesen allen nicht sollten rechte wackre Leute sein, von Kopf und Wissenschaft in ihrer Art — allein gesellschaftliches Talent, Gesellschaftstrieb hat keiner und die Gesellschafft einer gebildeten Frau ist ihnen vollends ein Gräul. Die Männer gehn in die Wirtshäuser und spielen, die Weiber ins Schauspiel, oder was es giebt, und versammeln sie sich, so spielen sie auch, aber Häuser wo man Abends uneingeladen aufgenommen würde, findet man gar nicht, und sie würden auch nicht benuzt werden — denn meiner Tochter Greyerz, die ihr Haus gern auf den Fuß eines freundlichen Empfangs während der gewöhnlichen Gesellschafts Stunden öffnet, wird, weil man nicht dort spielt, wenig besucht, und eben so geht es mir — und noch ärger. Da die Leute — die Damen, sehr wenig zu thun haben, sind sie den Tag über sehr viel auf der Straße, haben Puz-sorgen, klatschen unermeßlich! — Ich bin viel mit meiner Tochter zusammen und einigen wenigen Menschen, die es nicht übelnehmen wenn etwas andres wie Mode und Scandala abgehandelt werden. Ich schließe jezt den 5ten Monat hier — vielleicht finde ichs mit der Zeit besser, alleinwie es ist, bin ich sehr damit zufrieden, denn die gesellschaftliche Welt ist zu meinem Wohlseyn gar nicht unentbehrlich.

Meinen Kindern geht es gut. Die hier verheirathete Tochter will mich mit den siebenten lebenden Enkel beschenken, was sie sehr entbehren könnte, denn heutzutage sind vier Söhne aufzuziehen eine schwere Aufgabe — für die zwey vorhandenen Mädchen ist mir nicht so bange — wir finden überall für andre zu sorgen, zu wirken, zu lieben — nur vor der herzleeren Eitelkeit müssen wir die Mädchen hüten, und das bezweckt meiner Tochter Erziehung mit glücklichem Erfolg. Meine älteste Enkelin ward Ostern das was die Protestanten: Confirmirt, nennen. Gefirmelt ohne Ohrfeige. Ein gutes, häusliches, liebendes Mädchen von 16 Jahren, noch mehr Kind wie Jungfrau. Meine holdseelige Luise Herder, welche im Augst v. J. nur 4 Tage das Glück hatte Mutter zu seyn, erwartet im nächsten August ein neues Kindbett — mit Freude und Ergebung! Das ist eine Ehe wie sie den Glauben an edles Menschenthum bestärken muß, alle Romanenbilder widrig machen, und was Gott senden möge, der Mutter nur Dank auflegt. Wenn Sie, liebe Freundinn, Jemand recht liebes dahinwärts über Bayreuth reisen schicken, so geben Sie ihm einen Zettel an Luise von Herder mit. Er wird Freude finden, vielleicht einen Eindruck fürs Leben mitnehmen — von Ihnen geschickt, wie wird er Freude machen. Die Geschichte dieser beiden Leute, meine liebe Schwester in Apollo, macht unsrer beyder Romanen Psychologie zu schanden. Das hätten wir nicht erfinden können, und dürftens nicht erzählen, es glaubte es niemand.

A propos von Romanen, meine verehrte Frau, muß ich doch ganz schüchtern fragen, ob Sie haben meinen „Jugendmuth" [6] gesehn? — denn in diesem Fall traue ich Ihrer Freundschafft zu daß Sie ihn gelesen haben. Ein paar Erzählungen im Morgenblatt. Viele Übersetzungen, mancherley Rezension im Con. Bltt. — damit geht die Zeit hin, wobey ich etwas geschichtliches beabsichtige, das mehr lesen wie Schreiben erfordert. Ist unter den neuen Dingen Immermann [7]) zu Ihnen gekommen? Trauerspiele, erst 3 zusammen, dann das „Haus des Perianders" — und andere Dinge, die ich

eine vollig komische Satyre abgerechnet, „die 3 Prinzen von Syrakus“ nicht sehr achte. Aber die Trauerspiele könnten mir viel hoffen lassen! So einen frischen Jugendmuth! so eine kraftvolle, unabhängige, sittliche Natur. Müllner war so klug seine Trauerspiele gleich anfangs sehr kalt und nachlässig in Cottas Lit.Bltt. zu rezens. Damit hat er die Leser abgehalten — auch anderweitig sah ich ihn nur vornehm erwähnt — Ich glaube es — wir sind zu jämmerlich zu Jugendwerken wie Götz von Berlichingen und die Räuber waren. Ich lese alte Memoiren, aus der Reformationszeit, habe wenig Zeit dazu, wenig Augen, aber was ich zu meinem lit. Zweck vornahm, frommt mir daneben als ein moralischer Erwerb. Ich finde eine Vergangenheit die damals manches blutende Herz mochte niederdrücken und der eine mildere Zeit folgte. — Seit 14 Tagen hoffe ich Nachricht von meines Sohnes Überfahrt von London nach Hamburg — und erhielt noch keine! Er blieb Seelengut und brav in dem Nebellande wie unter der Sonne des Südens. Ich hoffe ihn im August zu sehen — O vergessen Sie mich nicht! verlassen Sie mein Andenken nicht! Ich bleibe Ihnen — — — innig ergeben.

Therese Huber.

Adresse: An Frau Caroline von Pichler (geborne von Greiner) in Wien.

Der Brief wird Ihnen von einen jungen Magdeburger Namens Morin [8]) überbracht. Wagt er selbst die berühmte Frau zu besuchen, so gönnen Sie ihm eine freundliche Aufnahme.

XVI. [1])

Augsb. 22 Jan. 25.

Ihr lezter Brief, meine verehrte Pichler, ist vom 18. Juni. Sie schrieben mir unter Blüthenbäumen von Ihres Enkels Geburt und Ihrer Kinder Glück. Seitdem habe ich, — gaube ich — geschwiegen. Haben Sie Dank für diese Erzählung! ich muß dabey meiner Luise Herder Worte wiederholen: „es

erfreut bey eignen Unglück, zu sehen daß doch noch irgendwo Glück wohnt.“ Und ist alles so befriedigend geblieben? hat das Glück geweilt? O vom 18. Jun. bis zum 22. Jenner kann furchbar vieles Glück zerstört werden, ich sah es ja in wenigen Stunden untergehen. Mögten diese Zeilen den Enkel auf Ihrem Schoos finden, und die guten Kinder sich freuen über ihn und über Ihre Freude — denn das ist ein unglaublicher Zuwachs an der Kinder Freude: das Glück der Großmutter zu sehen. — Nun will ich Ihnen auch erzählen, und vertraue daß Sie mit Theilnahme lesen, sonst hätten Sie mir nicht so herzlieb mitgetheilt, was Ihr Herz erfüllte.

Mitte Mays war eine Reise nach Bayreuth verabredet: Meine liebe, herzliche alte Mutter und 2 Schwestern[2]) sollten aus Göttingen dahin kommen; die Mutter wollte die Freude ihren Liebling, Luise, noch einmal zu sehen, durch einen weiten Umweg erkaufen; dann ihres Mannes Jugend Aufenthalt und Prüfungs Schule: Dresden und seiner armen Geburt Stätte Chemniz besuchen, und meynte nach dieser frommen, erst in ihren 72. Jahre gemachten Wallfahrt, wolle sie froh sterben. Zugleich wollte ich ihr meine Tochter Gregerz zuführen, die sie noch nicht kannte, und diese zur Stärkung ihrer sehr leidenden Gesundheit einen Theil des Sommers bey ihrer Schwester in Bayreuth lassen. Zwey Tage bevor wir abreisen wollten, machte die arme Claire Gr. eine gefährliche fausse couche — ich mußte ohne sie abreisen; allein sie erholte sich so schnell, daß sie mir den Wagen zu meiner Rückkehr selbst brachte und noch 9 Tage mit ihrer Großmutter lebte. Da waren nun 4 Generationen in Luisens Friedens Häuschen versammelt! Heynens Wittwe mit drey Töchtern, Claire und Luise die Enkelinnen, und Clairens jüngstes Kind als Urenkelinn. Heynens Wittwe ist zwar meine Stiefmutter, aber darum konnte sie, seit mein Vater sie mir in meinem 13ten Jahre gab, von da an, meine erste, geliebteste Freundinn seyn, denn sie war nur 12 Jahr älter als ich. Gewiß Heynens Geiste mußte den Krais, in seinem Andenken Versammelter freudig übersehen. Luisens

Haus ist ein Bethesta gewesen — wer da Eintritt fand, erwarb Frohsinn und Gesundheit. Einfachheit, Ordnung, Reinlichkeit, über die ihre Eigenthümlichkeit den Reiz der Eleganz verbreitet, ihre geistvolle Milde, Herders gemüthvolles Wohlwollen, machen diesen Aufenthalt wirklich zu einer Herzens Stärkung. Mein Mütterchen fühlte sich glücklich wie eine Patriarchenfrau. Ich ließ Claire da und ging in den ersten Tagen Junis zurück, um zu Luisens Kindbett auf längere Zeit denselben Weg zu nehmen. Luise hatte — das schrieb ich Ihnen? im August 23 ein mit unendlich dankbarer Freude empfangenes, schönes Kind nach 4 Tagen verloren; sie ertrug es wie eine starke fromme Frau; aber für ihr nächstes Kind zagte sie, und meynte nur der Mutter reiche Erfahrung und geschickte Pflege könnte es erhalten. Den 24. Juli kam ich also wieder bey ihr an, schickte Claire zu ihren Kindern zurück und wartete bis zum 17. September auf Luisens Niederkunft. Daß sie sich um 2 Monate verrechnen konnte, beweißt schon einen leidenden Körper. Aber Gott schien ihr alle Beschwerlichkeiten ihrer Schwangerschafft, und allen Gram um den Verlust ihres Erstgebornen vergelten zu wollen, durch ein wunderschönes, starkes, gesundes Kind. Sie stillte es unter fortwährendem Schmerz ganz wunder Brustwarzen, ihre Kräfte kehrten nicht wieder, aber das Gedeyhen ihres Engelkindes ersetzte ihr Alles. Den 1ten Oktober kam, nach vierjährigen Reisen, mein Sohn, ihr geliebter Bruder, zu uns, und nun taufte man das schöne Bildchen, und Aimé und ich waren Gevatter. Bis am ersten Tag der sechsten Lebenswoche hatte das Kind nie eine Leidens Stunde gehabt, nie in der Nacht geweint, da weinte es Nachmittag eine Weile, dann legte ich es Abends 10 Uhr neben der Mutter Bett in seine Wiege, nachdem es uns durch seine Strahlenaugen, das kecke Halten seines Kopfes, während ich es wusch, lange erfreut; ich sitze bis 12 im Nebenzimmer lesen, Mutter und Kind rühren sich nicht im stillen Schlaf — da hört Luise des Lieblings Todesröcheln, und nach 13 Stunden des furchtbarsten Kampfes lag die schöne Blüthe zerknickt vor uns. Nun wartete ich noch

14 Tage auf der Mutter phisische Stärkung, denn ihren Schmerz trug sie wie eine Heilige, und in den 13 Stunden von ihres Kindes Todeskampf gab mir Gott hohe Freude an ihrer Kraft und ihres Bruders Gemüth, der diese Kraft mit einer Frömmigkeit und zuversichtlichen Hoffnung, wie in unsrer Zeit ein weitgereister Jüngling sie selten zeigen möchte, aufrecht erhielt. Endlich konnte Luise das Bett verlassen; ich wollte reisen — da traten die Ueberschwemmungen ein und forderten einige Tage Aufschub. Den 3. Nov. ward mein Sohn krank, kaum konnte er wieder umhergehen, so ergriff mich ein heftiges Fieber mit entzündlichem Kopfschmerz, das mich ungewöhnlich entkräftete — und noch schlich ich schwachmüthig herum, so erkrankte Luise mit wirklicher Entzündung der Hirnhänte und lag ganz hülfloß danieder. In eben den Tagen that Aimé einen Fall auf den überall aufgeweichten Boden der Umgegend und verzog sich einen Muskel, so daß es sich anfangs wie ein gefährlicher Leibschaden anließ. So lag Luise unten, Aimé wie eine Statue gelähmt, oben, und ich pflegte diese und jenen, bis ich endlich den 1ten Dezember abreisen konnte. Meine Engel Luise verließ kaum das Bett auf einige Stunden. Nie ward mir ein Abschied so schwer! Das holde Bild, das edle Gesicht so tod, so verfallen zurück zu lassen! — Aber Aimés Zukunft forderte unsre Rückkehr, ich hatte 5 Monate für meinen Erwerb fast ganz verloren — Erst langsam kamen meine Kräfte wieder, aber dieser Sommer, dessen Unfälle, nicht dessen Sorgen ich Ihnen schilderte, hat mich nun wirklich 60 Jahre alt gemacht. Vorher betrog ich um 10 Jahr. — Seit meiner Rückkehr arbeitet mein Sohn an jener medizinischen Schrift, die ihn in München indroduzieren soll und wird nun in 14 Tagen nach diese Hauptstadt abgehen, sein Glück versuchen. Das ist eine ernste, wichtige Zeit! auf seinem Gelingen beruht meine Ruhe im Alter. Beten Sie für den edeln Menschen, der noch wenig Fortschritte in der Kunst machte, das Schlechte und Gewaltthätige zu ertragen. Das ist eine nachtheilige Unkunde für seine Laufbahn.

Ihre Geschichte Wiens [3]) sah ich noch nicht, verabredete

aber endlich ihr Herbeyschaffen und werde sie mir von meinem Arzt und Freunde vorlesen lassen — jeden Montag Abend bin ich dann mit Ihnen beschäftigt. Sie erriethen wohl! Julie [4]) ist Luisens Portrait, Jaromir und Hugo sind wahre Gestalten, aber Anna muß überall ihr Original finden, denn ohne ein bestimmtes gehabt zu haben, beschuldigt man mich nun wohl des sechsten Abmalens. Eduard ist ganz Gebild meiner Fantasie — und das ist betrübt, daß ich da erfinden mußte, denn so gut und edel Herder ist, zum Eduard saß er mir nicht. Jaromirn ersparte keine wohlthätige Kugel in stumpfe Alltäglichkeit zu versinken; Hugo lebt als Hagestolz, fast ganz wie ich erzähle; aber nicht frey genug von Egoismus um sich an Juliens Glück zu freuen, und also sehr verarmt. Es wäre schwer Dichtung und Wahrheit in vielen meiner Erzähl. zu scheiden.

Ich denke Graf Thurn wird Ihnen seine Gedichte überreicht haben, unter dem Titel: Heimaths Klänge [5]), als Taschenbuch gedruckt. Die beyden wahrsten, gefühlvollsten, sind wohl die, welche dem Gedicht von Haug folgen; alle drey an Luise gerichtet. Thurn mahlt sie ganz, wohl ihm, daß er in seinem durch Stand und Verhältniße verkrüppelten Leben diese eine Erscheinung so rein auffaßte. Ich glaube das war der Zenith seines geistigen Lebens. Wäre Thurn im Mittelstand geboren, es wär ein reicher Mensch geworden. — Helmine Chezy [6]) schrieb mir, als sey sie mit Ihnen in engerm Verkehr. Ich wünschte das sehr! Persönlich kenne ich diese Frau nicht, aber sie ist — ich glaube es fast zuversichtlich — besser wie ihr Ruf. Weil sie gar keine weibliche Haltung hat, zieht sie gar keine persönliche Achtung auf sich, und so verfolgt sie noch mehr Spott wie Tadel. Bey ihrem Geist und lebhafter Auffassung denke ich aber, daß das Wort, der Umgang einer wahrhaft achtenswerten Hausmutter ihr wohlthun muß, sie vielleicht zum Entschluß eines sichern Aufenthalts und weiblich-häuslicher Lage bewegt. Sehen Sie sie wirklich, so bitte ich Sie dringend um die Güte, ihr meinen Dank für ihren gütigen Brief abzustatten, u. daß ihre Erzählungen angezeigt — ich weiß nicht,

ob schon die Anzeige gedruckt wären. Ich muß sehr angestrengt arbeiten, kann ihr also noch nicht sogl. schreiben. Auch Hormayr bin ich antwort schuldig. Wenn ich diesem Mann zu seinen seltenen Kenntnissen in seinem Fach, und ernsten Eifer für dasselbe, einen einfachen Styl geben könnte! gewiß ich thät Großes darum. Mir thut verkümmertes Talent so weh. Immermann sollten Sie lesen. d. h. seine Trauerspiele. Das ist nichts Gemeines. Aber ob er reif wird, zweifle ich. Es giebt keine Wissenschaftliche Theilnahme mehr wie ehedem, und keine Critik die wirklich den Dichter in der Vervollkommnung forthelfen will. Theilt der Dichter ein Manuscript mit, so wird er gelobt, und die Critik nimmt an der Belehrung des Dichters gar keinen Antheil. Uhland schreibt Geschichten der Dichter des Mittelalters, Walter v, d. Vogelweide ist schon da. Ich freue mich daß es geschieht, und halte es für die Kulturgeschichte für sehr nothwendig; allein die Menschen wollen mirs als poetische Schäze aufdrängen, und als solche kann ichs nicht genießen. Ich glaube dieses Studium hat uns um viele gute Dichter gebracht. Mir bleibt immer Geschichte die liebste Erholung und die alten Tragiker die liebsten Dichter — wobey ich denn Göthe wie mein schöneres Selbst ansehe, und Schiller freudig anstaune — Beyde stehen mir aber menschlich nahe — Sophokles u. s. Dichterbrüder dagegen wirken wie das ewige hallen eines göttlichen Schöpfungsruf — er entbindet in mir das Chaos des trüben Lebens zu geistigen Gestalten die mich mit sich emporheben über meine Sorgen, meinen Gram, — meine armselige Arbeiten. Mache es jeder wie er kann, wenn ers nur thätig und redlich meynt und das thut Uhland — er ist nebenbey Advokat und Landstand.

Leben Sie wohl, werthe Frau! Exaltation kann es ja nicht in mir seyn daß ich Ihnen sage wie treu und herzlich ich an Ihnen theilnehme, wie innig ich Ihren Geist und Ihr Herz achte.

Ihre Therese.

Daß mir der Tod meinen ältesten, nie erkalteten Freund, von meinem 14ten Jahr bis zum Tod, 43 Jahr lang[7]), hinwegnahm mit Ende des Jahrs — nenne ich kein Unglück — das ist Bestimmung und bringt Ruhe und Lohn.

XVII.

Augsb. 23. 2. 26.

Verehrte Frau — ich lege sogleich meine Arbeit bey Seite um Ihnen auf Ihre Zeilen vom 18. Fbr.[1]) zu antworten. Ich ging schon länger damit um Sie zu fragen, was aus H. v. Kurländers Sendung werde, da ich sie Cotta angezeigt, aber nie wieder ein Wort davon gehört habe. H. v. K. muß sie also haben nach Stut. adressirt. Und daß die jezige Redak. die Mitarb. und Einsender ohne alle Rücksicht behandelt, ist mir dieses ein neuer Beweis. Es würde dem Institut und Cotta ein wahrer Dienst sein, wenn einige ehrbare Einsender, die weder Antwort erhalten, noch Rücksendung, ja die man einlädt etwas zu senden, es annimmt und dann nie druckt — daß sie geschäftlich und ohne Bitterkeit der Red. begreiflich machten, daß sie auf diesem Wege alle Beiträge, die nicht einzig nach Geld gehen, verlieren werde. Ich habe neulich Cotta, auf seine Aufforderung, viele Bemerkungen über sein Blatt gemacht; er bittet mich freundlich noch immer sein Wohl zu befördern, allein ich bin gewiß daß es bei der jezigen Verwaltung nicht gedeihen kann. Die guten Sachen, die Sachen die neu sein müssen, bleiben liegen und breite Salbaderein wie das Seeleben[2]), welches eine Landratte schrieb, und die Amantigeige[3]) (nach Tieck [den ich übrigens gar nicht anbete] musikalische Geschichtchen zu schreiben, ist eine Lächerlichkeit!) werden geschwinde gedruckt — Sicherlich H. v. Kurländer thät ein gutes Werk diese Versündigung gegen die Einsender vorzutragen.

Meine Lieben sind auch wohl, theure, werthe Frau — aber ich habe schwer warten müssen und endlich wurde ich nicht erfreut. Gleich nach des alten Herrn Tode[4]) ging es an die Reduktionen, und mußte dran gehen, sonst wärs zum

Staatsbankerott gegangen. Ich wartete also von Oktober bis Anfang Februar, ob meine Schwiegersöhne reduzirt, quieszirt, pensionirt würden — Greyerz mit 6 Kindern worunter 4 Söhne zu erziehen und kein Vermögen als was diesen zur Ausbildung aufbewahrt wird! Endlich ward seine Lage gesichert, am 4 Febr. aber Herder, der fleißige, geschickte, beliebte, rüstige Beamte von 42 Jahren, ward quieszirt!! Jedermann kann es sich nur dadurch erklären, daß Herder des Minister Lerchenfelds [5]) zwanzigjähriger Freund war, und Lerchenfeld Nachfolger, Armansberg [6]) menschlich thut — Man denkt Herder soll bald wieder angestellt werden. [7]) Die beiden Leutchen nehmen die Sache wie sie sollen, Luise wie eine fromme Weise die sie ist — sie haben sich sogl. in ihrem Hausstand beschränkt, Herder unternimmt unverzüglich eine literarische Arbeit in seinem Fach (Physiologische Erstaunlichkeiten im Bezirk des Forstwesens) und Luise will fortfahren schreiben zu lernen — Allein sie hat einen tiefen Kummer: sie zahlte jährlich durch Ersparnisse des Mannes (seit ihrer Trennung gemachte) Schulden ab, und das wird nun unmöglich sein. Bäh bäh! ich möchte so ein Mann nicht sein! — und so sind sie alle ja die guten auch. Ich zahlte als Hubers Wittwe für Forster noch Schulden ab mit meiner Arbeit Lohn, meine Claire bezahlte durch kleine Erbschaft Greyerz Junggesellen Schulden — Pfuy über diese Männer! was wirkt diese Verkehrung der Verhältnisse? bei einem absoluten Kopf wie den meinen, ein Prinzip der Verachtung; bei Gefühls Personagen wie Claire: Martirers Glori und Demuth, bei einem klarem Engel wie Luise noch einen Lichtstrahl mehr in der milden Seele — — daß so viele Dinge der Art mich, das ehrgeizigste Geschöpf treffen, ist Schicksalstrumpfig -- ich will es mir nicht verloren gehn lassen, bleibe aber dabei ehrgeizig wie zuvor.

Mein Sohn ist ein seltsamer Kauz, aber ein sehr tüchtiger Mensch. Er ist seltsam weil die Welt verderbt, schwach, niederträchtig, gemein ist. Starke Jünglinge müssen da kühndenkend, verschlossen fühlend, abgeschieden gehend und par bourrasque auf-

tretend werden — schwächere mit weniger hellen Kopf machen dummes Zeug wie die armen Umtrieber. Dazu steht mein Junge zu hoch drüber; aber zum Staatsdienst taugte er noch nicht — in 10 Jahren — und was wird in 10 Jahren sein!? — Und Gras auf meinem Jahre dazu.

Ihr vorlezter Brief enthielt liebe, liebe Worte. Heute nur diese Zeilen als Antwort und Nachricht. Leben Sie wohl! Sie mir so vertraut liebe Frau

Th. H.

Adresse: An Frau Caroline von Pichler (geb. Greiner) in Wien.

XVIII. [1])

Augsburg 29. 1. 27.

Ich wollte mit der Beantwortung Ihres lieben Briefs warten bis die Bestellung für Paris gekommen wäre [2]), allein ich bin eben bei einem Abschnitt von Arbeiten, bey dem ich Briefe schreiben kann und dann ists gut und ich sehne mich jezt zu schreiben. Haben Sie Dank für Ihre lieben Nachrichten — Sie können mir nie genug von sich und den Ihrigen schreiben! Und wenn es so frohe Nachrichten sind! [3]) Ich hätte bey deren Empfang sagen können — und fühlte es mit wehmüthiger Freude also: „so kehrt doch das Glück irgendwo ein!", denn bey mir klopfte es nicht an — und dann mögte ich das auch nicht sagen; denn das schönste schönste Glück blieb mir treu: ich hatte Ursache meine Kinder je mehr und mehr zu lieben und hochzuachten — und das ist doch das Glück ohne welches jedes andre sehr wenig wäre! freylich könnten sie eben so wacker seyn und das Glück könnte ihnen lächeln; und das wäre schön! je müder ich werde je mehr fände ich das schön! — also seit Februar schrieb ich nicht ordentlich? aber eine Mad. Bernhard brachte Ihnen im Herbst [4]) ein paar Zeilen und Sie nahmen sie gar gütig auf. Diese Bernhard konnte Ihnen nichts Rechts von mir sagen, da sie eine gar verwunderliche Brille hat mit der sie die Dinge sieht — wie üble Wittrung, bald 30°

über 0 bald 10° Unter 0. Das bringt dem Geist und dem Gemüth Schnupfen wie der Temperaturwechsel dem Körper. Sonst hätte sie wohl Ihnen von Allen meinen Kindern etwas sagen können. Nun aber erzähle ich sicher, daß ein Mutterherz zum andern spreche. Wenn ich nur nichts erzähle das Sie schon wissen! — Mein Sohn ging nach München um sein dortiges Examen zu machen. (Denn er war schon in Göttingen ex. u. in Würzburg Doktor geworden.) Nun aber hatte er bei den dokten Herrn in München alle defaveur. Die Altbayern hassen die ausländische Bildung, und Aimé ist ganz im Ausland erzogen. Von 6 bis 17 Jahr in Hofwyl, bis zum 20ten in Göttingen, dann war er nur 5 Monat in Würzb., dann 4 Jahr in Frankreich, Spanien, Portug. England und Schottland — das erregte großes Vorurtheil gegen ihn. Allein Aimé hatte ebenfalls viel Unrecht. Er hatte vieles Gelernt, aber nicht nach dem Schlendrian. Er publ. im April eine Schrift über eine Bäh bäh Krankheit[5]), die von unsren vorzüglichsten krit. Blättern sehr ehrenvoll beurteilt ward, besonders wegen ihrer gelehrten Belesenheit und guten Urtheil — aber Aimé liebte die Heilskunde nicht, und verfuhr unerklärlich (ihm selbst vielleicht) bei einer Laufbahn, die er haßte, zu beharren, da er Geschichte, Statistik und Sprachen mit Neigung und Glück getrieben hatte. Dazu kam ein jugendlicher Widerwillen gegen die Münchner Weisheit, ja gegen die 38faltigkeit von deutschheitlicher Einheit, und benahm sich bey seinem Examen sehr übermüthig. Z. B. bewies er, was zwar die Wahrheit war! daß ein paar der ihm vorgelegten Fragen abgeschmackt seyn, beging dabey eine Schüler Nachlässigkeit beym Rezeptschreiben, und die Herren rächten sich und versagten ihn das Absolutorium. Das war nun für meinem Ehrgeiz und meine angewohnte Ansicht von Aimés Zukunft der härteste Schlag der mich treffen konnte! Für Aimé nicht. Er ward durch einen äußern Angrif aufgerufen eine Bahn die Ihm auf keine Weise zusagte, zu verlassen, und das Bewußtsein nicht durch Unwissenheit sein Loos verdient zu haben, und in sich Muth und Mittel zu besitzen

eine andere Bahn zu betreten, erhielt ihn ruhig. Dabey machte er sich über sein Unrecht keine Täuschung, sondern nahm sich nun klar und ruhig einen andern Beruf. Cotta kam ihm zu Hülfe. Er hatte ihn, wohlmeinend und berechnend, welches er stez verbindet, Mittel zu seinen langen Reisen verschafft, wogegen er einen Haufen pikante Journal Artikel erhielt, die wahrscheinlich Bogen als Bogen gerechnet, seine Auslage nicht ganz vergüteten, aber des Blattes Leser mehrten. Allein ich sah sehr wohl ein, daß diese Reisen, wo Menschen, Kunst, Staatsverfassung, Geschichte Aimé fesselten, nicht der Weg war ihn zum praktischen schlendrians-Arzt zu machen. Nun trat Cotta ein und verband sich Aimé zum Journal Arbeiter, für eine sehr mäßige Summe, als solcher ging er, mit Cottas Genehmigung im Juni nach Paris — nun aber sah Cotta den Aimé als seinen Gedungnen an, druckte Aimés Arbeiten oder druckte sie nicht, strich darinn, behielt sie, ließ sie verloren gehen. Damit konnte Aimé seines freyen, festen Wesens wegen nicht zufrieden seyn. Er will bekannt, beurtheilt, belehrt werden; er will nuzen durch wahrheit zur rechten Zeit, auch mußte er sich Verdienst machen um auszukommen. Er schickte Aufsäze, welche Cotta aus Censur und Ansicht nicht in seine Blätter aufgenommen hätte, an Brockhauß — Cotta erklärte ihm nun, er müße nur allein f ü r i h n arbeiten — verwickelte sich in eine Verwirrung und Verwicklung von Gutes Wollen und Eigennuz, die ich nicht darstellen will, noch kann, will auch Aimé nicht loß lassen, weil er seinen guten Kopf kennt — und in diesem Contest, der noch nicht beendigt ist, keimte mir 100facher Kummer — Cotta meint es gut, ich bin seit 22 Jahren in steten Verkehr mit ihm, bey dem sein Gutmeinen und sein Vortheil so gut sich vertrugen, daß ich ihn stez als Freund und Stüze ansah — und Aimés Lage war kizlich, Cotta wollte ihn als rebellisch und undankbar behandeln — O ich habe ein gedrücktes Jahr gelebt! — aber nun kommt das Gute. Das ist Aimés klares, festes, männliches Benehmen. Er hat, seit er sich nun ernstlich in Geschichte und Statistik geworfen, die Lücken seiner Kennt-

nisse kennen lernen; er arbeitet sie zu ergänzen und dabei hat er Cotta lauter gediegene Aufsätze geschickt, denn er hat Scharfsinn, Geistesruhe, und feste Moralitet. Aber er will Cotta nicht Leibeigen seyn, sondern wenn sein Sold abverdient ist, über seine Geistesprodukte frey verfügen. Die Art wie er mit Cotta unterhandelt, seine Briefe an mich erfreuen mein Herz und das Herz der Schwestern, Schwäger, und ein paar weiserer Freunde. So kräftig und rechtlich äußert sich der Mensch. Er strebt nun nach einer Arbeit die ihm seine sehr mäßigen tägl. Bedürfnisse sichert — (und daran hat Weichlichkeit und Sinnenlust keinen Antheil) und sich Zeit zu sichern um eine große historische Arbeit zuzubereiten und auszuführen. Er schreibt frz., deutsch, und englisch (so wie er es auch spricht) mit Leichtigkeit, kann also an den Journalen 3 Nationen arbeiten — er hat um seinen Unterhalt keine Sorge, aber die Mutter wohl! und die kann, und von der will er, rechtlicher Weise, nichts mehr nehmen. — So viel er. Kurz nachdem ich Ihnen im Febr. schrieb, litt meiner Therese Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß der ihr eine Art kränklichen Heimweh nach mir gab. Ich mißbilligte dieses Verlangen, redete ihr zu, ihre Retraite durch ihren Abschied vor der Zeit, nicht zu verscherzen — Allein ihre Prinzeß hatte nicht die Milde ein krankes Gemüth abzuwarten, und ich fand daß ich nicht das Recht hatte eine Tochter die von ihrem 15 ten Jahr bis in ihr 40 tes durch ihre Selbständigkeit mir den Genuß ihrer winzig kleinen Zinsen ließ, zu längern Leben in der Fremde zu nötigen, dazu kam das Geschrei meiner andern Kinder, daß meine, sehr abnehmende Gesundheit eine Pflege bedürfe — (diese kann mir aber, so lange ich nicht hülfloß l i e g e Niemand geben — ich bin zu thätig, und meine gute Therese ist sehr langsam — ich bin Wirtschafterin von der Gebrannten Suppe, durch Waschzuber und Pasteten zum Strumpfflicken und Kleider garnieren; ich bedarf keine Hülfe bis ich hülfloß bin.) Allein Therese bedurfte zu mir und ihrer Schwester zu kommen, und so holte ich sie im August in Arnstatt (Sondershausen) ab. Ihre Entlassung (welche ich von der

Fürstin gefordert hatte) war äußerst ehrenvoll[6]); sie erhielt den Auftrag sich eine Nachfolgerinn zu suchen, und hat ihn erfüllt, die Prinzeß und ihre Kiender correspondiren fortwährend mit ihr — aber ihre retraite hat sie verscherzt. Meine Häuslichkeit hat sich nun völlig verändert, und aufrichtig gesagt: sie hat mehr géne und weniger Ruhe wie sonst, aber auch wieder Gutes gewonnen. Therese ist ein Engel an Gutherzigkeit, hat sehr viel gelernt, ist geschickt, hat eine Moralitet wie sie beym Einklang des Herzens mit dem Verstand allein, sich bilden kann. Ihre Gesundheit ist gänzlich hergestellt; sie hat den Unterricht von ihrer kleinen Nichte übernommen und liest mir Abends vor — welches bey meiner zunehmenden Blindheit eine große Wohlthat für mich ist. Augsburg ist so kahl an Bildung und Bestreben nach Bildung, daß sie ihre Talente hier nicht gelten machen kann. An einen Ort wo ein Bedürfniß nach Bildung wäre, würde ich ihr rathen einen Cirkel von jungen Mädchen von 16—18 Jahren zu bilden, die bey ihr deutsche frz. englische Sprache sprechen übten und Litteratur kennen lernten, laut lesen (Vorlesen) erzählen — kurz die gesellschaftliche Geistes Bildung welche so oft fehlt.

Aber an alles dieses denkt hier niemand, und ihr Talent liegt brach — Nun meine Luise — Ich war die Monate Juni, Juli, August, in Bayreuth und reiste durch Thüringen, wie Ihnen meine Erinnerungen sagten.[7]) Herder und Luise reisten mit mir und besuchten Geschwister in Weimar. Luise war bey Goethe in Jena und ist mit Wehmuth erfüllt über den Mann. Sein Körper hat der Zeit widerstanden — es soll ein prächtiger Greis sein! Sein Geist ist nicht getrübter wie die Natur es unerbittlich bedingt in hohen Jahren, aber Egoismus und Hochmuth haben ihn mit kaltem Hauche gelähmt, so daß er sich von seinen Schmeichlern und Speichelleckern täuschen läßt und sich selbst das Trugbild eines geistvollen Alten spielt. Höffisch und abgemessen represendirend und von seiner Wichtigkeit überzeugt und um ihn die Bewunderung in jeder Form: als Knechtische Aufwartung, zärtliche Empfindsamkeit, ästetische

Rauchwolke — Luise saß eine Viertelstunde mit schweren Herzen bey dieser Comödie und ging weinend davon. Dem starb das Herz zuerst ab, nun spukt noch der verwittwete Geist. — — — Ich verließ Luise abermal schwanger. Meine Gesundheit war so geschwächt, daß ich es nicht wagen durfte im Winter zu reisen, sie im Winter zu pflegen wie ich meine Kranken pflege — statt Wärterinn und Bademutter, wenn auch sechs solche dabey stehen. Ich schickte ihr ihre Schwester von Greyerz. Dieser Haus, Mann und Kinder sind gut versorgt durch eine 19jährige vortreffliche Tochter, eine Vaters Schwester und meine Therese. Nun warte ich 3 Wochen schon auf die Nachricht ihrer Niederkunft — die Gute leidet sehr viel an Krämpfen, ist sonst erträglich gesund — daß ich nicht zu ihr durfte, daß ich nun warte! warte! — Sie fühlen das mit mir. Und wenn ihr Gott das Kind zum drittenmal wieder nimmt? — Sie ist ergeben wie eine Heilige — Sie ist ein seltnes Wesen! Die Klarheit des Geistes, die Richtigkeit des Urtheil, die fromme Kraft des Gemüths! — Herder ist noch immer quieszirt — seine Aussichten sind trübe — alle unsre Aussichten sind trübe — und nur ein furchtbarer Sturm kann den Horizont erhellen. Er scheint dem Ausbruch zu nahen. —

Ich bin sehr begierig auf Ihren Roman, und von seinem Werth im voraus überzeugt, denn Sie ehren sich selbst und wissen daß ein lit. Werk nur durch den Verein der Moralitet mit der Fantasie und dem Geist ein sichres Ziel erreicht. Ich freue mich auf diesen Roman. Die beiden kl. Dinge: Gleich u. Gleich und die Erinnerungen wurden gegen meinen Willen bezeichnet — ich habe Schen vor meinen Namen im Druck. Bugh Jargal war von mir — so alle die Auszüge aus dem Frz. Nouvauteten. Ich schreibe an einem Roman, der die Alte Jungfern loben soll, die Heirathlust der jungen zähmen — aber es will noch keine Gestalt annehmen. Ich mußte eine besondere Form wählen — die getrennten Erzählungen zu einem Zweck verbunden. Ich reihe lauter Erfahrungen an einander. — Noch gefällt mirs nicht. Und dann bereite ich Forsters Briefe

zum Druck. Sie werden gesehen haben, daß Cotta eine Berliner Kritische Zeitung [8]) herausgiebt — die ersten 7—8 Nummern sind voll gelehrten Wust und Berliner Hochmüthelen. Ihr Red. ist ein Herr Eduard Gans [9]) der mir bey seinem hiesigen Besuch ganz triefend von Berliner Weisheit vorkam — tout ce qu'on nomme: avantageux. Gestern las ich auch die ersten Blätter eines Berliner conversations Blatt [10]). H. Willibald Alexis, unter den Menschen Hering genannt, und H. Fr. Förster geben es heraus. Hering hat in seinem Waladmore [11]) Talent gezeigt, seitdem aber manches geschnattert — Förster ist deutschthümlich, eitel, breit — und benebst der erzeiteln Ankündigung, die ersten Blätter sehr leer und platt. Ich gestehe wohl daß mich diese deutsche Bellestristerei durch marklose Seichtigkeit, und die Gelehrte durch Hochmuth um so mehr anekelt, da auf beiden Wegen unsre Nation zu keiner Bildung kommt. Die erste erschlafft und zieht in geistlose Lüstelei, die zweite schreibt gelehrten Bombast für Gelehrte — und die Nation bleibt roh und schwerfällig. — Ich drücke mich unverschämt aus. Ein Brief ist aber zur Höflichkeit zu enge. — Wohl, meine liebe Nahe und Unbekannte, ist Amerika Uns näher. Der nordische Staaten Freyheits Krieg hat meine erste Theilnahme an etwas außer der Kinderstube erregt. Jezt nun ist es meine Überzeugung Alle die hier keinen Raum haben, dorthin zu gehen aufzumuntern — nicht um dort reich zu werden, sondern mit Arbeit und Entbehren sich ein Vaterland und ein Bürgerthum zu erwerben. So eben erscheint ein Buch über die vereinigten Provinzen von einem Sidons [12]) Einem deutscher Abkunft, der den Gang der Arbeiten und Mühen, welche dort zu einem Besitzthum führen Schritt für Schritt darthut, und die Eigenheit jeder Provinz im Guten und Bösen auseinander sezt — ein sehr nüzliches unterrichtendes Werkchen. Den von Ihnen erwähnten frz. Roman [13]), kenne ich nicht — ich habe gar keine Hülfsmittel in diesem Böotien, als was man mir zum benuzen und rezensiren schickt. Suchen thu ich nur geschichtliche Sachen. Da geben die neuen französischen Partikulargeschichten freylich An=

sichten welche bisher nicht gegeben wurden. Der nachdenkende Leser ist betroffen die Dinge nun in der Wirklichkeit dargestellt zu finden, wie er sie sich. um Ursach und Wirkung zu begreifen, wohl oft construirte. Der Verf. des Alonso [14]) hat Joh. Sobieskys [15]) Briefe an seine Frau herausgegeben. Die werden schwerlich in Wien erlaubt werden. — Dann sind Mem. von Oginsky [16]) erschienen — Montbarreys Mem. liefern ebenfalls Züge zu der Geschichte der lezten 50 Jahr. Vielleicht ist Ihnen Thierrys [17]) Geschichte der Normannen in England zugekommen — ein herrliches Werk. — Doch wozu nenne ich was ich Ihnen — wenn Sie es nicht haben nicht geben kann.

Cotta macht, von dem König ausnehmend begünstigt ein ungeheures Etablissement in München, wohin er alle seine Institute nach und nach verlegen wird. Jezt mag er bedauern seine 3 Dampfpressen mit 44 Setzern hier zu haben. Diese drucken manchen Tag 14000 Bogen. Freylich ist der Weg von München hierher nur 8 Stunde. Cotta kaufte in München ein Palais wohin alles das verlegt wird Annalen Geographische Journal, Hesperus, Morgenblatt [18]), neue gelehrte Berliner Lit. Bltt. u. s. w. Dann soll dort eine Kunsthandl. eine Steindruck??? Fabrik — ich weiß nicht was? eingerichtet werden und wahrscheinl. wird Cotta Reichsstand. Schade, daß der Mann gar nicht hoffen darf seine umfassenden Unternehmungen von seinem Sohne fortgesetzt zu sehen. Der hat nur eine aktive Neigung: Geiz — er wird die Sachen vielleicht fortführen wollen, als Milchkühe, aber sie zu füttern versteht er nicht.

Wir lebten? Wochen in Nebel und Regen und Kälte. Am 25. oder 26. hatten wir 10 Grad und meinten zu erfrieren. Ich las in eben diesen Tagen Briefe von Forster an meinen Vater, vom Jahr 86, wo ich in Polen lebte, wo er den 22. Jenner schreibt: wir hatten gestern und heut 3 Grad Reaum. und seit acht Tagen stez zwischen 18 und 28°. —

Hören Sie gar nichts von Graf Thurn? um dessen bessern Theil ist es sehr schade! und puis il s'est donné pour peu de chose. Was hat er davon? —

Gott erhalte Ihnen was Sie beglückt! ich freue mich Sie in den Schweden in Prag sprechen zu hören, und wünschte, daß Sie mich immer im Morgenblatt erkennten, damit Sie an mich denken möchten. In Brokhaus conv. Bltt. rezensirte ich oft und äußerte mich sonst auch. Dort darf man freyer sprechen wie im Morgenblatt.

Von ganzer Seele Ihre Therese H.

Also Maitland ist Ihnen zu kalt? berühren sich denn hier die zwei Endpunkte der Kultur? die Russinn glaubt nur dann von ihrem Mann geliebt zu seyn wenn er sie schlägt — und das Weib im Stand rein vollendeter Cultur (dazu gehört daß es Bürgerinn eines konstitut. Staates ist, nicht daß sie im Sallon die glänzendste talentvollste ist) fordert von dem Mann den sie liebt, daß er auch Herr seiner Liebe sey. Wie dort Schläge, ist hier Selbstherrschaft Äußerung überlegner Kraft -- und diese im Mann, Milde ein Weib, einigt die beyden Hälften zur Vollendung. Ich höre ja auf! — —

Adresse: An Frau Caroline Pichler (geborne von Greiner) in Wien.

XIX.[1]

Augsburg 3. 10. 27.

Liebe gute Frau und Freundinn, nachdem mir am 26. v M. Mad. Vincenti Ihren kleinen (ich habe die großen viel lieber), Brief überbracht, schrieb ich den Redakt. des Kunstblatts, Professor Schorn[2] nach München, über den darinn enthaltenen Auftrag[3]) dieser antwortet mir heute, daß er unendlich dankbar sein würde, wenn Sie ihm einen Aufsatz über die in Gran vorgenommenen interessanten Bauwerke verschaffen wollten; er wünsche sehnlich auch eine bildliche Darstellung derselben zu erhalten, bitte aber den gütigen Verfasser der Nachricht, dieselbe also zu verfassen, daß sie auch ohne eine sie begleitende Zeichnung benuzt werden könne. Die Sache ist nämlich ist die, daß der Red. des Kunstblatts, H. Schorn, in München lebt,

das Kunstblatt aber in Stuttgardt gedruckt und verlegt wird. Diese saubre Cottasche Einrichtung setzt der Fertigung von bildlichen Beilagen zu diesem Blatt solche Hinderniße entgegen, daß H. Schorn, wie er mir heute schreibt, seit einem Jahre nicht dahin hat gelangen können, eine einzige Zeichnung stechen oder lithografiren zu laßen. Er hoft indeß fortan das beste, da Cottas große Anstalten in München auch eine Lithografische, in sich begreifen. Wirklich hämmert der Mann dort einen veritabeln Schöpfungstag zusammen. Kunstverlag, Buchhandel, Journal Fabrik, Geografisches, typographisches, lithographisches Institut — ich glaube er stiftet endlich auch eine Pepiniere von geistreichen Köpfen nach eignem Kaliber, die er schafft, nährt und nutzt. Bisher hat er eine Zahl sehr mittelmäßiger Leute dort versammelt — verdorbne Studenten deren wissenschaftliche Lufbahn von Köpenik gestört wurde, und die nun statt zu lernen die deutsche Nation unterrichten; ehemalige Candidaten, die durch ein paar freche Romänchen berühmte Schriftsteller geworden sind — diesen giebt er Vorschuß, weshalb sie ihn nicht gut mehr aufkünden können und zahlt ihnen so viel, daß sies aushalten können. Dann läßt er Übersetzen z. B. dem General Theobald läßt er Thibaudeaus Mem. [4]) übersetzen a Bogen (gedruckter Übersetz.) 5 fl. 24 kr.; dieser aber giebt die Arbeit einen armen Schlucker welchen er 2 fl. 24 oder 30 zahlt, sie etwas durchsieht und den Überschuß für sich behält. Das giebt denn eine so elende Arbeit, daß der erste Theil dieses Thibaudeau fast Spektakel erregte und Cotta einen Andern die Übersetzung geben mußte. Die Meisten der Scriebrisaxe die er also verwendet, ziehen so viel Geld von ihn wie sie können, und wandern denn weiter; die redlichen halten die Zwangsarbeit aus so lange sie können, entzweien sich dann mit ihm, und machen sich, oft mit tiefer Kränkung frei; Kluge, ältere, kaltblütige, denen er ihrer bürgerlichen Stellung wegen nicht alles bieten darf, stehen mit ihm auf beständigen qui vive, lassen sich vieles gefallen um viel zu gewinnen, zu bewirken, vermeiden ängstlich jeden Anstoß und sehen besorgt

wohin das Alles führen wird. Der Mann ist in allerwelts Unternehmungen verwickelt. In München kaufte er ein immenses Haus — Palais — wo er also obige Fabriken alle anlegt. Hier hat er die Dampfpresse mit 42 Setzern — Stez 60 Personen im Sold, wo ein paar 2000 fl. haben, einer 1000 dann weniger — in Heilbronn hat er eine Flachsspinnerei, auf dem Rhein den größten Theil an den Dampfschiffen, so auf dem Bodensee — Der Mann ist 63 Jahr alt und sein Sohn allen Unternehmen eben so abhold wie sein Vater die Sucht davon hat — ist ebenso faul wie dieser thätig — Ja für die jezigen Münchner Fabriken ist in einem mir bekanntgewordnen Contrakt die Clausel: „wenn nach meinem Tode mein Sohn die Anstalt aufgeben wollte, so . . .“ Cotta sieht also voraus wovon wir alle gewiß sind: daß unter seines Sohnes Händen alle diese Anstalten zu Grunde gehen — wenigstens zersplittern werden. Der Sohn scharrt zusammen, spart kuckt an seine Küchentöpfe und verzweifelt, weil seine Frau ihn fünf Mädchen und keinen Sohn gebar; ja der Herr Gott scheint seiner ordentlich zu spotten, denn einmal gebar sie Zwillingssöhne, und die waren beide todt. Das hat er ihr aber auch übel genommen. Sie wissen vielleicht daß Cotta seiner Familie Abkunft von dem Consul Cotta ableitet, giebt nun der Baron und Kammerherr der Welt keine Consularischen Abkömmlinge, so geht der Name — ich weiß nicht ob auch das Majorat — auf die Söhne von des Buchhändlers Bruder über, der zu seiner Zeit ein gewaltiger Jakobiner war, ganz arm starb u. brave Kinder hinterließ, für die der Buchhändler gütig, gewissenhaft und geschent gesorgt hat; wie er denn überall wo ihm Beschränktheit, Eitelkeit und Habsucht nicht blendet, die besten Gesinnungen hat und bethätigt. — Doch — rückwärts — Also! — die Beschreibung der Granischen Bauwerke für meinen säuberlichen Professor Schorn! bitte bitte! und der Mann will Ihnen, theure Frau, bestens empfohlen sein; woraus ich schließe, daß der Lose Sie persönlich kennt. Weiter trägt er mir auch auf Ihnen ernstlich die Bitte ans Herz zu legen, den lechzenden Quell seines Kunst=

blatts (Nein, lechzend hat er nicht gesagt) aus den oesterreichischen Landen einige Wasserfäden zuzuleiten, weil solche für ihn alle verstopft und abgegraben seyn. Wahrlich das muß er wünschen! Zufluß, Zufluß von Norden und Süden von Oben und Unten, denn sein Blatt leidet an ungemeiner Dürre, und wird von Worten, Worten und Worten bedeckt, die wie ein Heerrauch aus dürrem Boden aus dem dürren Inhalt seiner Kunstnotizen aufsteigen. Herr Gott! —

Wenn die Kunst nur nach dem Rezept der Schwaz und Schreibkünstler, und Gott und Unsterblichkeit nur vermittelst der Zungendrescherei unserer Theologen, Mystiker und Philosophen genossen, geahndet und geglaubt werden könnte, wäre der Mensch eine elende Creatur. Wie meine Luise anfing zu lallen, nannte sie alles Schöne blanc rouge — und da sah sie einmal mit uns den Montblanc im Abendschimmer funkeln, den See im Sternen Glanz ruhen und alle Feier der Natur. — Da streckte sie die Arme hin zum Berg und rief: oh! blanc rouge! und das war Kunstgefühl oder Gefühl für Schönheit — und der franz. Soldat kniete alle Abende neben seine Pritsche und betete mit gefalteten Händen: oh mon dieu! n'oublie pas le petit Jean (das war sein nom de guerre) das war Gotterkenntniß und Glaube. — Doch mögen die Menschen spizfindeln so viel sie wollen, tolle metaphisische Bücher drucken, und meschante Mittelaltersbilder malen und bewundern, nur verketzern müssen sie mir niemand — dann werde ich wehmütig und denke daß unser göttlicher Lehrer auch wehmütig sein würde.

Ihre Schweden in Prag [5]) habe ich mit vieler Theilname gelesen. Sie haben eine deutsche Originalitet in Ihren histor. Romanen gefunden die Sie weit über die übrigen stellt. Sie halten Ihre Karaktere mäßig, und möglich, Sie sind in Ihrem Lokal zuhaus mahlen es nicht wie einen Guckkasten heraus — Wir (nicht ich) Westgothen finden, daß Sie die Ostgothen herausstreichen, und nehmen es fast übel daß Sie wähnen mögen: das schwedische Heer sei nicht aus lauter Engelchen zusammengesetzt gewesen. Doch solcher Tadel setzt schon einen

sehr honorabeln Leser voraus, denn die Mehrzahl weiß nie warum ein Lesebuch ihr mißfällt — warum es gefällt weiß sie noch leichter.

Von deutschen geschichtl. Romanen scheinen mir die Ihren die wahrsten, und richtigst geschilderten, mit dem atrait den die innere Moralitet des Werkes stez mittheilt. Gewiß haben Sie auch ein sehr zahlreiches ehrenwerthes Publikum. Die Leihbibliotl. profitiren jezt an einem H. Spindler[6]), der schreibt: 1. den Bastard, 2. den Juden — Lasterbilder, Übertreibungen — Farben wie Cornelius frescos — keine Ahnung von innerer Moralitet die mit Schillers sich erspeyenden Laster gar nichts zu thun hat. — Seit 3 Wochen habe ich mit einem Buchhändler ein Verkehr vermöge dessen ich die neuen belles lettres durchsehe — hilf Himmel welches Zeug! — besonders schrecklich sind die deutschen Romane aus der heutigen Welt. Leider kann man nicht sagen: solche Welt giebt es nicht — denn es giebt nichts gemeines, schlechtes, verzwicktes und überspanntes das nicht da wäre — ich weiß nicht welche Gattung ekelhafter ist — die vornehme unsrer Fouqué[7]), Helvig[8]), Gerstenberg[9]), Armin[10]) u. s. w. die in feinem Muselin und indischen Shawls an den besuchtesten Brunnen Orten seidenweich lieben, leiden, heirathen und verderben, oder die Candidaten Romane wo Pastöre Gretchen, Ziegenhainer, Ulmerpfeifenköpfe und endlich auch einige Selbstmörde die Elemente hergeben — endlich kommen die Kunstgefühligen und mystisch frommen Ausgebuhrten — O Weh! — heilger Gott! und solche Faseleyen wimmeln zu einer Zeit wo die Menschheit blutet und das Christen-Blut fließt! — so sind wir Deutsche — Ist der Mensch überhaupt so? — ich weiß es nicht. Die ich liebe und ehre, sind es nicht.

Meiner frommen Luise Kind lebt und gedeiht. Gestern schrieb sie — sie ist eben sehr geplagt mit allerlei Hausmühen und Sorgen — „Gott hat mich ja den Schmerz des Lebens überstehen lassen, und mich nun mit so vielen Glück gelohnt, er wird mir ja die Mühen und Plagen auch ertragen helfen.“ Sie ist engellieb.

Aimé ist fleißig, liebend wie er mich im 6ten Jahre liebte — ich hoffe ihm gehe es gut — und nie wird er bößes verdienen.

Adieu liebe gute, ganz liebe Frau! Ihre eigen herzlich ergebene

Therese Huber.

Unter den freundlichern Romanen Erscheinungen ist ein Geschichtchen „die Deportirten“, das 3te Bändchen einer Novellen Sammlung eines H. Schefers [11]). — Ob das in Ihre Leihbibl. kommt weiß ich nicht. Das Ende ist sehr schlecht gedichtet, aber bis dahin ist Jugendfrische, Geistesfreiheit, kindisch fröhliger Humor — Haben Sie die Briefe meines alten Bonstetten [12]) an Mathison gelesen? — Da giebt es, Weiber sogar, die sagen: er sei Kindisch — das beweißt mir daß ich es auch sein könnte, denn wo ich frei liebhabe treibe ichs so — mit Luisens Adelchen — mir machen diese Briefe Seelenfreude — denn so ist der alte Mann an Freudigkeit — beim genteelsten Betragen. Der Mathison lebt aber in seiner Fantasie, ist ein Geschöpf seiner Fantasie — oder der wirkliche geht im Leben stez in der Larve eines ledernen Götzen umher.

Anmerkungen.

I.

[1]) Der erste Brief Thereses, anfangs Mai 1818 oder früher, ist verloren; in ihm muß sie die Wiener Schriftstellerin aufgefordert haben, einen Korrespondenten für das Morgenblatt zu entsenden. Karoline antwortete am 4. Mai 1818, Gr. J. 279—81, nannte Deinhardstein, sprach von dem jungen Engelhard, der ihr Berichte aus Stuttgart gebracht hatte und sandte ein von ihr geschriebenes Blatt über Sappho, das sie im Morgenblatt abgedruckt wünschte. Es wurde dort aufgenommen und ist wieder abgedruckt Gr. J. 348—351. — [2]) A. Müllner, der bekannte Dramatiker, der seit 1817 mit Cotta in nähere Verbindung gekommen war und das Morgenblatt mit seinen gehässigen Angriffen gegen alle Welt, namentlich gegen Grillparzer füllte, der, bevor er das Literaturblatt allein beherrschte, einen Hauptteil davon für sich in Anspruch nahm und in gröbster Weise, nicht immer mit redlichen Mitteln, starke Polemik

trieb. Über dieses Treiben und das Verhältnis Müllners zu Therese vgl. Th. H. 297 ff. — [3]) J. Fr. Cotta, der Freund Schillers und Goethes vgl. Einleitung. — [4]) Zahlhas, Joh. Bapt. Ritter von, 1787—1870, Dichter und Schauspieler. Im Laufe seines Lebens schrieb er sehr viele Lustspiele; damals war nur eine Bearbeitung von Gries' Übersetzung von Calderons „Das Leben ein Traum" für die Bühne von ihm erschienen. Vgl. darüber Morgenblatt, 4. November 1818, Nr. 264, S. 1056, wo die Bearbeitung eine „abgeschmackte Versifizierung" genannt wird. — [5]) Wahrscheinlich der Roman „Frauenwürde", vgl. Gr. J. 358.

II.

[1]) Antwort auf den Brief vom 18. Dezember, Gr. J. 281—283. In diesem hatte Karoline das Anerbieten ihres Freundes Hormayr berichtet (Genaueres über ihn Gr. J. 352, vgl. auch unten), jede 2—3 Monate eine Darstellung über den Stand der wissenschaftlichen Literatur für das Morgenblatt zu geben. — [2]) Die Stelle über Grillparzer ist gedruckt, Therese Huber, S. 31 f. — [3]) Luise, geb. 1798, die Gattin Emils von Herder. — [4]) Die Aufführung der „Sappho" in Stuttgart fand Mitte Jänner 1821 statt; über das Stuttgarter Hoftheater jener Zeit ist eine größere Arbeit von R. Krauß zu erwarten.

III.

[1]) Zwischen diesem und dem vorigen Briefe liegt keine Antwort der Karoline. — [2]) Deinhardstein vgl. Gr. J. 369. — [3]) Die Königin Katharina von Württemberg starb am 14. Jänner 1819. Vgl. einzelnes in Th. H. Hinzugefügt mag werden eine Äußerung Thereses in einem Briefe an Böttiger, 8. März 1819. „Der Tod der Königinn ist für Wirt. viel wichtiger wie alle Gedichte, Reden, Schmerz, Bombast, Pleurensen und Stoßseufzer sagen dürfen oder auch begreifen. Aber alles hat seine zwei Seiten. Sie war ein seltnes Weib — aber alles das Geschrei, was man erhebt, die Superlative, die man vergeudet, verderben nur die Sache, denn sie machen den Ununterrichteten mißtrauisch und dem Unterrichteten drängen sie unwillkürlich einen untersuchenden Blick auf, sie verweisen an das Urtheil, da er sich gern mit dem Gefühl begnügt hätte. Ein Hofr. Reinbeck von hier erklärt sie unmasgeblich gradezu vor die größte Frau, die je auf dem Thron gesessen — diese Sucht des rencherirens ist eine elende Schwäche unsers Volks." Therese durfte von sich sagen, daß sie Bayern angehöre, weil Ulm, wo sie zuletzt 1804 mit Huber geweilt hatte, damals bayrisch war. Da Huber in den letzten Monaten seines Lebens Landesdirektionsrat gewesen war und Therese als seine Witwe zeitlebens eine Pension bezog, so besaß und äußerte sie große Sympathie für dieses ihr Adoptivvaterland (sie war eine geborne Hannoveranerin), in dem sie

auch von 1805—16 sich zumeist aufgehalten hatte. [4]) In Nr. 30 des Morgenblattes, obwohl diese Nummer im Original ganz deutlich geschrieben ist, steht überhaupt kein Gedicht auf den Tod der Königin, sondern Nr. 23 eine Elegie von Neuffer, Nr. 28 „Beim Scheiden der Königin", ein Gedicht von C. L. Stange, Nr. 31 „Katharina", Nr. 33 „Totenopfer der Königin" von Ludwig Robert. Die letztere Nummer ist vom 8. Februar, also von dem Tag, auf den sich Theresens Urteil bezog. Das Gedicht Uhlands mit dem Anfang „Die Muse, die von Recht und Freiheit singt", übrigens nicht unterzeichnet, ist das oben bei Nr. 31 erwähnte. Aus einem Briefe Thereses an Kerner 18. Jänner 1819 — vgl. dessen Briefsammlung I, 480 — scheint hervorzugehen, daß Therese den Dichter zu dem Poem veranlaßte, jedenfalls denselben Standpunkt einnahm, von dem aus Uhland die wundervolle Totenklage schrieb. Der rezipierte Text des Gedichtes hat diesem Erstdruck gegenüber keinerlei Abweichungen.

IV.

[1]) Der Brief ist keine direkte Antwort auf das Schreiben vom 6. März 1819, Gr. J. 283—286, in dem allgemein über den Zustand der Literatur gehandelt wird. — [2]) Über Kocher schrieb Therese auch in einem ungedruckten Briefe vom 13. Juni 1819 an Hofrat Karl Winkler, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Theodor Hell, folgendes: „Ich habe Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen für die Güte, mit welcher Sie sich über Herrn Kocher äußerten. Sie sind Kenner, aber auch der Menschen wie der Kunst, also fühlen Sie, daß ein freundliches Wort das Talent entwickelt, indem es das Herz erquickt. Ich kenne Kocher soviel wie garnicht, nur genug, um in seinem Äußeren den unseligen Mangel der Form zu finden, die allzeit dem inneren Wert schadet, obgleich die Form ihn nie ersetzt. Was an Selbstgefühl in ihm sein mag, ist zu der Märthyrerbahn eines Künstlers fast notwendig." Konrad Kocher ist am 16. Dezember 1786 geboren und am 12. März 1872 gestorben. Er verbrachte fast sein ganzes Leben in Stuttgart, wo er als Musikdirektor an der Stiftskirche als Begründer eines Vereines für Kirchengesang und eines Liederkranzes sich große Verdienste erwarb. Als Theoretiker wird er sehr geschätzt, weniger als Komponist. In jener Zeit, in der unser Brief geschrieben ist, war er ein besonderer Günstling Cottas, der ihm die Mittel zu einer Reise nach Italien zur Verfügung stellte, einer Reise, die ihn wohl über Wien führen sollte. Aus der Protektion Cottas erklärt sich auch das Interesse Thereses. Kocher wurde von Therese auch an Henriette von Reden empfohlen mit folgenden niedlichen Worten. Stuttgart, 10. September 1819: „Theuere Henriette! Wer weiß, wann der Polyhistor in der Musik nach Rom kömmt, also etwas Rechts kann ich ihm nicht mitgeben, auch geht er wie ein Fiedelere

des Königs Guntram — aber grundgelehrt soll er sein und herrlich Unterricht geben. Er heißt Kocher und wird Deine losen Mädchen divertieren, denn er scheint mir eine sainte simplicité in seinem Künstlergefühl zu haben. Der Mann hat das Verdienst einer unerschütterlichen Beharrlichkeit in seinem Streben nach Kenntnis und Vervollkommnung. Vielleicht kann er Deinen jungen Damen mit seiner Gründlichkeit bei ihren Musikübungen dienen. Auf allen Fall erlaube ihm, Dich zuweilen von fern anzubeten, und wenn ihn der Wolf fressen will, zu schreien: Seine Excellenz von Reden kennt mich auch. Montalambert hat eine Oper, die er komponiert hat, göttlich gefunden." Der Musiker besuchte die Gesandtin und Therese schrieb (1820): „Herr Kocher, den Du Deiner gütigen Aufnahme gewürdigt, scheint närrisch zu werden. Er schreibt mystisches Zeug von der Dreieinigkeit und dem Christkinde, ein Bombast, den ich mit Disputen mußte zustutzen, denn Cotta fand das Geplärr, weil er es bezahlt hatte, sehr interessant." Nun findet sich im Morgenblatt 1820 kein mit Kocher unterzeichneter Aufsatz, wohl aber ein „Musikalisches Tagebuch aus Italien", das zwar Franz Sales Kandler unterzeichnet, aber gewiß nicht von dem Genannten ist. Vgl. Morgenblatt 1820, Nr. 39, 40, 42, 44, 45, 77, 81, 87, 89, 90, 91, 94, auch vier Nummern im Mai und drei im Juni. — [3]) Wähner, vgl. Gr. J. 356. Aus unserer Stelle geht hervor, daß Wähner noch nicht 1818, wie Gr. J. 349 vermutet wird, für das Morgenblatt korrespondierte, sondern daß er zuerst in der zweiten Hälfte 1819 zu dieser Tätigkeit sich wendete.

V.

[1]) Gedruckt Gr. J. 286—88. Dort wird Kocher übrigens nicht erwähnt; vielleicht war er gar nicht über Wien gereist. — [2]) Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Roman von Joh. Tim. Hermes, Leipzig 1769—1773, 5 Bände, auch von Karoline erwähnt, Gr. J. 286. Vgl. auch Th. H. S. 307. — [3]) Theone = Fräulein von Artner, vgl. Gr. J. 286 und 350; ein Teil ihres Epos wurde, wie dort nachgewiesen ist, im Morgenblatt aufgenommen. — [4]) Graf Kufstein, vgl. auch unten Nr. 9, Anm. 7, und Gr. J. 361, wahrscheinlich Franz Seraphicus, geb. 18. März 1794, der damals 1820 freilich erst am Anfang seiner diplomatischen Laufbahn stand. — [5]) Ernst Schulze, der Dichter der vielgerühmten „Bezauberten Rose". Karoline hatte Gr. J. 288 abfällig über ihn geurteilt und erklärt, daß sie sich nicht von ihm angesprochen fühle. — [6]) Die verschiedenen deutschen Übersetzungen der „Jungfrau vom See" sind Gr. J. 355 genannt; statt Störke, wie Therese schreibt ist Stork zu lesen. — [7]) Claire von Greverz, Theresens zweite Tochter, eine geborne Forster; ihre Tochter Molly, die längere Zeit bei der Großmutter in Stuttgart lebte, spielt in deren brieflichen Mit-

teilungen eine hervorragende Rolle. — [8]) Viktor Aimé Huber, im folgenden sehr häufig erwähnt, vgl. die kurzen Lebensdaten Gr. J. 357. — [9]) Der Deklamator Sydow, Baron B. von Sydow, geboren in Berlin 1773, meist auf Kunstreisen, lebte sonst auf seinem Schlosse Wahrberg. Er veröffentlichte „Der Deklamations-Saal", eine neue Anthologie für Kunstredner, Pest 1819, und einzelnes andere. Auch die damaligen Zeitschriften bringen manches von ihm, zum Beispiel das Morgenblatt 1819 Gedichte teils humoristischen, teils ernsten Inhalts in Nr. 265, 273, 306, — [10]) Marianne Saaling 1786—1868. Über diese schöne Berlinerin, eine nahe Verwandte der Frau von Arnstein, die während des Kongresses besondere Triumphe in Wien gefeiert hatte, vgl. Näheres in meinem Buche: Ludwig Börnes Berliner Briefe (Berlin 1905), Einleitung S. XV ff., Text besonders S. 25 ff., 58 ff. Die Charakteristik ist ungemein zutreffend.

VI.

[1]) Diese Nummer ist keine Antwort auf einen Brief der Freundin, sondern ein Empfehlungsschreiben des Joh. Georg von Cotta; vgl. Gr. J. 355. Der junge Baron, der in Thereses Leben eine ziemlich unheilvolle Rolle spielt, kam ziemlich viel in Karolines Haus; vgl. Gr. J. 295. — [2]) Chawansky, die Fürstin (von E. B. S. Raupach [1784—1852], dem jahrzehntelangen Beherrscher der deutschen Bühne, Wiens allerdings in geringerem Grade als Berlins). Trauerspiel in 5 Aufzügen, zuerst aufgeführt im Burgtheater 21. Oktober 1819. Die erwähnte Besprechung steht im Morgenblatt 19., 20., 22. November, S. 1108 f., 1111 f., 1115 f. Sie ist von der Redaktion mit folgendem Zusatz versehen: „Diese Nachricht ist uns durch die Güte einer fremden Hand zugekommen und nimmt unserem gewöhnlichen Korrespondenten nicht den Raum, uns auch die Ansicht eines Dichtwerks mitzuteilen, das auf das regsame Wiener Publikum einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben scheint." Doch hat das Morgenblatt keinen weiteren Artikel über das Drama gebracht. — [3]) Winzingerode, s. Gr. J. 359, Therese H. passim, besonders 256 ff. Therese war mit dem genannten Diplomaten sehr liiert; in seinen Räumen wurde sie dem König von Württemberg vorgestellt, mit dem sie ein außerordentlich langes und wichtiges Gespräch führte. Über sein späteres Schicksal: Verrat an dem König, Verbannung und sonstiges schreibt Therese am 24. März 1824 an ihren Sohn die seltsamsten Dinge. — [4]) Der Dichter an der Saale ist der schon genannte Müllner, der in Weißenfels a. d. Saale lebte. — [5]) Müller, so in der Handschrift deutlich geschrieben; an den eben erwähnten Müllner ist gewiß nicht zu denken. Von den Trägern des Namens Müller kämen höchstens in Betracht: Wilhelm Müller, der Dichter der Griechenlieder, der schon damals manches veröffentlicht hatte,

und der Leipziger Methusalem Müller, als Redakteur und Übersetzer bekannt. Doch ist in unserem Briefe zu wenig Charakteristisches über den Träger dieses Namens erwähnt, um bestimmt auf einen der beiden schließen zu können. — [6]) Die Albaneserin, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Müllner. Vgl. darüber meine neueren Veröffentlichungen über Müllner: „Bühne und Welt", Januar 1905, G. J. Bd. 26, besonders Briefe des alten Körner in der Zeitschrift: „Deutschland" 1903, Heft VI, wo gar manche Urteile von Zeitgenossen über dieses Drama mitgeteilt sind. Eine Kritik Thereses über das genannte Stück ist mir nicht bekannt, wohl aber eine solche über das frühere Drama Yngurd, die der Vollständigkeit halber hier folgen mag. Es ist enthalten in einem Briefe an Böttiger aus dem Jahre 1816 und lautet so: „Denken Sie, Verehrter, daß Sie mir Gram gemacht durch das Lob Ingurds, das von Ihnen sein soll. Ich verwette meinen Shawl den ich mir kaufen müßte, daß es Ihnen ging wie mir. Beim ersten Lesen hat der schön aufgefaßte Charakter Ingurds, Sie bei Ihrer Vertrautheit mit den alten Helden noch mehr wie mich bestochen. Lesen Sie es aber zum zweiten Mal so zürnen Sie der schimpflichen Sorglosigkeit in jedem Detail; der Roheit der Ausführung. Die tolle Person, die ewig rast, die rappliche Prinzeß, der neue Sargines (denn auch Oskar ist nur ein neuer élève de l'amour) und der Bau des Stückes ist bis zur Beleidigung vernachläßigt. Die Verse, die Müllner so schön machen kann, sind nach dem alten Sprichwort: reime dich u. s. w. Ich las es nun zum zweiten Mal vor, und war beim zweiten Mal sehr betroffen, den Tadel derer die es soeben hatten aufführen sehen, beistimmen zu müssen. Es hat in der Aufführung dem gebildeten Publikum sehr mißfallen — selbst Eßlair, der doch nach Kräften gewüthet hat konnte es nicht heben. Der Mißgriff, es in zwei Vorstellungen zu teilen ist um so unleidlicher, da sich das Abschneiden aufdrängt. Die lange, schändliche Mordscene des Oskar welche nachher erzählt wird, ist vollig unnüz und würde, nebst einer Verkürzung von Brunhildens Paroxismen das Stück aufführlich machen, ohne die Unstatthaftigkeit der Theilung. Daß diese Mordscene eine Barbarisierung des Humbert und Arthur ist, will ich gar nicht berühren. Zürnen Sie nur nicht, Meister, daß der Schüler rebellisch ist. Er beugt sich dabei innig anerkennend aber beharrend, bis Sie belehren."

VII.

[1]) Unsere Nummer ist eine etwas späte Antwort auf den Brief Karolines vom 11. Dezember 1819, vielleicht auch auf den ferneren vom 20. März 1820, wenn sich dieser nicht mit dem unseren gekreuzt hat. Das müßte er getan haben, wenn jener Brief Karolines, wie die meisten, durch Buchhändler-Gelegenheit oder Reisende ging, damit das

teuere Postgeld erspart würde. — [2]) Dieser Schmerz wurde den Kindern nicht bereitet. Therese starb in Augsburg, wo ihre Tochter Therese und Claire von Greyerz wohnten; Luise, die damals in Bayreuth lebte, konnte noch rechtzeitig benachrichtigt werden und weilte in den letzten Leidenstagen am Bette der Sterbenden. — [3]) Benjamin Constant de Rebecque, 1767—1830, Politiker, Redner und religiöser Schriftsteller, war mit dem Huberschen Ehepaar von der französischen Schweiz her befreundet und bewahrte seine Freundschaft, bisweilen auch seine tätige Teilnahme der hinterlassenen Witwe. In meinem Besitz befinden sich viele interessante Briefe des bedeutenden Franzosen an Therese, die demnächst an anderem Orte veröffentlicht werden. — [4]) Die kleine Stelle von „Constant bis blieb" ist bereits in Th. H. S. 90 gedruckt, doch ist der Brief dort irrtümlich als an Frau Kerner gerichtet bezeichnet. [5]) Die Zeit stimmt nicht ganz; Karoline ist 1769, Therese 1764 geboren; der Unterschied in ihrem Lebensalter beträgt also nur fünf Jahre. — [6]) Aimé Huber hatte die Absicht, sich seiner Fachwissenschaft, der Medizin, zu entfremden, nach Spanien zu gehen, dessen politische Entwicklung ihn lockte und, ohne einen bestimmten Stand zu ergreifen, sich der Schriftstellerei zuzuwenden. Durch dringendes Flehen der Mutter wurde er wenigstens veranlaßt, seine Examina zu machen. Vgl. R. Elvers I, 159 ff. Die kritischste Epoche dieses inneren Schwankens und die einstweilige Entscheidung fällt gerade in die Zeit, die unserem Briefe unmittelbar vorangeht. — [7]) Seit dem frühen Tode des zweiten Gatten (24. Dezember 1804). — [8]) Für alle diese außerordentlich wichtigen Beiträge zur Selbstcharakteristik, zur inneren Entwicklung der merkwürdigen Frau kann ich auf mein größeres, ihr gewidmetes Werk verweisen; unsere Stelle war bisher nicht benutzt. — [9]) Aug. Heinr. v. Trott, auch Solz zu Imhaus, 22. März 1783 bis 22. September 1840, hatte Jurisprudenz studiert, trat in westphälische Dienste und wurde, da er seiner Überzeugung treu blieb, nach Wiederherstellung der deutschen Regierung zur Untersuchung gezogen. Von dieser wurde er befreit, als er 1818 in württembergische Dienste trat, wo er 1821 zum Staatsrat befördert wurde; seit 1824 war er württembergischer Gesandter in Frankfurt. In Wien nahm er 1820 an den Konferenzen teil, welche die Wiener Schlußakte feststellten. — [10]) Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfried v. Herders, Stuttgart 1820, von der Witwe zusammengestellt und als Teil 20—22 der Werke, Abt. f. Philosophie, herausgegeben. — [11]) Siegm. Aug. Wolfg. Freih. v. Herder, 1776—1838, seit 1818 Vizeberghauptmann, 1821 Berghauptmann in Freiberg, wo er auch die Direktion der Bergakademie führte. Auf seinen großen Reisen hatte er auch Wien besucht und dort längere Zeit verweilt. — [12]) Franz August von Kurländer, 1777—1836, Karolines Schwager, in unseren Briefen noch häufig erwähnt. Näheres über ihn Gr. J. S. 356.

VIII.

[1]) Antwort auf den Brief vom 19. Juni 1820, in dem Karoline über die Aufträge sprach, die die Freundin für Wiener Schriftsteller erteilt hatte, sich ferner über Walter Scott, eine Erzählung Thereses, viele von der letzten erwähnten Persönlichkeiten äußerte. — [2]) Kurländer, vgl. Brief VII. Anm. 12. — [3]) Schreyvogel und Müllner standen in einem ganz eigenartigen Verhältnis: Müllner hätschelte bald den hochverdienten Wiener Theatermann, bald trat er heimlich gegen ihn auf. (Für das Folgende vgl. Schreyvogels Tagebücher, hgg. von K. Glossy, Schriften der Gesellsch. f. Theatergesch., Bd. II, III, Berlin 1903.) Nachdem Müllner auch öffentlich heftig gegen Schreyvogels Don Gutierre aufgetreten war, schrieb dieser einen Aufsatz gegen den Kritiker, der in dem Wiener „Sammler“ gedruckt wurde (22. April 1820). Nach dem Mißerfolg der „Albaneserin“ in Wien (1. Mai 1820) rächte sich Müllner durch wütende Schimpfereien in verschiedenen Zeitungen, zum Beispiel im Morgenblatt, 15. Juni. Schreyvogel antwortete mit der Erklärung, die im Wiener „Sammler“ (1. Juli) und im „Kritischen Wochenblatt“ erschien. Am 1. September schrieb Schreyvogel in seinem Tagebuch: „Meine Erklärung gegen Müllner ist endlich im Morgenblatt mit einer sehr kahlen anonymen Antwort abgedruckt.“ Zu dieser Stelle haben Glossys außerordentlich reiche Anmerkungen keine Bemerkung, und auch ich vermag keine zu geben, da in den August-Nummern des Morgenblatts und des damit verbundenen Litteraturblatts keinerlei Erklärung Schreyvogels zu finden ist. — [4]) So in der Handschrift, doch muß es gewiß heißen „ich“; „er“ gibt keinen Sinn. — [5]) Eine bestimmte Stelle ist nicht anzugeben, vgl. Anm. 3. — [6]) Der meist als Gegner Lessings genannte Klotz, Chr. Ad., 1738—1771, war seinerzeit ein hervorragender und von vielen außerordentlich geschätzter Gelehrter, klassischer Philologe und Archäologe, bis Lessing und Herder fast gleichzeitig sehr scharf gegen ihn auftraten und seinen Ruhm vernichteten. — [7]) Die Mutter der Makkabäer, Tragödie in fünf Akten von F. L. Z. Werner, Wien 1820. — [8]) Unter „Wiener Literaturzeitung“ ist gewiß das zuerst als Wiener Modenzeitung, seit 1816 als Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Moden bis 1848 erschienene Journal zu verstehen. — [9]) Die englische Dichtung ist „The fall of Jerusalem“, a dramatic poem. 1820, von Henry Hart Millman, einem hochgestellten Geistlichen, geb. 1791, gest. 1851. — [10]) Die Übersetzungen aus Byron werden von Karoline in ihren Briefen nicht erwähnt; auch in ihren Werken sind sie nicht gedruckt. — [11]) Dagegen erzählt Karoline in den „Denkwürdigkeiten“, Bd. III, S. 80, daß sie eine Übersetzung aus dem Corsair von Lord Byron versuchte. — [12]) Die nahe Verbindung Thereses mit der Schweighäuserschen Familie habe ich in einem

Aufsatz in der Zeitschrift „Nord und Süd", Bd. 107, Heft 320, dargestellt und ungemein charakteristische Briefe der Frau Katharina Schweighäuser veröffentlicht. Therese kannte daher den späteren großen Gelehrten schon als jungen Menschen von ihrem Straßburger Aufenthalt her (1793); er blieb dann dauernd mit ihr in Verbindung und wurde auch Mitarbeiter des Morgenblatts. Einzelne, freilich sehr wenige Briefe von ihm haben sich im Nachlaß erhalten, der unsere natürlich nicht, da er, wie aus unserer Stelle hervorgeht, an Karoline geschickt wurde. Gemeint ist Joh. Gottfr. Schweighäuser, 1776—1844, freilich seit 1829 schwer leidend, klassischer Philologe und elsässischer Geschichtsforscher und Antiquar. Seit 1812 war er Adjunkt seines Vaters und Professor am protestantischen Seminar. Er schrieb Französisch, Deutsch und Lateinisch mit gleicher Gewandtheit, hatte trotz seiner gelegentlich hervortretenden deutsch-patriotischen Gesinnung vielfache Beziehungen zu Frankreich und der französischen Schweiz und war daher für die in unserem Briefe berührte Angelegenheit ein kompetenter Ratgeber. — [13]) Trott, vgl. Nr. VII, Anm. 9.

IX.

[1]) Unser Schreiben ist gleichfalls vor Nr. 8 der Briefe Karolines zu setzen. Es wird Gr. J. Nr. 301 richtig bezeichnet, während unsere Nr. 8 fälschlich als vom 28. September datiert angegeben wird. — [2]) Der befremdliche Ort ist Schloß Zay-Ugrocz. Vgl. Gr. J. 304. — [3]) Eine solche Legende: Ottilie ist im Morgenlatt 1820 gedruckt. Vgl. Gr. J. S. 303 und 358. — [4]) Graf Thurn, kurze Notiz über ihn Gr. J. 357; Ausführlicheres außer in unseren Briefen Th. H. 257 und vielfach sonst. In einem ungedruckten Briefe Thereses wird er einmal Le bon Thurnle genannt. In anderen ungedruckten Briefen wird noch ausführlicher und deutlicher, als es in unseren Schriftstücken geschieht, ein besonderes vertrauliches Verhältnis zwischen ihm und Thereses Tochter Luise geschildert. Es muß in der Tat eine sehr innige Neigung des Diplomaten zu der geistreichen, schönen geschiedenen jungen Frau bestanden haben. Von dem genannten Diplomaten gibt Therese in einem Briefe an ihre intime Freundin Henriette von Reden, Juli 1820 (?), folgende Charakteristik: „Graf Thurn ist ein ausgezeichneter Mann, wirklich in seinem Stande eine seltene und in jedem eine angenehme Erscheinung. Kenntnisse, Billigkeit bei seinen Ansichten und Grundsätzen, einen schönen Patriotismus für Österreich ohne Vorurteile gegen andere Länder, Dichtertalent, eine höchst wohlklingende Stimme, Kriegsruhm, Theresienorden — eine zierliche, gewandte Gestalt, guter Reiter, rote Haare, Glatze, eigensinnig Gesicht, 40 Jahr, mein Liebling wie ich lange keinen hatte. Die Gesellschaft weiß ihn hier nicht zu erkennen und er schmeichelt ihr nicht. Statt in das Theater zu gehen,

hatte er den ganzen Winter an den Theatertagen den Professor Schwab 2 Stunden bei sich und las mit ihm Aeschylos, Sophokles u. s. f. in dem Grundtext, doch ist er sehr angenehmer Gesellschafter." Thurns Gedichte erschienen in der ohne Namen des Verfassers veröffentlichten Sammlung: „Heimatsklänge. Poetisches Taschenbuch auf das Jahr 1825. Wien, bei Anton Strauß." Die Gedichte an Luise — bloß als „An L." bezeichnet — stehen Seite 48—50. Sie wird in einem geradezu als ein Engel gepriesen:

> Wie ein Engel, der zum Heil
> Uns von Gott gesendet,
> Sicher leitet trauter Hand
> Auf der Bahn, die rauh und steil
> Führt in Friedensland.

Das Gedicht „Abschied" schließt mit den Worten:

> Mag uns bedrohn des Sturmes Nacht,
> Der Körper ist gebunden:
> Doch was wir jäh empfunden,
> Das raubt uns nie des Schicksals Macht.

Dieselbe verehrungsvolle Gesinnung für die Tochter und für die Mutter spricht sich auch in einer Anzahl Briefen des Grafen Thurn an Therese Huber aus, die sich in meinem Besitze befinden. Diese Briefe, zum geringen Teil aus Stuttgart, zum größeren aus Bleyberg und Wien, sind aber auch sonst von mannigfachem Interesse. Sie sprechen von einer Reise nach Breslau, um die dortigen Eisenwerke anzusehen, berichten über eine Erbschaftssache, gehen auf die Angelegenheiten der Griechen ein und enthalten Mitteilungen über eine den beiden Korrespondenten bekannte Familie Pobeheim, Mutter und zwei Töchter. Literarisch nicht uninteressant sind die Auseinandersetzungen über eines seiner Gedichte, das jedenfalls im Morgenblatt stand, Mitteilungen über das beabsichtigte Taschenbuch (vgl. oben), wo er sagt: „Mein ganzes Dichten war keine eigentliche Poesie, sondern ein poetisches Reflektieren" (6. September 1824), sowie ein großer Abschnitt über die Aufführung der „Falschen Primadonna" (26. Dezember 1822). In diesem Briefe findet sich auch die einzige Stelle über Karoline Pichler, die so lautet: „Ich habe mit Frau von Pichler schon einige Abende bei ihr und anderwärts zugebracht. Sie ist immer dieselbe ruhige, geistreiche, natürliche, liebe Frau. Ich mußte ihr vieles von Ihnen erzählen und erfuhr entgegen (!) auch wieder manches von Ihnen, so z. B. zu meiner Unterhaltung Cottas Nachforschung über die gemeinschaftliche Abkunft mit dem Tunisias-Manne. Ich will ihm dieselbe meinerseits

ohne Widerrede gelten lassen, wenn er die Idee, das Morgenblatt nach Augsburg zu verlegen, aufgibt." — [5]) Lützow, Rud. v. 4. Juli 1780 bis 28. Oktober 1858, seit 1804 im diplomatischen Dienst, 1808 und 1809 Attaché, 1814—1818 Gesandter in Stuttgart. Er war ein bekannter Kunstmäcen und lebte in Stuttgart namentlich mit Dannecker in Verbindung. Zu Thereses Intimen gehörte er nicht. — [6]) Ebensowenig Trauttmannsdorf, vermutlich einer der beiden Söhne Nepomuk Norbert oder Matthias des Fürsten Trauttmannsdorf-Weinsberg 1749—1827. Dieser selbst kann nicht gemeint sein, weil er niemals Gesandter, sondern Minister des Auswärtigen und seit 1807 Obersthofmeister in Wien war. Von den Söhnen vermag ich außer dem Namen nichts anzugeben. — [7]) Kuffstein s. oben Nr. V, Anm. 4. — [8]) Die Erzählung Karolines erschien in Cottas von 1798—1822 veröffentlichtem „Taschenbuch für Damen". Auf unsere Kritik der Novelle antwortete Karoline Gr. J. 304. Im Jahrgang 1820 steht S. 1 bis 147 von Therese Huber „Die ungleiche Heirat"; S. 202—272 „Erste Liebe" von Karoline Pichler; der übrige Inhalt besteht aus Gedichten zum Teil bedeutender Poeten, wie Uhland; den Schluß macht eine prosaische Abhandlung Jean Pauls. Im Jahrgang 1821 ist Karoline mit der Erzählung „Der junge Mahler" vertreten (S. 1—102); Therese fehlt in diesem Jahrgang. — [9]) Iduna, Schriften deutscher Frauen, herausgegeben von Helene v. Chezy, vgl. Gr. J. 360 ff. Über dieses Journal, seine Herausgeberin und deren Freundin Fanny Tarnow findet sich in einem ungedruckten Briefe Thereses an Böttiger (20. August 1820) eine amüsante Plauderei, die hier folgen mag. Sie lautet: „Lieber Freund was treiben diese gelehrtesten und poetischen Damen Chezy und Tarnow? Die müssen sich sehr verzwirnt haben? Was wird aus der Iduna? ist das ein Journal wo ein armer Autor ordentlich bezahlt zu werden erwarten kann? und rathen Sie mir etwas einzusenden? ich bitte Sie mir über den Streit der Damen und über diese Frage doch ein Wort zu sagen. Ich correspondire mit beyden Damen, und glaube, eine offne einfache Matrone wie ich, würde die Guten wohl beruhigt trennen — denn vereint werden sie nicht lange gut thun. Sie sind beyde viel unterrichteter, glänzender, genialischer wie ich, ich glaube aber ich bin hausmütterlich liebend und weiblich ertragend, würde also beyde zur Milde stimmen und gegenseitiger Anerkennung ihres beyderseitigen eminenten Verdienstes."

Während des Druckes fand ich einen Brief vom 6. Februar 1821, der zwischen Nr. 9 und 10 hätte eingeschoben werden müssen. Um jedoch den Druck nicht aufzuhalten und die ohnehin umfangreiche Publikation nicht noch mehr auszudehnen, gebe ich den Brief nicht in seinem Wortlaute, sondern analysiere ihn nur und hebe einige besonders wichtige

Stellen hervor. Die Briefschreiberin spricht über die Rezension der „Frauenwürde", stellt in Aussicht, daß sie auf das Buch nochmals zurückkommen werde bei Gelegenheit der Gabriele von Johanna Schopenhauer, denen beiden sie einen Roman der Karoline Fouqué anreihen möchte. Über Gabriele urteilt sie folgendermaßen: „Gabriele hat Miene gemacht, eine Reputation zu usurpieren und das soll sie nicht, weil sie es nicht verdient. Ich kenne die Verfasserin und fand sie hundertmal geistreicher wie ihr Buch; aber freilich herzleicht, — wer aber einen guten Roman schreiben will, ohne Gemüt zu haben, der muß ungeheuer viel Verstand besitzen." Dann empfiehlt sie im Namen ihrer Tochter Therese die Emilie Tiek, von der im nächsten Briefe ausführlich die Rede ist. Das Mädchen befinde sich bei Herrn W. A. Gosmar (der Genannte scheint ein jüdischer Kaufmann oder Bankier in Wien gewesen zu sein), dann heißt es über die Genannte: „Das junge Mädchen soll sehr viele Kenntnisse, Talente, Annehmlichkeiten besitzen, ist, wo sie bisher war, gern gehabt worden, ist von sehr würdigen nordischen Damen, einer Gräfin Einsiedel-Bernsdorf geschätzt, war in London bei der jüdischen Familie Oppenheim, einem großen Haus, das Bankrott machte und sie deshalb entließ. Allein Emilie scheint doch eine traurige Disposition zu haben, welche ihr vielleicht frühes Unglück gab. Zuletzt war sie bei der russischen Gesandtin Alloräus, dort scheint es aber unaushaltbar zu sein, denn sie blieb nur wenig Wochen und Marianne Saling, die Sie wahrscheinlich kennen, nahm sich ihrer sehr herzlich an und brachte sie in ihre jetzige Lage nach Wien." Nach einer Auseinandersetzung, daß sie eigentlich Bedenken trage, eine solche Empfehlung zu schicken, nach Darlegung ihrer Gesundheitsumstände und einzelnen unwichtigen Mitteilungen über ihren Sohn, berichtet sie folgendes über Persönlichkeiten, die zum Teil ein spezifisch österreichisches Interesse haben. Die im folgenden erwähnten Mitglieder der adligen Gesellschaft waren schon in früheren Briefen mehrfach erwähnt, es bedarf daher über sie keiner weiteren Erläuterung. Die Stelle lautet: „Graf Thurn sehe ich sehr gern und recht oft. Er zeichnet sich durch Denkart und Kenntnisse aus. Friederike Brun schreibt mir, wie lieb und gut Kuffstein sei. Winzingerode hat viel stürmische Stunden. Der Mann hat keine Ruhe in seinem Inneren und seine Kinder, die ihm Häuslichkeit geben sollten, geben ihm nur Mißmut. Er ist seit vielen Jahren geschieden: — seine beiden Söhne blieben in des alten Grafen Hände, der wohl gern ein paar Vendatour Vendomes, Bayards oder so dergleichen aus ihnen erzogen hätte, wogegen sie aber vermöge eines halben Dutzends succesiver Hofmeister ein paar rekelhafte Junker wurden, die im Salon brav reden und im Stall brav regieren. Der Vater fühlte das, nahm sie zu sich, konnte aber vermöge der Erbsünde seines Standes nicht zu der einfachen Einsicht kommen, daß die

Knaben als Ministerssöhne, im Ministerhause nie zu tüchtigen Männern würden. Nun ist der Älteste 17 Jahre und wird ingouvernabel, — der Mann leidet, überlegt, hat aber immer nur eine adlige Einsicht, welcher Kongreß- und Ständeversammlung alle klare Ansicht der Lebensverhältnisse nehmen. Ich sage ihm herzlich die Wahrheit, aber dann hält er mich für bizarr, revolutionär, für alles, außer fähig, klüger zu raten als er selbst. Der Mann hat Gemüt und Geist und vertrocknet an beidem in seiner Vereinzelung Die Aventüre — denn es war keine rechtliche Liebe — mit einer Gräfin Sontheim. ihre Scheidung, ihr Tod hat ihn sehr abgequält. Er hat die Lust zum Heiraten verloren und fühlt doch immermehr das Bedürfnis eines häuslichen Standpunktes. Er ist nicht glücklich, nicht in Frieden mit sich, die armen Menschen in ihren Sälen mit ihrer Pracht." An diese Stelle schließt sich unmittelbar eine andere rein literarischen Inhalts, die folgendermaßen lautet: „Haben Sie denn die Erdennacht gelesen, vorstellen sehen? Ich las sie doch mit Interesse, so fehlerhaft sie ist. Sonst lese ich Memoires de Valori — Politik ohne Größe, Kriegführen ohne Größe. Die Schilderung Valoris von der Politik in den ersten 10 Jahren von Friedrich von Preußens Hofe, die des I. und II. schlesischen Kriegs ist doch so unerhebend, so knifflig! Nun habe ich Woltmanns Geschichte von Böhmen und mein Sohn liest uns Chateauvieux Beschreibung von Italien, wo der Landbau mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wird. Meine Redaktion nötigt mich so viele geschriebene Gedichte und Romane zu lesen, daß ich zu keinem Gedruckten Zeit habe." — Zur Erklärung bedarf es nur kurzer Bemerkungen: „Die Erdennacht, ein dramatisches Gedicht in fünf Abteilungen von Ernst Raupach", Leipzig 1820. — Von K. L. von Woltmann, dem Historiker, (er lebte von 1770—1817) war bald nach seinem Tode als 8. Band seiner Werke ein „Inbegriff der Geschichte Böhmens" erschienen. — Mit den Memoiren von Valori sind die 1820 von dem Großneffen herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Louis Guy Henri Marquis de Valori (1696—1774) gemeint. Der Memoirenschreiber war von 1739 an Gesandter in Berlin und hatte manche glänzende diplomatische Erfolge zur Zeit Friedrich Wilhelms I. und in der Epoche seines großen Nachfolgers zu verzeichnen. Er hatte von dem letzteren, der ihn nicht liebte, aber hochachtete, manche Zeichen besonderer Wertschätzung empfangen. — Die italienische Reisebeschreibung von Chateauvieux kann ich leider nicht nachweisen.

X.

[1]) Emilie Tieck, ausführliche Charakteristik von Karoline, Gr. J. 305 ff. Sie muß dieser in einem nicht erhaltenen Billett Thereses vor dem 21. April empfohlen worden sein. Eine Verwandte von Ludwig und Friedrich Tieck ist sie offenbar nicht, auch keine Jüdin, denn das

„israelitische Haus" bezieht sich jedenfalls auf die Familie, in der die Genannte eine Stellung als Erzieherin oder Gesellschafterin einnahm. Sie scheint aus Hannover zu stammen, wozu auch der Hinweis auf ihr englisches Leben passen würde. In den zahllosen Briefen der Therese an ihre gleichnamige Tochter habe ich keine Notiz über das Mädchen gefunden. — [2]) Frauenwürde, vierbändiger Roman Karolines. Über ihn und Thereses Rezension vgl. Gr. J. 301 und 358. — [3]) Matthisson, Friedr. v, 1761—1831, bekannter, süßlicher Dichter, dessen Poesien sich lange großer Popularität in Deutschland erfreuten. Er lebte von 1809 bis 1828 in Stuttgart, lange Jahre als Theaterintendant und Oberbibliothekar und war vielfach in den Kreisen zu sehen, in denen auch Therese verkehrte. Schon bevor sie in Stuttgart lebte, äußerte sie sich in ihren intimen Briefen an die Freundin Mariette Hartmann abfällig über Mathissons Wesen und Charakter: zahlreiche Stellen über ihn sind in Th. H. gedruckt, eine literarische, in der auch eine Bemerkung über den Menschen sich befindet, daselbst S. 320. — [4]) Reinbeck, Georg v., 1766—1849. Seit 1809 lebte er in Stuttgart, zuerst als Redakteur des Morgenblattes, also Vorgänger Thereses, dann als Professor. Literarisch eifrig tätig, als wissenschaftlicher Schriftsteller, Mäcen und Dramatiker. Er war für Schillers Andenken erfolgreich bemüht und mit Lenau genau bekannt. Dadurch, daß Therese seine Nachfolgerin am Morgenblatt war, ergab sich keineswegs eine feindliche Stimmung, die um so weniger Platz greifen konnte, als seine Gattin Emilie, die Tochter der eben genannten Mariette Hartmann, Thereses Liebling war. Trotzdem kam es zwischen beiden zu kleinen Differenzen, von denen ein großer ungedruckter Brief Thereses an Reinbeck vom 10. März 1822 Zeugnis ablegt. Dieser Brief hängt offenbar zusammen mit Reinbecks Auftreten gegen den Allerweltsfeind Müllner. Reinbecks grobe Abfertigung von Müllners Kritik seiner Oper „Orestes" und Müllners noch gröbere Antwort steht im „Literaturblatt" 1822, Nr. 4 vom 5. Februar. Reinbeck beruhigte sich nicht bei dieser ersten Polemik, sondern schrieb weiter in der „Neckar-Zeitung" gegen Müllner, worauf dieser im „Literaturblatt" Nr. 22 vom 15. März nochmals erwiderte. — [5]) Ein Reutlinger Nachdruck ist sonst nicht bekannt; Gr. J. 358 wird ein Leipziger erwähnt, doch dürfte Therese die beiden Städte schwerlich miteinander verwechselt haben. — [6]) Das „Literarische Konversationsblatt" ist nicht etwa das Berliner, denn dieses erschien erst 1827 (vgl. unten Nr. XVIII), sondern ein kurzlebiges Leipziger, die Fortsetzung des von Kotzebue herausgegebenen „Literarischen Wochenblattes". Seine erste Nummer begann mit den Worten: „Das Konversationsblatt tritt seinen ersten vollständigen Jahrgang an, einen Jahrgang, den die Redaktion beginnen und schließen wird." Trotz dieser Verheißung enthält das Exemplar der Berliner König-

lichen Bibliothek, das ich benutzen konnte, nur die drei ersten Quartale. Ein Herausgeber wird nicht genannt, vielmehr wird der Buchhändler Brockhaus als Eigentümer und zugleich als verantwortlicher Redakteur bezeichnet. Eine Besprechung der Sidonie und Frauenwürde kann ich im Jahrgang 1821 nicht finden, obgleich es in diesem Jahrgang Nr. 80 am Anfang eines in der folgenden Anmerkung anzuführenden Artikels heißt: „Die Zusammenstellung der beiden Romane Sidonie und Frauenwürde, welche das Konversationsblatt in einer früheren Nummer enthielt.“ — [7]) Der Roman Gabriele von Johanna Schopenhauer (1766 bis 1839) erschien 1819—1820 in drei Bänden. Er ist besonders dadurch berühmt geworden, daß Goethe ausführliche Aufzeichnungen darüber hinterließ. Wie sehr Therese ihn schätzte, geht aus meinem Buche S. 323 hervor. Die Besprechung darüber im Konversationsblatt Nr. 51, unterzeichnet Gg., läßt allerdings den weiblichen Rezensenten nicht hervortreten, denn er beginnt mit den Worten: „Der Referent, der kein eifriger Romanleser ist . . .“ Dem genannten Roman wurden in dem angeführten Jahrgang des Konversationsblattes zahlreiche Erwähnungen zuteil, die schon daraus erklärlich sind, daß das Werk in demselben Verlage wie die Zeitschrift erschien. Vgl. einen großen Artikel Nr. 66, Beiblatt „Bemerkungen über eine Äußerung in der Rezension der Gabriele Nr. 51“, Protest gegen die Zusammenstellung mit Julie Recamier, unterzeichnet B. v. D. (etwa Böttiger von Dresden?). „Einige Briefe zweier Freundinnen auf dem Lande über Gabriele“, unterzeichnet C. v. A. und H. v. L., stehen Nr. 79, 105, 115, sie könnten, wie Glossy, Gr. J. 359, vermutet, von Karoline Pichler und ihrer Freundin Zay sein. Ferner steht Nr. 80 (vgl. Anm. 7) eine große Rezension der Frau v. Genlis und Gabriele der Frau Schopenhauer. Endlich spricht für das Aufsehen, das der Roman gemacht haben muß, die Tatsache, daß Nr. 208 noch einmal vorkommt: „Brief eines Landpredigers an seinen Nachbar über eine Stelle aus Gabriele.“ Auch sonst bieten Thereses ungedruckte Briefe viel Material für die Schätzung der bedeutenden Frau, die in dem neuerdings erschienenen Buche von Laura Fort (1905) leider gar nicht nach den Quellen gewürdigt worden ist. Eine hübsche Auseinandersetzung Thereses, die sich auf Lady Morgans Buch „France“ (2 Bände, 1817) und das Werk der Joh. Schopenhauer „Reise nach England, Schottland und Frankreich“ (ungedruckt) bezieht, an Reinhold (27. November 1817) lautet so: „— — — — Ich las eben 2 Bücher über Frankreich! Lady Morgan u. Mad. Schoppenhauer. Sie fallen mir a propos südl. Natur ein. Mad. Sch. beschreibt Gascogne und Nizza und Hieres höchst reizend, schildert die Gesellschaft von Bordeaux sehr lebhaft, macht ein Buch mit leichter Diction lebendigen Farben, artiger Ansichten, Lady liken Abscheuen, gefühlvollem Lobe, mißliebigen

Interesse, archäologischen Hörensagen — aber endl. ist wenig Geschehenes und Bekanntes darinn — so so ein artiges Buch das man auf dem Sopha liest, Napoleons dabei in des Teufels Namen gedenkt, sich eine satisfaisante Ansicht vom Elende der fr. Nation, aber auch wieder eine gar liebliche von ihrer Fülle macht alles was die heil. Allianz that für Wohltätig hält, aber doch die Fr. im Sallon recht artig findet — dabei wird die Seele so wenig erschüttert als die Fraise bei einer Mennet. Lady Morgan reiste nicht in dem südl. Frankreich, sondern im Nordwestl. bis Paris; reiste als Irrländerin mit tief gekränktem Herzen über die Schmach, das Elend ihres Volks; blieb nicht in ihrer Berline sizen von Paris bis Bordeaux (so machts Mad. Sch. um den Schmuß zu vermeiden) sondern besuchte jedes Bauernhaus, besuchte alle Gelehrte, war bei Lafayette, verglich und erwog Volk gegen Volk — Da kommt nun freilich etwas ganz andres heraus das den glatten Leutchen auf dem Sopha lange nicht so lieb ist, aber das Darstellendste ist was ich seit langer Zeit las." — [8]) Die beiden Hauptversifexe könnten die in den Anmerkungen 3 und 4 genannten Reinbeck und Matthisson sein, doch barg das literatenreiche Stuttgart noch viele Poeten, die fruchtbarer waren als die genannten, die ferner mit Cotta in genauerer Verbindung standen und auch mit dem Morgenblatt enger liiert waren als jene. Wahrscheinlich sind C. Ph. Conz (1766—1827) und Joh. Christ. Friedr. Haug (1761—1829) darunter verstanden, beides Württemberger und beides eingesessene Stuttgarter; beide, namentlich Haug, in Th. H. sehr häufig erwähnt; von letzterem besitze ich eine ganze Anzahl Briefe an unsere Korrespondentin, die der Veröffentlichung nicht unwert wären. — [9]) Dagegen sind von Friederike Brun geb. Münter (1765—1835) im Nachlaß nur wenige uninteressante Briefe enthalten, darunter einer Kopenhagen, 9. April 1821, in dem folgende, zur Ergänzung unserer Aktenstücke (vgl. oben Brief V, Anm. 4) wichtige Stelle vorkommt: „Kuffstein ist nicht zufrieden. Er glaubte, General Steigentesch ginge gleich fort, dann wäre er Chargé d'affaires und frei gewesen. Nun bleibt dieser (höchst ungern auch) und dieser ist geniert. Dies giebt ihm üble Laune und er ist überreizt und empfindlich — aber sehr gut und Ihnen herzlich ergeben." Die geringe Zahl der Briefe der Friederike ist deshalb sehr auffällig, weil sie schon seit 1791 mit Therese bekannt war (vgl. Th. H. 62) und auch manche andere Notizen desselben Briefes. In dem Briefwechsel der Frau Brun und Bonnstetten findet sich gleichfalls manches über Therese. — [10]) Steigentesch, Aug. E. Freih. v. (1774—1826), derselbe, der in der vorigen Anm. erwähnt ist; kurze Notiz über ihn Gr. J. 361, kommt in Th. H. aber nicht vor. Er ist gleich bekannt als Diplomat wie als Dichter. Ein höchst interessanter Mann. Übrigens kann er nicht lange mehr in Kopenhagen geblieben sein, denn er machte im

Jahre 1821 22 große Reisen, über die er eine selbständige Schrift ohne seinen Namen erscheinen ließ. Über dieses Buch schrieb Therese an Aimé, Bayreuth, 18. Juni 1828 (ungedruckt): „Früh bei meinem langweiligen Bettliegen las ich Steigentesch Erinnerungen aus Frankreich — er reiste von Lüttich den Seeprovinzen nach bis Bordeaux, dann nach Westen durch alle Weinlande nach Genua. Ein seichter, elender Kerl, der sich von seinem Gelichter c'est à dire jämmerlichen Aristokraten alles aufbinden ließ. Vor der Revolution war Frankreich ein Himmel! ein Paradies! daneben beschreibt er aber unaufhörlich die Zunahme der Kultur durch die Zerstücklung des Eigentums und gerät in die absurdesten Widersprüche. Sein Stil ist durch seine Leichtigkeit bekannt und betrügt um die Leere an Wert. Er gibt mit Zahl und Gewicht eine Menge Handelsnotizen, die er wohl nur Malcontenten nachspricht. Der Hauptgrund des überall von ihm erblickten Ruins ist die Herabsetzung des Adels. Oft beschreibt er die altfränkische Kleidung der Einwohner von Aix, Montpellier usw. und ihr Hausgerät, das schon ihrem Großvater gedient. Der Hund! Er war ein paurer Husarenleutnant, beschwatzte eine steinreiche, 30 Jahre ältere Witwe von Zwirlein und zog ihr alles aus, was deren verheiratete Kinder nicht festhalten konnten. Er war einer der größten Schlemmer." — [11]) Coraline, richtiger Coralie ist die französische Übersetzung von „Frauenwürde", vgl. Gr. J. 308, 359. — [12]) Ganz richtig ist diese Behauptung nicht, nur waren manche Journalstellen Therese vielleicht unbekannt, aber selbst im Literarischen Konversationsblatt, das ihr gewiß zugänglich war, 1821, Nr. 245, wird ihr Roman Hanna enthusiastisch beurteilt. Selbst in Büchern war sie damals schon besprochen worden. So findet sich z. B. in Franz Horns „Umrisse zur Geschichte und der Kritik der schönen Literatur", Berlin 1819, ein Artikel über sie. — [13]) Vielleicht wurde infolge dieses Anerbietens die Frage, ob im Morgenblatt ferner Szenen aus Dramen aufgenommen werden sollten, grundsätzlich geregelt. Während z. B. im Jahrgang 1819 eine dramatisierte Szene „Das Eheleben" und 1820 Fragmente aus einem Drama von Karl Sondershausen gedruckt waren, schrieb Therese an einen Ungenannten (Original in der Königl. Bibliothek Berlin), 21. September 1821: „Es widerspricht den Grundsätzen des Morgenblatts, Fragmente von Trauerspielen aufzunehmen", daher sind auch keine Stücke aus Grillparzers Dramen damals in der genannten Zeitschrift gedruckt. — [14]) Die Münchner Zeitschrift Eos „Zeitschrift aus Bayern zur Erheiterung und Belehrung" erschien 1818—1834 unter der Leitung Verschiedener. — [15]) Joh. Ritt. de Carro (1770—1857). Er lebte als Arzt seit 1798 in Wien. U. a. übersetzte er die ersten drei Bücher von Hormayrs österreichischem Plutarch 1812 ins Französische, war aber hauptsächlich als medizinischer und chemischer Schriftsteller tätig. Er führte die Impfung

in Österreich ein, war der Anreger zu den Dampfbadeanstalten u. a. Seit 1826 war er Badearzt in Karlsbad. Da er ein geborner Genfer war und 1770—1793, dann auch 1796 fg. in der französischen Schweiz lebte, so mag er damals und dort mit dem Huberschen Ehepaare bekannt geworden sein, doch haben sich weitere Nachrichten über seine Beziehungen zu Therese nicht erhalten.

XI.

[1]) Unser Brief ist die Antwort auf das Schreiben vom 15. August 1821, Gr. J. S. 300—30?. Die am Anfang stehende Stelle ist die erste Andeutung des großen Romans „Ellen Percy", von dem später noch oft die Rede ist. — [2]) Hannah, der Herrenhuterin Deborah Findling, Leipzig 1821. Vgl. Th. H., S. 345 fg. — [3]) Vgl. schon oben Nr. IX, Anm. 8. — [4]) Thereses Philhellenismus war sehr stark, wie ja diese Gesinnung damals ganz Deutschland erfüllte; er geht zum Beispiel auch aus einem ungedruckten Briefe an Thiersch (Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München) hervor, ferner aus ihrer lebhaften Beteiligung an einem in Stuttgart begründeten Griechenverein. Dagegen war ihre Gesinnung im Jahre 1813 dem allgemein herrschenden Enthusiasmus direkt entgegengesetzt. Vgl. Th. H., S. 322 ff. — [5]) Graf Zay und seine Gemahlin, vgl. Gr. J. 354 und 360 und zahlreiche Stellen in „Denkwürdigkeiten". — [6]) Michael Huber, 1727—1804, hauptsächlich als Übersetzer deutscher Schriften ins Französische bekannt; sehr viele interessante Nachrichten über ihn in Th. H. passim. Von dem jungen Wurmser, dem Sohne des berühmten Feldmarschalls, ist nichts Näheres bekannt. — [7]) Bestimmte Persönlichkeiten, die hier gemeint sind, kann man nicht angeben; man könnte an Rückert denken, vielleicht auch an Kerner, gegen die nach anfänglicher Intimität eine gewisse Entfremdung herrschte, deren Grund man nicht kennt. — [8]) Winzingerode, vgl. schon oben Nr. VI, Anm. 3. — [9]) Michael Beers (1800—1833) Clytämnestra, Trauerspiel in vier Abteilungen, zuerst in Berlin, der Vaterstadt des Dichters, am 8. Dezember 1819 gegeben, wurde in Wien am 27. April 1821 „mit ziemlich gutem Erfolg" aufgeführt, wie Schreyvogel berichtet. — [10]) Unter diesem Titel wurde Kleists Prinz von Homburg am 3. Oktober 1821 dem Wiener Publikum vorgestellt, erlebte aber nur vier Wiederholungen. Daß das Publikum das Stück auszischte, war bekannt, Gr. J. 361. Karoline stimmt mit Thereses Urteil überein, vgl. a. a. O. 318 ff. Eine Verteidigung des verfehlten Urteils über die bedeutsame Dichtung soll hier nicht versucht werden. Zu seiner Erklärung genüge der Hinweis darauf, daß die Zeit für Kleist überhaupt noch nicht gekommen war; besonders sei auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß Therese eine sehr starke Abneigung gegen alles

Mystische und Übernatürliche hegte und aus diesem Grunde gegen das Drama ungerecht werden mußte. — [11]) Auf eine bestimmte Stelle Racines wird hier nicht hingewiesen. Im allgemeinen soll seine Geschicklichkeit hervorgehoben werden, das geschichtliche Kostüm zu beobachten. — [12]) Aimé hatte nach seinem Examen Paris aufgesucht, zunächst in der Absicht, sich in seiner Fachwissenschaft, der Medizin, weiter auszubilden. Von dort aus ging er über Südfrankreich nach Spanien. Einzelne seiner Briefe an seine Mutter sind abgedruckt bei Elvers I, 184 ff. Manche Stücke aus diesen Schilderungen nahm die Mutter ins Morgenblatt auf, vgl. a. a. O. 202. — [13]) Grandison ist der Titelheld eines Romans von Sam. Richardson, der 1754 in England, 1780 in deutscher Übersetzung erschienen war, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck in Deutschland machte und viele Nachahmungen und Gegenschriften hervorrief. — [14]) Hormanr, schon mehrfach erwähnt. Von seinen gewiß zahlreich an Therese geschriebenen Briefen haben sich nur drei erhalten: 21. Februar, 21. April, 28. Juli 1821. Sie sind interessant genug, um eine Publikation zu verdienen. Nur eine Stelle aus dem letzterwähnten Brief möge hier folgen, weil sie über die gegen ihn gerichteten Vorwürfe und besonders auch über seinen Stil handelt. Sie lautet so: „Sie haben Recht: Kampf, Widerstand war mein ganzes Leben, politisch, schriftstellerisch, häuslich. Aber Unruhe im Stil wäre deshalb doch ein höchst einseitiger Vorwurf, der gerade auf den größten Teil meiner Schriften (Staatsrecht, Forschung, Archivwesen) garnicht paßt. Darüber müßte man viel mehr sagen oder garnichts; auch wüßte ich ein ganz anderes Sündenregister zu verfassen. obwohl eigentlich ich selbst und meine Schriften mir das geringste Interesse einflösen und oft herzlich ennuyiren. Meine nächsten Umgebungen wissen es und sprechen immer von äußeren Dingen. Nur das heillose Volk der Verleger reißt manchmal arge Brüche in diesen Vorsatz und ich dulde es auch dann, wenn hie und da die Zwerge irgend ein tüchtiges Schwert aus meiner Rüstkammer erwischen und damit herumfuchteln." — [15]) Corr. so steht im Original, wohl aufzulösen Korrespondenten.

XII.

[1]) Antwort auf den einige Monate vorher geschriebenen Brief der Karoline vom 11. Februar 1822. — [2]) Ochsner, leider nicht nachzuweisen. — [3]) Über diese schon früher angedeutete Wiedervermählung Luises 1. Juni 1822, vgl. Th. H. 244 ff. — [4]) Die folgende kleine Stelle über Goethe ist G. Jb., Bd. 18, S. 134. gedruckt. Der fünfte Teil aus „Goethes Leben" enthielt die „Campagne in Frankreich". — [5]) Die Königinnen, ein dramatisches Gedicht in fünf Akten. Leipzig 1822. Eine Erklärung darüber gegen eine vorher erschienene Kritik wurde im Morgenblatt nicht veröffentlicht. — [6]) Das Werk des Irländers O'Meara,

Napoleon in exile or a voice from St. Helena, 1822, zwei Bände, interessierte Therese ungemein. Vgl. ihr ausführliches Urteil in Th. H., S. 331 fg. — [7]) Karoline Freiin de la Motte-Fouqué, 1773—1831, sehr fruchtbare Romanschriftstellerin. Ihr Roman „Ida" war in Berlin 1820 erschienen. — [8]) Genlis, französische Schriftstellerin, vgl. Gr. J. 36 fg. — [9]) Sicher ist Ulrich Hegner (1750—1840) gemeint, der in Winterthur geboren ist, dort den größten Teil seines Lebens zubrachte und starb. Angespielt wird auf seinen Roman „Die Molkenkur", drei Bände, zuerst 1812 erschienen, dann mehrfach wiederholt, jetzt auch in Reclams Universalbibliothek. — [10]) Christ. K. André (1763—1831) hatte nach seinem Zusammensein mit Salzmann (s. Anm. 12) von 1798—1820 eine Schule in Brünn geleitet und lebte seit 1821 als württembergischer Hofrat in Stuttgart. — [11]) Über Latzky vermag ich nichts Näheres anzugeben. — [12]) Salzmann, Christ. Gotth. (1744—1811), errichtete 1785 in dem von ihm gekauften Schnepfental eine Erziehungsanstalt, die er zu großem Flore brachte. Literarisch ist er besonders bekannt durch seinen sechsbändigen Roman Karl von Karlsberg, 1783—86. — [13]) Der Roman Ellen Percy, der schon früher, vgl. Nr. XI, Anm. 1, angedeutet wurde — [14]) Claire in Augsburg, Therese als Erzieherin in Arnstadt, Luise verheiratet in Bayreuth, Aimé in Madrid.

XIII.

[1]) Karoline hatte in ihrem Briefe vom 29. Oktober 1822, Gr. J. 320 ff., in dem sie übrigens unsere Nr. 12, falsch vom 31. August statt 31. Juli datiert, am Schlusse bemerkt, Therese möge ihr mit ein paar Zeilen antworten. — Joh. Lad. Pyrker (1772—1847). Damals seit 1820 war er Patriarch von Venedig und Wirkl. Geheimrat. Da er aus dem Stuhlweißenburger Komitat in Ungarn stammte, so hängt er wohl schwerlich mit der Steiermärker Linie zusammen; es wäre indes nicht unmöglich, daß Cotta sich durch diese vermeintliche Verwandtschaft — wenn es nicht etwa infolge der hohen Stellung des Dichters geschah — bestimmen ließ, Pyrkers Werke in seinen Verlag aufzunehmen und sie dadurch zu klassischen zu stempeln. Die Dichtung, von der in unserem Briefe die Rede ist, heißt: „Rudolph von Habsburg. ein Heldengedicht in 12 Gesängen". Der zweite Gesang stand im Morgenblatt, 1823, Nr. 1—4. Das gesamte Werk erschien zuerst Wien 1824. — [2]) Die Vorfahren Cottas werden zwar nicht mit dem Römer gleichen Namens, wohl aber mit Andreas Cotta in Verbindung gesetzt, der 926 Erzbischof in Mailand wurde. Die Familie kam dann nach Deutschland, gab den Adel auf, verarmte und widmete sich der geschäftlichen Tätigkeit; im Jahre 1659 übernahm der 1631 geborne J. G. Cotta eine bereits bestehende Buchhandlung in Tübingen, der er dann seinen Namen als

Firma gab. — [3]) Hohenasperg, die Festung, die als unfreiwilliger Aufenthalt so mancher Schriftsteller, auch noch im XIX. Jahrhundert, eine traurige Berühmtheit erlangte. — [4]) Donjon=Schlußturm. Die von Therese angewandte Schreibart ist durchaus ungewöhnlich, wie denn überhaupt ihre französische Orthographie, trotz aller Gewandtheit, sich in dieser Sprache auszudrücken, ebenso regellos ist wie ihre deutsche. — [5]) Chr. Fr. Dan. Schubart (1739—91) wurde wegen Spöttereien gegen den Herzog von Württemberg und sein Verhältnis zu Franziska von Hohenheim 1777 gefangengesetzt und saß zehn Jahre lang ohne Verhör auf dem Hohenasperg. — [6]) Der Vater des großen Cotta war Christ. Friedr., 1724—1807. Er hatte 15 Kinder, 10 Töchter und 5 Söhne; von den letzteren starben zwei, C. Christ. und Joh. Ludw., ziemlich jung im Alter von 24 bis 32 Jahren; die anderen waren langlebig, denn die Brüder unseres Joh. Friedr. (1764—1832), Christ. Friedr., wie der Vater geheißen, lebte von 1785—1838 und Joh. Georg von 1761—1836. — [7]) Die Briefe Luises an die Mutter während der fast achtjährigen Trennung sind fast ausnahmslos erhalten in meinem Besitz, und verschaffen die schönsten Einblicke in ein reines, engelsgutes Gemüt. Literarisch sind sie ohne hervorragende Bedeutung, obgleich sie einzelne recht interessante Beschreibungen über Jean Paul enthalten und verständige Urteile über ihre Lektüre. Aber sie liefern ferner viele außerordentlich interessante Beiträge zur damaligen Kulturgeschichte, besonders Bayerns, und viele, zuweilen humoristisch gefärbte Schilderungen aus der damaligen Bayreuther Gesellschaft. — [8]) Anspielung auf das Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm", was in diesem Zusammenhang bedeuten soll, daß der junge Cotta in bezug auf Tatkraft, Gesinnung und Handlungsweise dem Vater sehr unähnlich war. — [9]) Abenteuer auf einer Reise nach Neu=Holland (1793). Analyse der Erzählung und Hinweis auf die darin geschilderten Persönlichkeiten und Vorgänge in Th. H. 350 ff. — [10]) Gertrude ist keine besondere Erzählung, sondern eine Figur in dem Roman „Hannah", worüber Karoline sich ausführlich verbreitete, Gr. J. 322. — [11]) Karoline hatte geschrieben, daß ein zwei Jahre festgehaltenes Verhältnis ihrer Tochter gelöst werden mußte, weil die Anschauungen des jungen Mannes derartige waren, die zu denen ihrer Tochter nicht mehr paßten. Es war ein junger Offizier, von dem ausführlich in den „Denkwürdigkeiten" III, 155, die Rede ist.

XIV.

[1]) Vgl. Nr. XIII, Anm. 1. Unser Brief antwortet auf keinen erhaltenen Brief Karolines, denn in diesen ist eine große Pause vom 29. Oktober 1822 bis 17. Juni 1824. — [2]) Ganz richtig ist dieses Bekenntnis

nicht; im Nachlasse finden sich manche poetische Versuche, nicht bloß Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, sondern auch eigene in deutscher Sprache; alle verraten freilich ein sehr geringes poetisches Talent. — [3]) Eine französische Übersetzung des in Anm. 4 genannten Werkes erschien von L. Picard, Paris 1823. Es ist der bekannte fruchtbare Lustspieldichter, 1769—1828, dessen Name in Deutschland namentlich durch die von Schiller herrührende Übersetzung eines seiner Stücke bekannt geworden ist. In den mir zugänglichen Biographien wird allerdings von seinem Aufenthalt in Deutschland nichts erzählt, auch die Übersetzung Picards nicht aufgeführt. Da er aber 1821 seine Stellen, zuletzt die Direktion des Odeon-Theaters aufgab, so ist sein Aufenthalt in Augsburg um so eher möglich, als sich hier eine ganze französische Kolonie um die Königin Hortensie zusammengefunden hatte. — [4]) A. W. Iffland, „Über meine theatralische Laufbahn", zuerst 1799 erschienen. Das Buch mußte Therese um so mehr interessieren, als sie Iffland genau kannte, in Mainz und später in Stuttgart viel mit ihm zusammen war. Vgl. Th. H. passim, besonders S. 116 ff. und einzelne wichtige Nachträge in Ifflands Briefen an seine Schwester, Schriften der Gesellsch. f. Theatergesch., Bd. V, Berlin 1904.

XV.

[1]) Zwischen diesem und dem vorigen Briefe liegen 16 Monate Die Lücke läßt sich indessen nicht durch die Briefe der Korrespondentin ausfüllen, vgl. Nr. XIV, Anm. 1. Thereses Übersiedlung nach Augsburg ist angedeutet Gr. J. 362; Ausführlicheres über diesen Wendepunkt in ihrem Leben, wobei auch das ganze Verhältnis zu Cotta und das unbegreiflich Tyrannische in seinem Verfahren nach authentischen Quellen beleuchtet ist, in Th. H. 280, 358 ff. — [2]) Aus dieser Äußerung darf man sicher schließen, daß zwischen Nr. 14 und 15 trotz des langen Zeitraums kein Schreiben Thereses fehlt. — [3]) Zwei Bankierfamilien in Augsburg, über die die ungedruckten Briefe Thereses vielen Klatsch enthalten. Eine Tochter des Hauses gehörte zu den Stuttgarter Pflegekindern, von denen Therese sehr anmutig zu berichten weiß. Einige Notizen über beide Familien in Th. H. 276, 323, 369. — [4]) Thereses Hoffnungen wurden nicht erfüllt; ihre Entfernung aus Stuttgart, die man fast eine gewaltsame nennen kann, hatte zugleich ihre Stellung am Morgenblatt vernichtet. Sie behielt längere Zeit ihr Gehalt, für das sie Übersetzungen und andere Lohnarbeiten übernahm, blieb auch weiter Mitarbeiterin des Blattes, wenn auch nicht in dem Umfange wie früher, aber mit ihrer redaktionellen Tätigkeit war es vorbei. Die Handlungsweise Cottas bleibt ebenso unbegreiflich wie Thereses Langmut, für die man höchstens in ihrer Scheu vor Prozessen oder öffentlichen Streitigkeiten oder in ihrem Dankbarkeits-

gefühl gegen den Buchhändler, der sie und ihre Kinder jahrelang großmütig unterstützt hatte, eine Erklärung finden kann. Zu der brüsken Maßregel lag in ihrer Redaktionstätigkeit kein Grund vor, denn sie hatte dem Blatte große Verbreitung und inneren Gehalt verschafft; ebensowenig kann aber ein Grund in einer persönlichen Abneigung Cottas gegen sie gefunden werden, sonst wäre es nicht zu verstehen, daß er ihr, da sie auf sein Geheiß nach Augsburg gezogen war, seine Tochter auf längere Zeit anvertraute (vgl. darüber eine kurze Notiz Th. H. 379). Ich habe in dem angeführten Buche aus einer begreiflichen Diskretion die sehr ausführlichen und schonungslos offenen Mitteilungen über Cottasche Familienverhältnisse, namentlich auch über die romanhaften Schicksale der genannten jungen Dame unterdrückt. — [5]) Anspielung auf die Schlacht am Lechfeld 933. — [6]) „Jugendmut", Erzählung, Leipzig 1824, eine merkwürdige Notiz darüber Th. H. 344. — [7]) Immermann Karl 1796—1855. Seine „Trauerspiele", enthaltend „Das Tal von „Ronceval", „Edwin", „Petrarca", erschienen Hamm und Münster 1822; „König Periander und sein Haus", „Trauerspiel", Elberfeld 1823; „Die Prinzen von Syrakus", romantisches Lustspiel, Hamm 1821. Über das letztere ein ausführliches Urteil Th. H. 319. — [8]) Morin, an einen bekannten Träger dieses Namens (1795—1861), damals Offizier in Metz, später General, ist kaum zu denken; eher an einen jungen Mann aus der schon erwähnten französischen Kolonie in Augsburg; er wird als Überbringer des Briefes kurz erwähnt Gr. J. 326.

XVI.

[1]) Antwort auf den Brief vom 17. 18. Juni 1825, Gr. J. 325—330. Karoline hatte von der am 1. Mai erfolgten Geburt ihres Enkels berichtet. [2]) Die Mutter Thereses war schon 1776 gestorben. Gemeint ist die Stiefmutter, Heynes zweite Gattin Georgine geb. Brandes, die mit der Stieftochter in innigster Verbindung lebte. Hunderte von Briefen der letzteren haben sich erhalten und legen von dem überaus harmonischen Vereine zweier sehr verschieden gearteter Wesen ein schönes Zeugnis ab. Die Schwestern sind Laura und Jeannette, die beide unvermählt blieben. — [3]) Die Belagerung Wiens, 3 Teile, mit Kupfern, 1824. — [4]) Die Bemerkungen beziehen sich auf Thereses schon erwähnte Erzählung: „Jugendmut" und knüpfen an Ausführungen an, die Karoline in ihrem Briefe vom 18. Juni 1824 gemacht hatte; Gr. J. 428 ff. Näheres über die Sammlung a. a. O. 359. — [5]) „Heimatsklänge", Gedichte, genauer Titel oben Nr. IX, Anm. 4. Die Gedichte an Luise vgl. daselbst. — [6]) Über diese Schriftstellerin Gr. J. 363. Das merkwürdige Buch, in welchem die vielgeprüfte Frau ihr Leben erzählt:

„Unvergessenes, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmine von Chezy, von ihr selbst erzählt“, 2 Teile, Leipzig 1858, verschleiert allerdings stark die Wahrheit. Man kann dies am deutlichsten ersehen, wenn man das, was sie über Chamisso erzählt, mit dem wirklichen Roman vergleicht, den ich in meinem Buche „Aus Chamissos Frühzeit“, Berlin 1905, nach den Quellen dargestellt habe. Über ihr Zusammenleben mit Fanny Tarnow in Dresden spricht sie „Unvergessenes“ II, 240 ff. Über ihren Aufenthalt in Wien vgl. daselbst II, 255 ff. Über die Pichler eine kurze Notiz 351; in den Memoiren der letzteren über die Chezy gleichfalls nur eine kurze Erwähnung IV, 8 ff. Briefe von Helmine an Therese haben sich nicht erhalten. — [7]) Rougemont, George (1758—1824), hoher Beamter und Diplomat in Neufchâtel, sehr angesehener Politiker. Er war als Göttinger Student Therese nahegetreten und blieb ihr zeitlebens ein freundlicher Berater. Vgl. Näheres Th. H. passim, besonders S. 104. Daß sie ihn in einer ihrer Novellen porträtiert habe, sagt sie selbst a. a. O. 348.

XVII.

[1]) Zwischen diesem und dem vorigen Briefe liegen mehrere Schreiben Karolines, 6. u. 20. Dezember 1825. Auf die Anfragen des Briefes 6. Dezember, Beiträge Kurländers für das Morgenblatt, die in unserem Briefe gleichfalls berührt werden, und Angaben, wo einige Erzählungen Thereses erschienen seien, muß diese sofort geantwortet haben, denn auf diese nicht erhaltene Antwort spielt Karoline in dem Schreiben vom 20. Dezember an. In jenem uns unbekannten Briefe muß Therese von ihrer Abneigung gegen das Spanische gesprochen haben. Auch ein Schreiben Karolines vom 18. Februar 1826, auf das unsere Nummer antwortet, ist nicht erhalten. — [2]) Seeleben, Morgenblatt 1826, Nr. 23—30. — [3]) Der Engel in der Amatigeige, eine musikalische Novelle von Georg Döring, Morgenblatt 1826, Nr. 35—44. — [4]) Der König Max Josef war am 13. Oktober 1825 gestorben. Über den Tod des Königs und die dadurch erfolgte Umwandlung der bayrischen Verhältnisse vgl. meine Mitteilungen aus Briefen Thereses in den Forschungen zur Geschichte Bayerns, Bd. VIII, S. 52 ff. — [5]) Lerchenfeld, Max. Em. Freih. v. (1778—1843), seit 1808 in bayrischen Diensten, Minister seit 1817, nach dem Tode des schon genannten Königs 1825 entlassen. Über die Beziehungen Herders zu Lerchenfeld vgl. Th. H. 182, 213. — [6]) Armansperg, A. Jos. Ludw. v. (1787—1853), schon seit 1803 in der Verwaltung seines Vaterlandes beschäftigt, besonderer Günstling des neuen Königs Ludwig I., trat 1833 von seinem Ministerposten zurück, da er als Gesandter nach London geschickt werden sollte. — [7]) Über die Quieszierung Herders und seine spätere Wiederanstellung vgl. die spätere Mitteilung in Th. H. 371.

XVIII.

[1]) Unmittelbare Antwort auf Karolines Schreiben vom 11. Jänner 1827, Gr. J. 340—44. — [2]) Karoline hatte geschrieben, daß sie einen nach Paris bestimmten Brief Therese zum Einlegen schicken wollte. — [3]) Karoline hatte von der Berufung ihres Schwiegersohnes nach Wien (aus Prag) berichtet und über die Freude gesprochen, Tochter und Enkel wieder bei sich zu haben. — [4]) Das Billett ist nicht erhalten, vielleicht gar nicht abgegeben. Über Frau Bernhard ist nichts Näheres bekannt. — [5]) Die Schrift Aimés führt den Titel: „Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der venerischen Krankheiten", Tübingen 1825; über sein Doktorexamen in München vgl. Näheres bei Elvers I, 265 ff. — [6]) Über Thereses (der Tochter) Abschied von Arnstadt vgl. Th. H. 372—76. — [7]) Morgenblatt 1826. Schon angeführt Gr. J. 364. Daselbst auch über die in dem Folgenden erwähnten Erzählungen „Gleich und Gleich" und „Bug Jargal". Die Stelle über Goethe ist G. J. Bd. XXIV, S. 36, gedruckt. — [8]) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Sozietät für wissenschaftliche Kritik, seit 1827, vgl. Näheres in Boernes Berliner Briefen XL und mein Buch „Über das geistige Leben Berlins", Bd. II, 611 ff. [9]) Gans, Eduard, Rechtsgelehrter und Hauptvertreter der Hegelschen Schule, geb. 1798, gest. 1838. Die Bedeutung dieses hervorragenden Mannes liegt auf einem Gebiet, auf dem Therese sich nicht zurechtfinden konnte; sie urteilt daher über ihn ganz subjektiv nach innerem persönlichen Eindruck. — [10]) Berliner Konversationsblatt für Poesie, Literatur und Kritik, redigiert von Friedr. Förster und Will. Alexis, 1827—29. Seit 1830 mit dem Freimütigen verschmolzen. Das Blatt ist nicht zu verwechseln mit dem Literarischen Konversationsblatt oben Nr. X, Anm. 6. — [11]) Wilibald Alexis (Häring) (1808—1871), einer der wenigen bedeutenden märkischen Dichter, der in neuester Zeit erst nach Verdienst gewürdigt wird. Alexis' „Walladmor", frei nach dem Englischen des Walter Scott, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, 3 Bände, 1823—24, in Wirklichkeit von W. A. selbständig bearbeitet und nur mit großer Geschicklichkeit der Art und dem Stil des englischen Romanschriftstellers nachgebildet. — [12]) Sidars Buch kann ich leider nicht angeben. — [13]) Der von Karoline erwähnte französische Roman „Cinq Mars" vgl. Gr. J. S. 362. — [14]) Der Verfasser des „Don Alonso" müßte nach der Textesstelle Oechsle sein. — [15]) Johann III., Sobiesky, König von Polen (1674—1696), Briefe an seine Gemahlin, deutsch von Oechsle, Heilbronn 1827. — [16]) Oginskij (1731—1799), Fürst Michael Kasimir, Großhetmann von Littauen, berühmt durch den Kanal im Kreise Jmsk, den er angelegt hat. Seine Memoiren sind mir nicht bekannt. — [17]) Thierry Augustin, „Histoire de la conquête

de l'Angleterre par les Normandes", 3 Bände, Paris 1825. — [18]) Von den erwähnten Cottaschen Journalen ist das Morgenblatt schon häufig genug erwähnt; Annalen sind die: Allgemeinen politischen Annalen, zuerst von Posselt und Murhard geleitet; dann durch Heines Redaktion und Mitarbeit 1827—1829 berühmt geworden, zuletzt unter der Redaktion von Lindner. Das Geographische Journal erschien erst seit wenigen Jahren. Unter den „neuen Gelehrten Lit. bll." sind die schon oben erwähnten „Jahrbücher für wiss. Kritik" zu verstehen. Die Zeitschrift Hesperus bestand schon seit 1822.

XIX.

[1]) Antwort auf einen verlorenen Brief der Karoline, den diese Gr. J. 344 andeutet. Sie sagt, sie habe den Brief durch eine Frau Valentin geschickt, während Therese die Überbringerin Mme. Vincenti nennt. Die Frau von Vincenti könnte mit der Familie eines Generals Vincenti zusammenhängen, von der Fr. von Gerstenbergk in einem Briefe aus Heidelberg vom 26. August 1815 sehr begeistert spricht. — [2]) Ludwig Schorn vgl. Gr. J. 364. — [3]) Karoline hatte für das Kunstblatt Nachrichten über den Kirchenbau in Gran angeboten. Die Aufsätze erschienen wirklich, vgl. Gr. J. 345 und 365. — [4]) Der Titel des Thibaudeauschen Werkes ist angegeben Gr. J. 365. Näheres über die Übersetzung Th. H. 330, 424 u. f. — [5]) Karolines Roman „Die Schweden in Prag" erschien Wien 1827 in 3 Bänden. Näheres über den Roman: Memoiren, Bd. IV, 69 ff. — [6]) Spindler Karl 1796—1855), ein ungemein fruchtbarer, zu seiner Zeit vielleicht überschätzter, aber gewiß nicht verachtenswerter Schriftsteller. Von seinen Romanen erschienen der „Bastard", 3 Bände, Zürich 1826, „Der Jude", 4 Bände, Stuttgart 1827. — [7]) Fouqué, Gatte der oben Nr. XII, Anm. 7, angeführten Schriftstellerin, er selbst von unheimlicher Produktivität, übrigens in seinen älteren Arbeiten von Therese sehr geschätzt, vgl. Th. H. S. 307 ff. Von seinen Werken waren um die Zeit unseres Briefes erschienen: „Geschichte der Jungfrau von Orleans", 2 Bände, Berlin 1826 und: „Die Sage von dem Gunlaugur", Wien 1826; 1827 nur einige Novellen. — [8]) Helvig, bekannter unter ihrem Mädchennamen Amalie von Imhoff (1776—1831), am bekanntesten durch ihr episches Gedicht „Die Schwestern von Lesbos" 1800. Sie schrieb nur eine Erzählung: „Helene von Tournon", Berlin 1824. — [9]) Gerstenbergk, eigentlich Müller v. G. (1760—1837). Er hat keinen Roman geschrieben, sondern nur Novellen, die in Taschenbüchern erschienen; mehr als ein Jahrzehnt vorher waren seine „Kaledonischen Erzählungen", Tübingen 1814, veröffentlicht. Das abweisende Urteil über ihn ist auffällig, da Gerstenbergk bekanntlich der Intimus der Frau Johanna Schopenhauer, in näheren Beziehungen

zu Therese stand. Ich besitze eine ganze Anzahl Briefe des merkwürdigen Mannes an Therese, aus denen eine gewisse Vertrautheit geschlossen werden kann, Briefe, die auch sonst manches Bemerkenswerte enthalten. — [10]) Arnim, Ludwig Achim von (1781—1831). Von seinen Romanen kommen in Betracht: „Die Gräfin Dolores" (1809), „Die Kronenwächter" (1817). — Vgl. einzelne Urteile in Th. H. 310. — [11]) Leopold Schefer. Über ihn und die „Deportierten" Gr. J. 365; ein ergänzendes, sehr bemerkenswertes Urteil in Th. H., S. 319. — [12]) Bonnstetten vgl. Gr. J. 365. Der letzte Brief von Therese Huber an Karoline Pichler ist durch einen Zufall verloren gegangen. Er war die Antwort auf den letzten Brief der K. P. vom 7. Jänner 1828, Gr. J. 344 ff. Die Handschrift des Briefes war außerordentlich zittrig, man sah ihr die schwere kaum überstandene Krankheit an. Er endete mit dem schönen Worte: „Was uns verband, hat mit Raum und Zeit nichts zu tun." Unsere Briefe geben von einem so eigenartigen intimen Verhältnisse zweier Frauen Kunde, die, in ihren Schicksalen und in ihren Stimmungen durchaus verschieden, durch persönliche Wertschätzung und Anerkennung der gegenseitigen Leistungen verbunden waren.

Karl Schröckinger.

Von

Franz Ilwof.

Im XII. und XIII. Jahrhundert hatte sich im Lande Steier eine reiche Blüte der Dichtkunst entfaltet. Dies nachgewiesen zu haben, ist eines der vielen Verdienste Schönbachs, des genialen Germanisten und Literarhistorikers.[1]) Über die Stellung der Steiermark in der deutschen Literatur jener Jahrhunderte stellt er eine neue Ansicht auf und begründet sie evident. Er weist nach, daß es außer dem bekannten Wege, den der Einfluß der romanischen Lyrik von Nordfrankreich über Flandern und die Rheinlande genommen, noch einen südlichen Zugang durch Oberitalien, Friaul und das Alpengebiet nach Österreich gegeben habe. Er nennt die Zeit von 1150 bis 1250 ein goldenes Blatt im Leben der Steiermark. Die Herrschenden sind die Deutschen. Dieses Herrenvolk hat aus seinen bayrischen Heimatsgauen eine Fülle volkstümlicher Überlieferungen mitgebracht, die hier neue Wurzeln geschlagen haben. Der Anteil der Steirer an den Dichtwerken aus der Heldensage ist bei weitem höher, als man gemeinhin annimmt. Im XII. Jahrhundert blühte in der Steiermark geistliche Poesie, aber den Glanz altdeutscher Literatur in diesem Lande begreift die höfische Dichtung in sich, Lied und Erzählung des Rittertums. Als dieses, dem Süden Frankreichs entsprungen, seinen Siegeszug

[1]) Die Anfänge des deutschen Minnesanges. Graz 1898.

durch die germanischen und romanischen Kulturvölker antrat, fand es nirgendwo günstigere Bedingungen als auf steirischem Boden; hier hatten die Dienstmannen des Landesfürsten großen Grundbesitz und durch den Georgenberger Freiheitsbrief vom 17. August 1186 große Selbständigkeit und wichtige Rechte erhalten, so daß der Adel sich gesellschaftlich organisieren und in sich das Ideal des ritterlichen Lebens ausbilden konnte. Den dichterischen Ausdruck dieses Ideals gab zunächst der Minnegesang. So erblühte im Lande Steier im XIII. Jahrhundert die Epik und Lyrik, die Steiermark war ein Vorbild höfischer Bildung für die angrenzenden Gebiete und wirkte selbst auf das Deutsche Reich zurück.

Im XIV. und XV. Jahrhundert, ebenso wie in Deutschland überhaupt, so auch an der Donau und in den Alpen, und da in noch höherem Grade Verfall der geistigen Kultur, insbesondere der Dichtkunst.

Das XVI. und das XVII. Jahrhundert bis etwa 1630 war die Zeit der Reformation und Gegenreformation; die schönen Künste fanden in diesen Wirren keine Stätte der Betätigung. Und nun folgte von 1630 an bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in den habsburgischen Ländern eine Periode des Quietismus, des vollständigen Stillstandes auf dem Gebiete der Kultur, sowohl der geistigen als der materiellen, verursacht durch die Rekatholisierung der Bewohner, durch den in alle Zweige des Volkslebens eindringenden Jesuitismus. Erst die Reformen unter und durch Maria Theresia und Kaiser Josef II. brachten wieder Leben und Bewegung in Land und Leute. Und da erschienen auch in der Steiermark wieder Ende des XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts Dichter, welche zwar nicht Großes, doch aber Beachtenswertes brachten: Joh. Nep. Ritter von Kalchberg, Johann Fellinger, Karl Schröckinger, Vinzenz Zusner — vor allem aber der in jeder Beziehung, besonders als Balladen- und Romanzendichter vorragende Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Seit den letzten vierzig Jahren und in der Gegenwart ist die Steiermark wieder reich geworden an dichterischen Kräften, die („wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten", singt Rückert) durch ihre Leistungen sich selbst, aber auch ihrer Heimat zu Ruhm und Ehre gereichen. Wenn wir Peter Rosegger, Ottokar Kernstock, Wilhelm Fischer, Ferdinand Wittenbauer, Emil Ertl und Karl Gowalowski nennen, so ist die Reihe „lobesamer" Namen nicht erschöpft. Doch wir wollen jetzt hier nicht von allen diesen sprechen, nur von dem einen: Karl Schröckinger.

Er ist ein verschollener, ein vergessener Dichter; seiner erwähnen zwar Kehrein[1]), Wurzbach[2]), die Allgemeine Deutsche Biographie[3]) und Goedeke[4]), aber wer kennt ihn sonst noch, wer weiß heutzutage noch etwas von ihm und seinen Dichtungen, obwohl er, schon mit 21 Jahren aus dem Leben scheidend, sieben dramatische Werke geschaffen, Erzählungen verfaßt und zahlreiche kleinere Poesien gedichtet hat.[5])

Karl Johann Nepomuk Franz Xaver Schröckinger wurde am 16. November 1798 zu Graz geboren; er war der erstgeborne Sohn des damaligen k. k. Staatsbuchhaltungsbeamten, späteren Gubernialregistranten Cajetan Schröckinger aus dessen erster Ehe mit der aus einer angesehenen Grazer Familie stammenden Therese Widerkehr zu Widersbach. Frühzeitig verlor er die Mutter. Im Jahre 1810 trat er in das Gymnasium und 1810 erhielt er als Stipendist einen Stiftungsplatz im k. k. Konvikt

[1]) Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter im XIX. Jahrhundert. Zürich 1871. II., 128.

[2]) Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. XXXI., 316.

[3]) XXXII., 501.

[4]) Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. III., 2., S. 859.

[5]) Eine kurze Schilderung seines Lebens und Dichtens brachte die „Grazer Tagespost" 1906, Nr. 135.

in Graz. Schon hier erregte er Erstaunen wegen der Leichtigkeit seines Arbeitens, indem er die von dem trefflichen Ulrich Speckmoser, einem Admonter Benediktiner, gegebenen Stilübungen, die den Mitschülern schon in Prosa nicht leicht waren, gewöhnlich in gereimten Versen abfaßte; 1813 kam er in den ersten Jahrgang der philosophischen Studien, vertiefte sich ernstlich in die Klassiker, besonders in die griechischen, und machte sich auch allmählich mit der italienischen, französischen, englischen und spanischen Literatur bekannt. Unter seinen Lehrern war es der wenn auch exzentrische, doch geniale Historiker Professor Julius Schneller, welcher Schröckingers frühzeitig hervortretende Liebe zur Poesie sowie seine Sprach- und Literaturstudien förderte. Schon 1816 trat er mit einem Trauerspiele öffentlich auf, dem in kurzen Zwischenräumen andere folgten. Ihm, der sich mit so entschiedener Neigung der Bühne zuwendete, mußte der Zwang einer Erziehungsanstalt, deren Hausgesetze den Besuch des Theaters streng untersagten, unerträglich werden. Als er 1817 das Studium der Rechte begann, trat er daher mit Genehmigung des Vaters, der ihn sehr liebte, aus dem Konvikt und lebte zwei Jahre unter bescheidenen Verhältnissen im Kreise seiner Familie, wo ihm die zweite Gattin seines Vaters, Elise geb. von Lierwald, eine stets liebevolle Mutter war, in stiller Zufriedenheit und eifrigem poetischen Schaffen. Die Ferien brachte er größtenteils in Göß bei Leoben, wo eine Schwester seiner Stiefmutter als Gattin des k. k. Hofrichters Bitterl von Tessenberg ihren Wohnsitz hatte, zu, deren liebenswürdige Tochter im Herzen des jungen Dichters eine zärtliche Neigung erregt zu haben scheint.

Obwohl er sich im ganzen und großen glücklicher Verhältnisse in Graz erfreute, verließ er doch im September 1819 diese Stadt, um in Wien die Studien fortzusetzen, wo er eher als in den beschränkten Verhältnissen der Provinzstadt zu höherer Geltung zu gelangen und seine Dramen

— es waren deren bereits sieben — zur Aufführung zu bringen hoffte. In Wien kam er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit auf dem Gebiete der Literatur, mit Prokesch, Castelli, Kuffner, Johann Schickh, Adolf Bäuerle, Weidmann ꝛc. in nahe Berührung. Doch seine Hoffnungen, die er für seinen Aufenthalt in der Residenzstadt gehegt hatte, verwirklichten sich nicht. Ein Brustübel, das sich schon früher gezeigt hatte, verschlimmerte sich in Wien, ging in Wassersucht über und nötigte den in der großen Stadt ganz Fremden, sich in das Allgemeine Krankenhaus bringen zu lassen, wo er von den Ärzten sorgfältig behandelt und von der Pflegerin Julie Friedrich wahrhaft mütterlich gepflegt wurde. Er sah den baldigen Tod voraus, berief seine Freunde an sein Sterbelager, bat sie, sich seiner Dichtungen anzunehmen und eine Gesamtausgabe derselben zu veranstalten. Am Abend des 23. Dezember 1819 verschied er sanft.

Die kleine Zahl seiner Freunde, darunter Heinrich Hüttenbrenner, später Professor der Rechte in Graz, dessen Bruder Anselm Hüttenbrenner, der bekannte Kompositeur und der große Tondichter Franz Schubert, begleiteten die irdische Hülle des jung verblichenen Dichters auf den Währinger Friedhof.

Des Hingeschiedenen letzter Wunsch, eine Gesamtausgabe seiner Werke, ging leider nicht in Erfüllung, obwohl Kehrein und der ausgezeichnete Literarhistoriker Goedeke sich dahin aussprachen, daß eine Auswahl aus Schröckingers Nachlaß schon im psychologischen, noch mehr im literarhistorischen Interesse wünschenswert wäre.

Ganz wurde Schröckinger in Graz nicht vergessen. Über Anregung seines Lehrers, des Professors Schneller, der eine schwungvolle Denkrede auf seinen einstigen Schüler hielt, errichtete ihm die Studentenschaft eine Gedenktafel aus steirischem Eisen auf der Nordseite der Leechkirche mit der Inschrift:

Manibus

CAROLI SCHRÖCKINGER

juvenis candida virtute
lyraque inter Styros clari
sodales Lycei Graecensis.

MDCCCXIX
Viennae obiit annos natus XXI.

Blatt und Saame wird zerstreuet
Und die Blüten fallen ab,
Doch sie lächeln bald erneuet
Aus dem grünen Hoffnungsgrab.

Schröckinger.

Obwohl Schröckinger erst 21 Jahre 34 Tage alt war, als er aus dem Leben schied, hatte er doch bereits sieben dramatische Werke verfaßt. Keines von ihnen erschien in Druck, doch vier gingen über die Bretter, die die Welt bedeuten.

Am 10. August 1816 wurde im ständischen Theater in Graz „Alix Gräfin von Toulouse“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, aufgeführt. Die Zeitschrift „Der Grazer Aufmerksame“ erzählt den Inhalt wie folgt: „Alix, Gräfin von Toulouse, ist dem Prinzen Ferdinand von Castilien verlobt und befindet sich unterdessen in der Obhut des Herzogs von Castelmoro. Da sie eine Waldenserin ist, beschließt der Herzog aus Religionsfanatismus sie zu töten; die Herzogin, seine Gemahlin, gibt sich zur Ausführung der Tat her. Ein Edelmann am herzoglichen Hofe, Adolf von Dülmen, liebt Alix, ohne daß sie es weiß und erfährt durch seine Schwester Alberte, die der Herzogin Hofdame und Busenfreundin ist, von der der Geliebten drohenden Untat. Er stürzt sich, um Alix zu retten, allein tollkühn in den Palast, wird überwältigt und ins Gefängnis geworfen. Sie stirbt an dem ihr von der Gräfin dargereichten Gifte.“

Die Aufführung von Schröckingers zweitem dramatischen Werke: „Gilles, Prinz von Bretagne oder Bruderhaß und Dankbarkeit“, Schauspiel in fünf Aufzügen, fand ebenfalls in Graz, und zwar am 15. Februar 1817 statt. Der Rezensent im „Aufmerksamen“ schreibt darüber: „Die jugendliche Arbeit eines Hoffnung gebenden Talents, etwas leicht gehalten, noch ungefeilt und mit Unerfahrenheit im theatralischen Effekt ausgeführt.“

„Der Hirtenknabe“, Drama in zwei Aufzügen, soll auch in Graz zur Aufführung gelangt sein.

Die Manuskripte von „Gilles, Prinz von Bretagne“ und vom „Hirtenknabe“ sind bei dem Brande des ständischen Theaters in Graz in der Christnacht 1823 zugrunde gegangen.

Schröckingers viertes dramatisches Werk „Der Fluch“, Trauerspiel in fünf Aufzügen, ging in Graz am 18. Jänner 1819 über die Bühne. Goedeke nennt es eine der damals häufig gedichteten und aufgeführten Schicksalstragödien, „die alle darin übereinkommen, daß sie anstatt des Tragischen das Gräßliche, und auch meist darin, daß sie statt des freien Willens ein blindes Verhängnis darstellen, oder ein abenteuerliches Gespinst von Begebenheiten statt der Tat bieten.“ — Der Rezensent im „Aufmerksamen“ schildert diese Tragödie als eine Häufung des Gräßlichsten: Ein Vater, der sein zartes Kind verflucht, wenn es nicht zum Mörder am Geschlechte des Feindes wird und das als Mann auch den Fluch vollzieht, den Feind des Vaters und den Verlobten von dessen angeblicher Tochter tötet, sich mit dieser vermählt und dann entdeckt, daß er seine Schwester geheiratet.

In Schröckingers Nachlaß wurden noch drei dramatische Werke: „Propertia Rossi“, Drama in zwei Aufzügen, „Der Liebe Kampf und Opfer“, romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen, und „Der Fall der Hohenstaufen“, historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, vorgefunden.

Außerdem verfaßte er einige Erzählungen, von denen „Der Henneberg“, Volkssage, in der „Wiener Theaterzeitung“ (1817, Nr. 136 f.), „Das Spital am Zerrewald“, Erzählung (ebenda 1818), „Die Haarlocke“, romantische Erzählung (in Schickhs „Wiener Zeitschrift“, 1819, Nr. 139 f.), veröffentlicht wurden und durch ihren Inhalt und ihre anmutende Darstellung von dem Talent des Verfassers Zeugnis geben.

Für die bedeutendsten und gelungensten Schöpfungen Schröckingers halte ich seine lyrischen und epischen Gedichte, welche in ziemlich großer Zahl in der „Carinthia“ (1817, 1818, 1819), im „Aufmerksamen“ (1818), in Hormayrs „Archiv“ (1818) und in Bäuerles „Theaterzeitung“ erschienen sind. Zum Beweise dessen wollen wir hier ein episches Gedicht und zwei lyrische Gedichte Schröckingers wiedergeben:

Der Harfner und sein Sohn.

Romanze.[1]

War einst ein Minnesänger,
Hatt' einen lieben Sohn,
Den litt's zu Haus' nicht länger,
Wohl viele Tage schon.

Und als es kam zu scheiden
Gar in ein fernes Land,
Drückt ihm der Greis mit Freuden
Die Harfe in die Hand.

„Zieh' hin in Gottes Frieden,
Ich schenke, was ich hab',
Gar wenigen beschieden
Ist solche Wundergab'!“

„Lass' nimmer sie vom Arme
Um Erdengut und Gold,
Dann reicht in Freud' und Harme
Sie treuen Minnesold.“

[1]) „Carinthia“, 1819, Nr. 9.

„Rein wie der Ton der Saiten
Soll deine Weise sein,
Und Herrliches bedeuten:
Und Schönes nur allein.“

„Dem nimmer mögest frönen,
Was laut den Pöbel zieht,
Frei muß die Harfe tönen
Und göttlicher das Lied.“

„Eh' du magst schnödes singen
Um ird'scher Lüste Ziel,
Und möcht' dir's auch gelingen —
Zerschlag' das Saitenspiel.“

„Kannst du das Wort bewahren
Getreu in deiner Brust,
Wirst du danach erfahren
Viel wundersame Lust.“

„Wirst durch das Leben ziehen,
Ein Engel anzusehn,
Den Unterdrücker fliehen
Und bei der Unschuld stehn.“ —

„So laß es lustig klingen
Die Felder auf und ab;
Magst einst ein Liedchen singen
Auf deines Vaters Grab.“

D'rauf zog der Knab' von hinnen
Die Länder hin und her,
Und Jahr' um Jahr' verrinnen —
Der Knab' kommt nimmermehr. —

Es ging von seiner Klause
Der Greis am Wanderstab'
Und forscht von Haus zu Hause
Nach seines Sohnes Grab.

Da kam er hin, wo stille,
Von einer frommen Hand,
Ob seines Knaben Hülle
Ein Harfnerbildnis stand.

Ließ sich am Hügel nieder
Und rührt' das Saitenspiel,
Sang fromme Trauerlieder
Und sanfte Weisen viel:

„Nach einem schönern Leben
Trugst Lieb' du und Begier;
Was dir das Lied gegeben,
Das nahmst du auch mit dir."

„So schlaf' in kühler Ruhe
Du junger Liedermann!
In deiner grünen Truhe
Kein Feind dich stören kann."

Und als sein Lied verklungen,
Da sprang das Spiel entzwei;
Hat nimmermehr gesungen,
War mit dem Spiel vorbei.

Der Blumenstrauß.[1]

's ist doch ein wunderschönes Ding
Um einen Blumenstrauß!
Er schlingt sich um den Hochzeitsring,
Er folgt in's Grab hinaus.

Und wo wir wandeln, wo wir gehn,
Lacht seiner Blumen Kranz,
Die an dem Trauerschleier wehn
Und bei dem Freudentanz.

Was blinket um die Kerzen hell?
Es ist ein Blumenstrauß:
Ein Kindlein wird mit heil'gem Quell
Getauft im Gotteshaus.

Was weint das Mädchen auf der Flur,
Den schlanken Leib gebückt?
Sie suchet nach der Blumen Spur,
Die sie dem Lieben pflückt.

[1]) „Carinthia", 1818, Nr. 22.

Er scheidet ach! in fernes Land,
Ihn treibt das junge Blut;
Sie schlinget mit der weichen Hand
Den Strauß um seinen Hut.

„Aus treuer Hand ein klein' Geschenk
Mag kein Orkan verwehn!
Sei der Verlaſſ'nen eingedenk,
Mußt ihn auch welken seh'n."

Dort kehrt der Krieger aus dem Streit
In süßer Friedenslust,
Und preßt in stolzer Männlichkeit
Sich an des Liebchens Brust.

Und einen Strauß mit güld'nem Band
Reicht er ihr lächelnd dar,
Drauf wandeln sie wohl Hand in Hand
Zum heil'gen Traualtar.

Und durch des Domes Halle wehn
Die Blümlein Taugeruch,
Die auf den Hüten nickend stehn
Und an dem Busentuch.

Doch dient er in der Freude Sold
Allein dem Menschen nicht;
Dem Weinenden auch lacht er hold,
Der ihn zum Freunde bricht.

Was ruft der Glocke ernster Klang
Still in die Luft empor?
Ein Sünder auf dem letzten Gang'
Tritt aus dem Turm hervor.

Die schwere Kette an der Hand
Tritt trauernd er hinaus,
Blickt wie das Mägdlein unverwandt
Auf seinen Blumenstrauß.

Die Blümlein naß vom Tränentau
Wehn ihm ins Herz hinein:
„Sei nur getrost! auf schön'rer Au
Pflückst du die Schwesterlein."

Drum ist's ein wunderschönes Ding
Um einen Blumenstrauß!
Er schlingt sich zu dem Hochzeitsring,
Er folgt ins Grab hinaus.

Blume

auf das Grab meiner Mutter.[1])

So schlummre sanft! In heil'ger Stille
Deckt dich der Erde Mutterhand;
Früh kleidet sie mit ihrer Hülle
Die sie verschwistert sich ersand.
Ja wohl, zu früh bist du geschieden!
Doch hier ist Schmerz und dort ist Frieden
Im unbekannten Hoffnungsland.

Ein Engel hat mit frommen Armen
Dir den Erlösungstrank gereicht;
Dort oben findest du Erbarmen,
Denn hier sind alle Blicke feucht.
Klein ist die Hütte deiner Ruhe,
Doch nur den Bösen engt die Truhe,
Den Guten, o! den faßt sie leicht.

Die Gräser auf dem Hügel wehen
Sanft in die Gruft den Tröstungslaut;
Sie welken nicht, sie müssen stehen,
Weil sie ein himmlisch' Naß betaut.
Nur einmal drücket leicht die Erde,
Wenn drin vor irdischer Beschwerde
Der Gute ein Asyl sich baut.

So lebe wohl! Du hast's gefunden
Das Friedenstal im ew'gen Licht;
Denn, dir der Prüfung Hand gewunden,
Des Lebens Dornenkranz zerbricht;
Drum stille! frei von jedem Kummer
Schläft eine Mutter hier den Schlummer.
Die Träne — doch die weckt sie nicht.

---

[1]) „Carinthia", 1819, Nr. 14.

Eine geordnete Sammlung von Schröckingers Gedichten soll handschriftlich im Nachlaß Karl Gottfried Ritter von Leitners vorhanden gewesen sein, der sie herauszugeben beabsichtigte, doch in der Verwirklichung der schönen und edlen Absicht an äußeren Hindernissen scheiterte.

Wir schließen diesen Versuch der Schilderung eines vergessenen, verschollenen Dichters mit den Worten, welche Aglaja von Enderes über Schröckinger schrieb[1]: Er war „ein Dichter im wahrsten Sinne des Wortes, der sich mit dem Ernste des Mannes und der Begeisterung der Jugend den Musen in die Arme warf; . . . das Bewußtsein, zu den Auserwählten zu gehören, kam wie eine Beglückung über ihn, die Schritte, die er hinaus in das Land der Dichtkunst wagte, wurden von Teilnahme und glänzendem Erfolge begleitet. Alles kam dem jungen Schöpfer mit offenen Armen entgegen und ein Dichterleben voll Beifall und Glück schien sich ihm zu erschließen“. Und in der Tat, hätte die grausame Parze nicht so frühzeitig den Lebensfaden des Dichters abgeschnitten, würde er den Sturm und Drang der Jugend im Drama überwunden haben, in Lyrik und Epik hat der einundzwanzigjährige Jüngling ja schon Anerkennenswertes geleistet und wäre sicher noch Bedeutendes von ihm zu erwarten gewesen.

---

[1]) „Deutsche Zeitung“ 1872, Nr. 215.

Josef Lewinsky.

(20. September 1835 bis 27. Februar 1907.)

Von

Emil Reich.

Am 1. März 1907 wurde Josef Lewinsky zu Grabe getragen. Ein unersetzlicher Verlust für die Schauspielkunst, aber auch für die Grillparzer-Gesellschaft. Als er starb, hatte der Druck dieses Jahrbuches bereits begonnen, deshalb kann erst im nächsten Jahrgang ein bereits zugesagter Aufsatz unseres Ausschußmitgliedes Hofrat J. Minor den Mann würdigen, der fast ein halbes Jahrhundert lang die beste Stütze des Wiener Burgtheaters war. Hier mögen inzwischen nur wenige hastige Zeilen andeuten, wie eng er seit der Gründung mit unserer Gesellschaft verknüpft, wie unentbehrlich er ihr gewesen ist.

Als Ende Oktober 1889 Hofrat Robert Zimmermann von mir bewogen wurde, die vorbereitenden Schritte zur Stiftung einer Grillparzer-Gesellschaft einzuleiten, war es für uns beide selbstverständlich, daß Josef Lewinsky dem Plan beistimmen und dem Gründungskomitee beitreten würde. Ich eilte in sein stilles, ernstes Arbeitszimmer in der Liechtensteinstraße, wo ich ihm schon als Student gegenübergesessen, um seine belehrenden Worte über ein dramaturgisches Manuskript zu vernehmen. Er war sofort mit allem Eifer für die Idee eingenommen, hing er doch von jeher mit wärmster Verehrung an dem Meister, von dessen Wesen er selbst manchen Zug in sich trug. Wiener

wie Grillparzer, hatte auch Lewinsky nichts mit jener leichtlebigen Artung gemein, die dem Fremden so oft als der alleinherrschende Typus des Wienertums erscheint. Priesterlich ernst faßt er seine Kunst auf, mit zähem Eifer jedem idealen Streben hingegeben. So trat er als wertvollster Mitarbeiter in unseren Kreis. Bis zu seinem letzten Lebensjahre, wo die Schwere seiner Erkrankung ihn fernhielt, fehlte er kaum jemals bei den Vorstandssitzungen und beteiligte sich mit regem Interesse an den Beratungen. Die glanzvolle Durchführung unserer Festakademie im Großen Musikvereinssaal zur Hundertjahrfeier Grillparzers war in erster Linie sein Werk. Alljährlich erschien er als Rezitator an unserem Vortragstisch. Siebzehnmal stellte der beste Sprecher der deutschen Bühne seine Meisterschaft, die im Vortragssaal nicht minder hell leuchtete als im Theater, in den Dienst der Grillparzer-Gesellschaft. Festabende waren dies stets für uns: die klarste Prägung des Wortes, erfüllt von der tiefsten Erfassung des Gedankens, die größte Intelligenz und die stärkste Kraft des Ausdrucks in wunderbarer Vereinigung. Noch nach dem grausamen Schlaganfall, der ihn betroffen, las Lewinsky im März 1905 und 1906 in unserer langgewohnten Vereinigung und innerlich rührend war es, wie er rang, die alte Macht über die Gemüter zu bewahren und bei manchen Gedichten auch wirklich plötzlich gleichsam sich selbst wieder fand; mit einem Ausdruck wie in seinen besten Tagen sprach er zuletzt noch Anastasius Grüns Dichtung „Der alte Komödiant“. Auch für 1907 stand sein Name auf unserem Programm, noch im Spätherbst besprach ich mit ihm die Einrichtung, in der er F. v. Saars „Innocens“ lesen wollte, aber kurz vor Weihnachten entschloß er sich zu schwerem Verzicht. Wohl suchten wir ihn zu überzeugen, es sei nur eine Pause nötig, ein Jahr später werde er aufs neue vortragen; er mag dem Troste kaum Glauben geschenkt haben. Zehn Wochen danach standen wir an seiner Bahre. Wir werden diese unvergeßliche Stimme nie mehr hören, diese geistdurchglühten blauen Augen nie mehr schauen, diese treue Hand nie mehr drücken. Noch ist der

Schmerz zu frisch, um dem teuren Toten so ausführlich zu danken, wie er es um uns verdient. Bedarf er dessen? Die Welt nennt seinen berühmten Namen mit Ehrfurcht. Uns war dieser vornehme, ehrliche Charakter nicht bloß der geniale Künstler, auch der gute Kamerad. Josef Lewinsky, wir trauern um dich!

Bericht

über die

siebzehnte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Von Emil Reich.

Im Stadtratssitzungssaale des Wiener Rathauses wurde Samstag den 3. November 1906 um 4 Uhr nachmittags die siebzehnte Jahresversammlung abgehalten, von deren Stattfinden die Mitglieder durch die Zeitungen und die Post verständigt worden waren.

Im Vertretung des durch dringende Kuratorpflichten von Wien ferngehaltenen Obmannes Markgrafen Pallavicini eröffnete Obmannstellvertreter Geheimer Rat Dr. Wilhelm R. von Hartel die Versammlung mit einem warmen Nachruf für die verstorbenen Mitglieder. Zunächst wurde des Ehrenmitgliedes Ferdinand von Saar gedacht, der nach einem langen, ruhmvollen Leben und Leistungen von hohem Wert in der Dichtkunst, vor einem quälenden Leiden in den Tod geflüchtet. Als Mitglied unseres Schiedsgerichtes hatte seit der Gründung unserer Vereinigung Ludwig Speidel fungiert, dessen glänzende stilistische Begabung der Vorsitzende feierte. Gleich Saar und Speidel hatte auch Geheimer Rat Karl Freiherr von Lemayer, der hervorragende Jurist, dem die Gabe der Poesie nicht fremd geblieben, den Aufruf zur Gründung der Grillparzer-Gesellschaft mitunterzeichnet. Die Versammlung ehrte die Geschiedenen durch Erheben von den Sitzen.

Der Schriftführer Universitätsprofessor Dr. Emil Reich erstattete hierauf folgenden Rechenschaftsbericht:

Geehrte Versammlung!

Über ein ruhiges Arbeitsjahr stetig fortschreitender Tätigkeit will Ihnen der im vorigen Herbste neugewählte Vorstand heute schlicht berichten, von unserer Vortragstätigkeit ausgehend, unser Jahrbuch umfassend und schließlich zu allgemeineren Fragen ausgreifend, wie unsere Bestrebungen es mit sich bringen.

Drei von den sechs Vortragsabenden des letzten Winters waren unserem Schutzpatron selbst gewidmet. Der Prager Universitätsprofessor Dr. Ottokar Weber schilderte am 3. November 1905 die politischen Ansichten Grillparzers und sein Verhältnis zu seinem Österreich mit der Unbefangenheit des weitblickenden Historikers. Am 24. November las Oberregisseur Ludwig Martinelli Ludwig Anzengrubers Meisternovelle „Der Einsam'“ mit erschütternder Wirkung. Professor Franz Adalbert Seligmann gab am 15. Dezember eine anregende Darstellung des noch zu selten behandelten Kapitels „Grillparzer und die bildende Kunst“. Hofschauspieler Georg Reimers las am 19. Jänner mit gewohnter Wirkung Grillparzers Novelle „Das Kloster zu Sendomir“, die durch das einige Monate später auch in Wien gegebene Drama Gerhard Hauptmanns „Elga“ eben wieder zur Diskussion gestellt und in ihrem Werte nun erst recht gewürdigt wurde. Zur Vorfeier des 100. Geburtstages Anastasius Grüns ließ Hofschauspieler Josef Lewinsky mit oft bewährter Kunst am 16. Februar eine größere Anzahl von Gedichten des Wiener Spaziergängers lebendig erstehen. Erzählungen und Gedichte meist heiteren Charakters trug unser Ehrenmitglied Peter Rosegger als sein eigener bester Interpret am 23. März allen zur Freude vor. Auch diese Freitage im Festsaale des Architektenvereines fanden eifrigen Zuspruch und lauten Anklang bei unseren Mitgliedern.

Unser sechzehntes Jahrbuch erschien Mitte Mai. Professor Webers Vortrag „Grillparzer und sein Österreich“ steht an der Spitze, während Professor Seligmanns Ausführungen in der „Neuen Freien Presse“ abgedruckt wurden. August Sauer erbringt in seinem zur Zeit der Weltausstellung in St. Louis gehaltenen Vortrag „Über den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche“ den Nachweis, wie sehr Cooper auf Stifter eingewirkt habe. Die Beziehungen Friedrich Halms zur Familie Rettich werden durch Briefe des Dichters beleuchtet, die Anton Schlossar einbegleitet, so wie Otto Erich

Deutsch „Anselm Hüttenbrenners Erinnerungen an Schubert" mit Erläuterungen veröffentlicht. Gustav Gugitz behandelt in „Josef Pezzl" abermals einen vergessenen Schriftsteller der josefinischen Ära. August Schaeffer stellt das Leben und die Nachwirkung seines Kunstgenossen, des vormärzlichen Malers Peter Fendi dar. Zur Säkularfeier bespricht Stephan Hock den Dichtergrafen Anastasius Grün. „Briefe Ferdinand Kürnbergers an Stephan Milow" publiziert Max Morold Über „eine politische Denkschrift Paul Weidmanns" berichtet R. Payer von Thurn, über „Friedrich Schlegels journalistische Anfänge in Wien" Ludwig Geiger, beide ziehen ungedrucktes Material ans Licht. So erweitert sich unter Karl Glossys umsichtiger Leitung der Rahmen unseres Jahrbuchs mehr und mehr; auch künftig sollen das letzte Viertel des 18. und das ganze 19. Jahrhundert in allen Ausstrahlungen geistigen Lebens darin geschildert werden.

Unser Mitgliederstand blieb auch 1905 unverändert; wir zählen 694 Teilnehmer, von denen 579 in Wien, 115 in der Provinz, stehen also nach wie vor unter den literarischen Vereinigungen Österreichs an erster Stelle. Unsere Kassengebarung ergibt für 1905 abermals einen sehr erheblichen Überschuß, so daß unser lastenfreies Gesellschaftsvermögen bereits rund 14.000 Kronen beträgt und wir nicht nötig haben, uns um öffentliche oder private Subventionen zu bewerben, so wie wir diesen günstigen Stand bisher der eigenen Kraft verdanken.

Die „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung" erhält von uns jährlich einen Beitrag zu ihren förderungswerten Bemühungen, da sie auch zahlreiche Schriften deutschösterreichischer Dichter verbreitet und viele österreichische Büchereien bedenkt. Einzelvorträge und Kurse über Grillparzer und die anderen heimischen Poeten wurden vom Volksbildungsverein, von den volkstümlichen Universitätskursen und vom Volksheim eifrig gepflegt; da wir durch unseren Schriftführer in den Ausschüssen dieser Koporationen vertreten sind, können wir hierauf sowie auf Rezitationen aus diesen Dichtwerken einwirken. Eben jetzt findet zum Beispiel im Volksheim ein Kurs über Grillparzer statt, an den anschließend seminaristische Übungen an seinen Dramen abgehalten werden. Auch an den Mittel- und Hochschulen wird die heimische Literatur immer eingehender gepflegt und gewürdigt. Leider können wir nicht dasselbe von den Wiener Theatern sagen, die sich speziell an Zahl der Grill-

parzer-Aufführungen schon seit Jahren von Berlin schlagen lassen. Mehr Pietät gegen eine große Vergangenheit ließe sich da leicht mit nachdrücklicherer Förderung junger Talente vereinigen. Unsere vorjährige Anregung endlich für ein Ehrengrab Schreyvogels Sorge zu tragen, hat den Erfolg gehabt, daß die Burgtheaterdirektion hierüber bereits mit dem Magistrat verhandelt und es ist bestimmt zu hoffen, die neuerliche Beisetzung werde 1907 erfolgen, gerade 75 Jahre nach dem Tode des größten Burgtheaterdichters. Wurde vor kurzem Heinrich Laubes Angedenken gefeiert (und auch wir verfehlten nicht, „dem Wiedererwecker Grillparzers" einen Lorbeerkranz aufs Grab zu legen), so ist Schreyvogel gewiß gleicher Ehrungen wert. Je mehr vom Geiste Schreyvogels und Laubes in unseren Bühnenleitern lebte, um so eifriger würden die dringend nötigen Neuinszenierungen von Dramen Grillparzers durchgeführt. Grillparzers Weltruhm steht fest, an seiner Heimat ist es, sich seiner am lebendigsten und dankbarsten zu erinnern. Dazu möchten wir durch unsere Bemühungen und Mahnungen ein wenig beitragen.

Schatzmeister Dr. Edmund Weissel verlas nunmehr die von den Rechnungsrevisoren geprüfte und richtig befundene Bilanz per 31. Dezember 1905:

Bestand am 1. Jänner 1905.

		K	h	K	h
K 15.000 Kronenrente al pari . .		15.000	—		
Barsaldo am 1. Jänner 1905 . .		2.538	55		
Einnahmen.					
Mitgliederbeiträge für 1904 . . .		6	—		
" " 1905 . . .		3.383	36		
" " 1906 . . .		1.138	—		
Eintrittsgebühren		78	—		
Außerordentliche Einnahmen . . .		50	—		
Zinsen v. Kontokorrent der Anglobank . . . . K	57·44				
Zinsen v. Kontokorrent der Postsparkasse . . . „	10·87				
Couponseingänge . . . „	600·—				
Gesamtzinsen		668	31		
Fürtrag		22.862	22		

		K	h	K	h
Übertrag		22.862	22		
Ausgaben.					
Jahrbuch XV				2.810	40
Vortragsabende				1.320	—
Gebührenäquivalent				6	46
Allgemeine Spesen				492	94
Außerordentliche Auslagen				155	—
Bestand am 31. Dezember 1905.					
K 15.000 Kronenrente (im Depot der Anglo-österr. Bank) al pari .	K 15.000·—				
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . .	„ 2.475·—				
Guthaben bei der Postsparkasse	„ 674·81				
Zusammen . .	K 18.149·81				
ab Guthaben d. Rechnungslegers	„ 72·39			18.077	42
		22.862	22	22.862	22

Die in das Jahr 1905 gehörenden Einnahmen würden K 5404·67, die Ausgaben K 4822·32 betragen, wonach sich ein sehr erheblicher Überschuß ergibt. Für 1907 wird abermals der Jahresbeitrag außerhalb Wiens mit 6 K, für Wien mit 7 K festgesetzt, ebenso als Wiener Eintrittsgebühr 3 K, wovon Lehrer, Studenten und alle, die im letzten Drittel des Jahres beitreten, ausgenommen sind. Diese Vorschläge wurden angenommen und das Absolutorium erteilt. Ebenso einmütig wurden auf Antrag des Regierungsrates Glossy in das Schiedsgericht gewählt: Geheimer Rat Johann Freiherr von Chlumecky, Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner, Burgtheaterdirektor Dr. Paul Schlenther, die Geheimen Räte Dr. Josef Unger und Hans Graf Wilczek; ferner zu Rechnungsrevisoren berufen: Hofrat Dr. Hermann Hallwich, Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr und als Ersatzmann Sektionschef Dr. Georg v. Thaa. Hierauf schloß der

Vorsitzende, da sonst kein Antrag vorlag, den Erschienenen dankend, die Versammlung.

* * *

Im Winterhalbjahr 1906/07 ergaben sich folgende Vorträge: Am 9. November rezitierte Hofschauspieler Ferdinand Gregori „Deutschösterreichische Lyrik“; am 23. November trug der Forsmann-Chor Kompositionen Lenauscher Texte unter Leitung des Professors Georg Valker vor; am 14. Dezember sprach Hofrat J. Minor über Ferdinand von Saar; am 18. Jänner widmeten Markgraf Alexander Pallavicini und geheimer Rat Ernest v. Koerber dem verstorbenen Obmannstellvertreter W. v. Hartel Gedenkworte, worauf Universitätsprofessor Dr. Robert F. Arnold über „Das deutsche Drama 1870—1885“ sprach; am 15. Februar trug Fräulein M. E. delle Grazie ihre Novelle „Die Sonette des Petrarca“, ihre Erzählung „Boxl“ und ihren Gedichtezyklus „Csardas“ vor; am 12. April las Hofschauspieler Georg Reimers die beiden letzten Akte von Hebbels „Nibelungen“; eine kurze Gedenkrede des Schriftführers auf Josef Lewinsky ging voran.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Grillparzers Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von August Sauer, nebst Nachworten von Heinrich Laube. Oktavausgabe in 20 Bänden

20 Einzelbände (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur) zu je 1 Mark, 10 Doppelbände in Leinen 20 Mark, in Halbfranz 30 Mark.

Grillparzers Werke. [Auswahl.] Mit Einleitung von August Sauer, nebst der Einleitung und den Nachworten von Heinrich Laube. Oktavausgabe in 8 Bänden

4 Doppelbände in Leinen 8 Mark, in Halbfranz 12 Mark.

Grillparzers Werke. [Auswahl.] Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Volksausgabe in 8 Bänden. Klein-Oktav

8 Einzelbände in Leinen (Cotta'sche Volksbibliothek) zu je 50 Pf., 4 Doppelbände in Leinen 4 Mark.

Grillparzers Dramen. Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Herausgegeben von August Sauer. Oktavausgabe in 6 Bänden

3 Doppelbände in Leinen 6 Mark, in Halbfranz 9 Mark.

Grillparzers Dramatische Meisterwerke. Groß-Oktavausgabe in 1 Band

In Leinen geb. 3 Mark, in Halbfranz geb. 4 Mark.

Inhalt: Die Ahnfrau. Sappho. Medea. König Ottokars Glück und Ende. Des Meeres und der Liebe Wellen. Der Traum, ein Leben. Weh dem, der lügt!

Grillparzers Briefe und Tagebücher. Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Glossy und August Sauer. Oktavausgabe in 2 Bänden

2 Einzelbände in Leinen (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur) zu je 1 Mark, 1 Doppelband in Leinen 2 Mark, in Halbfranz 3 Mark.

Außerdem sind Einzelausgaben der **Dramen, Gedichte, Erzählungen** und der **Selbstbiographie Grillparzers** in der „**Cotta'schen Handbibliothek**“ erschienen, ferner wurde eine Anzahl seiner **Dramen** mit Einleitungen und Anmerkungen von Professor **Dr. A. Lichtenheld** in der „Sammlung Cotta'scher Schulausgaben“ herausgegeben. Ausführliche Inhaltsangabe nebst Preisen sämtlicher Ausgaben enthält der „Cotta'sche Klassiker-Katalog“.

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel) in Wien.

Zur Theorie der Tragödie.

Von **Dr. Hugo von Kleinmayr.**

100 Seiten Oktav. Preis broschiert K 1.80.

Hermann Bahr:

Der arme Narr.

Schauspiel in einem Akt.

Preis K 2.40, elegant gebunden K 3.60.

Grotesken.

Der Klub der Erlöser — Der Faun — Die tiefe Natur.

Drei Einakter. Preis K 3.60, elegant gebunden K 4.80.

Amalie Haizinger — Gräfin Luise Schönfeld-Neumann.

Biographische Blätter.

Gesammelt von **Helene Bettelheim-Gabillon.**

Mit drei Porträts und einem Faksimile. Preis K 4.20, eleg. geb. K 5.40.

Zwei Landsmänninnen.

Briefwechsel zwischen Gräfin Luise Schönfeld-Neumann und Hermine Villinger.

Preis K 3.60, elegant gebunden K 4.80.

Verlag von Carl Gerolds Sohn in Wien I. Barbaragasse 2.

Kohm, Dr. Josef, Grillparzers Goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlass. Preis geh. K 4.—.

Hier wird zum erstenmal seit dem Erscheinen des „Goldenen Vlies" 1822 infolge sorgfältiger Prüfung des handschriftlichen Materials eine sichere Grundlage für die Revision des Textes dieser Trilogie geboten. Aus der Fülle des gebotenen Materials und einer großen Zahl von bisher unbekannten Notizen ist zu ersehen, wie sich dieses eigenartige Werk Grillparzers entwickelt hat, mit welchen Schwierigkeiten wiederholt der Dichter zu kämpfen hatte und welche Wandlungen einzelne Stellen durchgemacht haben, bevor sie die bekannte Form des Buchdramas erhalten haben. Durch Kohms Buch dürfte auch die Beurteilung des Dichters und seines Werkes eine nicht unwesentliche Förderung erfahren.

Zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung sowie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel)
in Wien.

Im Preise herabgesetzte Werke:

Aus Bauernfelds Tagebüchern. I., II. 1819—1879. Herausgegeben von Karl Glossy. Preis statt K 6.— nur K 3.—.

Aus Grillparzers Tagebüchern. 1808—1859. Herausgegeben von Karl Glossy. Preis statt K 4.— nur K 2.—.

Briefe von und an Grillparzer. Herausgegeben von Karl Glossy. Preis statt K 6.— nur K 3.—.

Costenoble, C. L., Aus dem Burgtheater. 1818—1837. Zwei Bände. Preis statt K 7.— nur K 3.50.

Ilg, Albert, Leben und Werke Joh. Bernh. Fischers von Erlach des Vaters. Preis statt K 20.— nur K 10.—.

Krones, Dr. Franz, Geschichte der Neuzeit Österreichs. Preis statt K 12.— nur K 5.—, elegant gebunden statt K 14.— nur K 7.—.

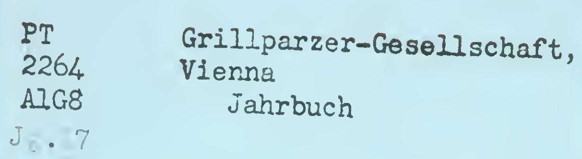
Minor, J., und **Sauer, A.,** Studien zur Goethe-Philologie. Preis statt K 6.— nur K 3.—.

Tyrolt, Dr. R., Chronik des Wiener Stadttheaters. 1872—1884. Ein Beitrag zur Theatergeschichte. Preis statt K 4.— nur K 1.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsbuchhandlung.







PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

